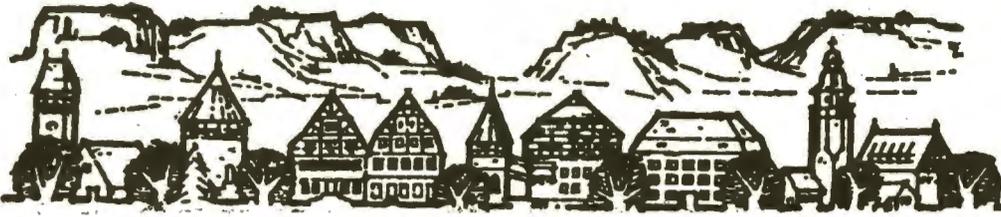


# Heimatkundliche Blätter

## Balingen



Jahrgang 35

30. Januar 1988

Nr. 1

### Die Eisenbahnprojekte auf dem Kleinen Heuberg

von Guido Motika

**Es ist jetzt hundert Jahre her, seit sich auf dem Kleinen Heuberg erstmals fortschrittlich denkende Kreise zusammaten, um einen Bahnschluß für die unterentwickelte Gegend zu erreichen. Wenn die in diesem Aufsatz beschriebenen vielfältigen Bemühungen auch nie zum Bau eines einzigen Kilometers Eisenbahn geführt haben, dürfte es doch für den historisch Interessierten von Reiz sein, die zahlreichen Projekte kennenzulernen.**

Als „Kleiner Heuberg“ bezeichnet man das Albvorland unterhalb der „Balingen Berge“. Nordwestlich der bewaldeten Höhen zwischen Oberndorf und Haigerloch schließt sich der „Mühlbach“ an, eine leichtwellige Hochebene gegen das tiefeingeschnittene Neckartal hin. Das ganze Gebiet wird grob begrenzt durch die Linie Balingen – Rottweil, das Neckartal, die Linie Sulz – Haigerloch und das Eyachtal. Noch gegen Ende des 19. Jahrhunderts war diese Gegend weitgehend durch Land- und Forstwirtschaft geprägt. Der bedeutendste Ort, das altwürttembergische Städtchen Rosenfeld, war mit den umliegenden Gemeinden verwaltungsmäßig dem Oberamt Sulz zugeordnet, obwohl es in wirtschaftlicher Hinsicht eher nach Balingen tendierte. Im Vergleich zu den erschlossenen Nachbarregionen mußte hier im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts ein Niedergang verzeichnet werden, der einen Einwohnerschwund von mehr als 10 Prozent zur Folge hatte. Die Abwesenheit von den wichtigen Durchgangsstraßen, denen inzwischen auch die Eisenbahn gefolgt war, ließ die Standortnachteile für eine Aufwärtsentwicklung von Handel und Industrie immer gewichtiger werden. Die für die Industrialisierung wichtige Kohle kam z. B. hier um 10 bis 20 Prozent teurer als in Balingen. Der Versand von Holz und Bruchsteinen verteuerte sich um die Kosten der aufwendigen Zurollung zum nächsten Bahnhof.

Etwa 10 Jahre nach der durchgehenden Inbetriebnahme der Zollernbahn wurde immer deutlicher, welche Vorteile für die wirtschaftliche Entwicklung das neue Verkehrsmittel gebracht hatte. Nun begannen sich auch im Hinterland Stimmen zu erheben, die sich für eine Erschließung der bisher benachteiligten Landstriche einsetzten. Erste Presseberichte über Aktivitäten für das Gebiet Kleiner Heuberg/Mühlbach finden sich ab Mai 1887. Weil etwa um diese Zeit wieder eine „Eyachthalbahn“ Balingen – Haigerloch – Eyach ins Gespräch kam, gingen die Überlegungen in die Richtung, diese Bahn von Balingen über Geislingen und durch das Stunzachtal zu führen, um so eine zusätzliche Querverbindung von Sulz her zu verkürzen. Zur Agitation in diesem Sinne fanden sich am 11. 5. 1887 die Ortsvorsteher von Sulz, Rosenfeld und Renfrizhausen mit Vertretern der Gewerbevereine Balingen und Ebingen zusammen. Kurz danach schlossen sich auch andere Gemeinden, wie z. B. Binsdorf, dem Gremium an. Man traf sich wieder am 3. 6. 1887 zu einer beratenden Versammlung im Balingen Gasthof „Schwanen“. Vom Verlauf ist allerdings nichts überliefert.

Von verschiedenen Seiten wurden in den folgenden Monaten Streckenwünsche formuliert und gegeneinander abgewogen. Je nach Eigeninteresse gab man den Linien Balingen – Haigerloch – Eyach, Balingen – Rosenfeld – Fischingen/Sulz oder Balingen – Rottweil den Vor-

zug. Selbst die Frage, ob mehr württembergische als preußische Orte berührt würden, spielte eine Rolle. Eine Eingabe zugunsten einer Bahn Fischingen – Rosenfeld – Balingen erging 1888 an das württembergische Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. Sie wurde abschlägig beschieden. All diesen Wunschvorstellungen war gemeinsam, daß sie trotz vieler Bemühungen zu nichts führten. Die Jahre vergingen.

Um das Jahr 1894 begann sich ein Projekt Sulz – Rosenfeld herauszuschälen, das wegen der erheblichen Geländeschwierigkeiten als Schmalspurbahn ausgeführt werden sollte. Aber erst 1897, als in allen Teilen des Landes wieder dringliche Wünsche nach Nebenbahnen geäußert wurden, meinte man, die Sache mit Nachdruck verfolgen zu müssen, um nicht ins Hintertreffen zu geraten. Am 14. 3. 1897 trafen sich in Rosenfeld unter dem Vorsitz von Stadtschultheiß Kipp so zahlreiche Vertreter der beteiligten Gemeinden, daß sich der Saal der Fischer'schen Brauerei als zu klein erwies. Kipp gab bekannt, daß die Berliner Bahngesellschaft Havestadt & Contag an ihn herantreten sei mit dem Angebot, eine Schmalspurbahn von Fischingen über Mühlheim – Bergfelden – Vöhringen – Heiligenzimmern nach Rosenfeld zu bauen, falls diese sich als rentabel erweisen sollte. Als Spurweite waren 750 mm und als Höchstneigung 1:30 vorgesehen. Für die Gemeinden im Einzugsbereich hatte die Firma Fragebogen vorbereitet, in welchen ihr Verkehrsaufkommen dargestellt werden sollte. Das Unternehmen war als Privatbahn mit erheblichen Beiträgen der Gemeinden und einem Staatszuschuß gedacht. Kaum hatte man in Geislingen hiervon erfahren, wurden dort schon Wünsche laut, die Bahn über Binsdorf, Erlaheim, Geislingen und Ostdorf nach Balingen fortzusetzen.

Das in Rosenfeld gebildete Eisenbahn-Komitee sorgte inzwischen für die Beantwortung der Fragebögen. Als die Ergebnisse im August zusammengestellt waren, ergaben die Berechnungen der Bahnbaufirma ein sehr günstiges Bild. Sie erklärte sich bereit, die Vorarbeiten für einen Preis von 200 Mark je Kilometer (also ca. 3000 Mark im ganzen) in Angriff zu nehmen. Eine Hälfte der Summe hätten die Gemeinden in jedem Falle zu übernehmen, die andere nur, wenn nicht innerhalb von zwei Jahren ein Bau- und Betriebsvertrag zustandekäme.

Am 22. 8. 1897 stimmte das Rosenfelder Komitee zu. Die Kosten sollten nach einem bestimmten Schlüssel auf die Gemeinden umgelegt werden. Mit deren Einwilligung ging nicht alles glatt. Die Stadt Rosenfeld entschloß sich im April 1898, die fehlenden 1400 Mark vorzustrecken. Im Juni wurde endlich der Projektierungsvertrag abgeschlossen. Die Arbeiten sollten am 15. Juni beginnen und bis zum 15. 10. 1898 beendet sein. Tatsächlich wurde das Gesamtprojekt dann erst im Februar 1899 dem

Komitee ausgehändigt. Die Kosten des Bahnbaus beliefen sich danach auf 980 000 Mark, zusätzlich den von den Gemeinden zu tragenden Grunderwerbskosten in Höhe von ca. 95 000 Mark. Ein noch keineswegs genehmigter Staatszuschuß von 300 000 Mark war einkalkuliert. Damit hätte der Betriebsüberschuß eine angemessene Verzinsung des Anlagekapitals erlaubt.

Kurz danach, im April 1899, informierte der Gewerbeverein Rosenfeld das Stadtschultheißenamt Balingen über den Stand der Dinge. Dabei kam zum Ausdruck, daß man sich in Rosenfeld von einer staatlichen Bahn nach Balingen eigentlich mehr versprach, als von der privaten Schmalspurbahn nach Sulz. Es wurde um Unterstützung in diesem Sinne gebeten.

Stadt und Amt Balingen waren um diese Zeit mit den Vorverhandlungen für das Projekt Balingen – Schömberg befaßt, für dessen Ausarbeitung die neugegründete Württembergische Eisenbahn-Gesellschaft (WEG) aus Stuttgart verantwortlich zeichnen sollte. Als deren Direktor Köhler im Juli nach Balingen kam, um die Gegend bis Schömberg abzufahren, zeigte er auch Interesse an den Eisenbahnwünschen des Kleinen Heuberg. Wohl auf seine Anregung hin kam es am 23. 7. 1899 zu einer Versammlung in Balingen, auf welcher er vor Gemeindevertretern aus Balingen, Rosenfeld, Geislingen, Erlaheim, Binsdorf, Isingen und Bickelsberg referierte. Das Protokoll über das Treffen stellt den Stand der Angelegenheit aufschlußreich dar und wird daher auszugsweise wiedergegeben:

„Während die Stadtgemeinde Rosenfeld seit längerer Zeit sich um eine Eisenbahn bemüht und insbesondere auf den Bau einer Stichbahn Rosenfeld-Sulz ihr Bestreben gerichtet hat, ist in neuester Zeit das Interesse der Stadt und des Oberamtsbezirks Balingen für das am Eingang genannte Eisenbahnprojekt Rosenfeld-Balingen wachgerufen worden durch eine in letzter Zeit aufgekommene Anschauung, daß der Oberamtsbezirk Sulz sein Bestreben auf die Erbauung einer durchgehenden Eisenbahnlinie von Sulz über Rosenfeld nach Balingen statt einer Stichbahn richten sollte. Die Erreichung eines solchen Zieles erscheint aber für absehbare Zeit aus dem Grund unwahrscheinlich, weil die fragliche Strecke zweifellos nicht zu den Bahnen gehört, welche in der nächsten Zeit vom Staat gebaut werden und zwar aus dem Grunde nicht, weil es bauwürdigere Projekte gibt, die für den Staat naturgemäß vor dem Bau einer Bahnlinie Sulz-Balingen in Betracht kommen. Es könnte daher nur der Bau der Bahnlinie durch eine Privatgesellschaft in Frage kommen.“

Die Erbauung einer durchgehenden Strecke durch eine Privatgesellschaft aber wird durch den Staat nach der bestehenden Praxis wahrscheinlich nicht konzessioniert werden. Abgesehen von diesem inneren Grund aber, der dagegen spricht, daß auf die staatliche Erbauung einer durchgehenden Strecke Sulz-Balingen in nicht zu ferner Zeit gehofft werden kann, ist nach direkt eingezogener Erkundigung Aussicht auf Erbauung dieser Linie für absehbare Zeit nicht vorhanden.

Nach dieser Sachlage kann nur die Frage der Erbauung einer Stichbahn von Rosenfeld aus, sei es nun einer Strecke Rosenfeld-Sulz oder Rosenfeld-Balingen in Betracht gezogen werden. Um nun aber beurteilen zu können, welche der beiden in Rede stehenden Stichbahnen die

bauwürdigere ist, sind nach Ansicht des Direktors der Württ. Eisenbahngesellschaft, der die Gegen Balingen-Sulz in letzter Zeit bereist und das Terrain besichtigt hat, zunächst genaue Vorarbeiten erforderlich. Für die Strecke Sulz-Rosenfeld liegen bereits Vorarbeiten vor, dieselben sind jedoch nicht ausreichend und daher zu ergänzen. Das Richtige würde es nach Ansicht des vorgenannten Herrn sein, ein Projekt Balingen-Rosenfeld und Sulz-Rosenfeld in der Weise auszuarbeiten, daß es möglich wäre, jede der beiden Teilstrecken unabhängig von der anderen zu bauen und zu betreiben. Hierbei ist klar, daß die zwischen Sulz und Rosenfeld gelegenen Gemeinden ihr Bestreben darauf richten, eine Bahn Rosenfeld-Sulz zu erreichen, während umgekehrt die zwischen Rosenfeld und Balingen gelegenen Gemeinden, deren Verkehrsinteressen nach Balingen gravitieren, für eine Verbindung Rosenfeld-Balingen eintreten.

Die am meisten interessierte Gemeinde Rosenfeld ist nach Mitteilung des in der Versammlung anwesenden Stadtschultheißen an der Ausarbeitung eines Projekts Rosenfeld-Sulz finanziell stark beteiligt und daher gebunden, im übrigen aber auch einer Verbindung Rosenfeld-Balingen nicht abgeneigt, da es derselben in erster Linie darum zu thun ist, überhaupt eine Bahnverbindung zu erhalten, wobei aus verschiedenen Gründen dem Projekt Rosenfeld-Sulz der Vorzug gegeben, im allgemeinen es jedoch von mehr untergeordneter Bedeutung sein würde, ob die Stadtgemeinde Rosenfeld Anschluß nach Sulz oder nach Balingen erhält.

Wie aus einem Erlaß der Kgl. Generaldirektion der Württ. Staatseisenbahnen, betreffend den Bau einer Stichbahn Balingen-Schömburg hervorgeht, sind derzeit Mittel zur staatlichen Subventionierung oder staatlichen Erbauung von weiteren Eisenbahnen als von den in dem neuerdings erlassenen Gesetz über den Bau von Nebeneisenbahnen enthaltenen nicht vorhanden. Es sind sogar für die nächste Etatsrechnung, welche im Frühjahr 1901 stattfinden wird, die zu erbauenden Nebeneisenbahnen schon genannt, so daß die Verfügung über die Mittel des nächsten Etats wenigstens teilweise schon vorgesehen ist.

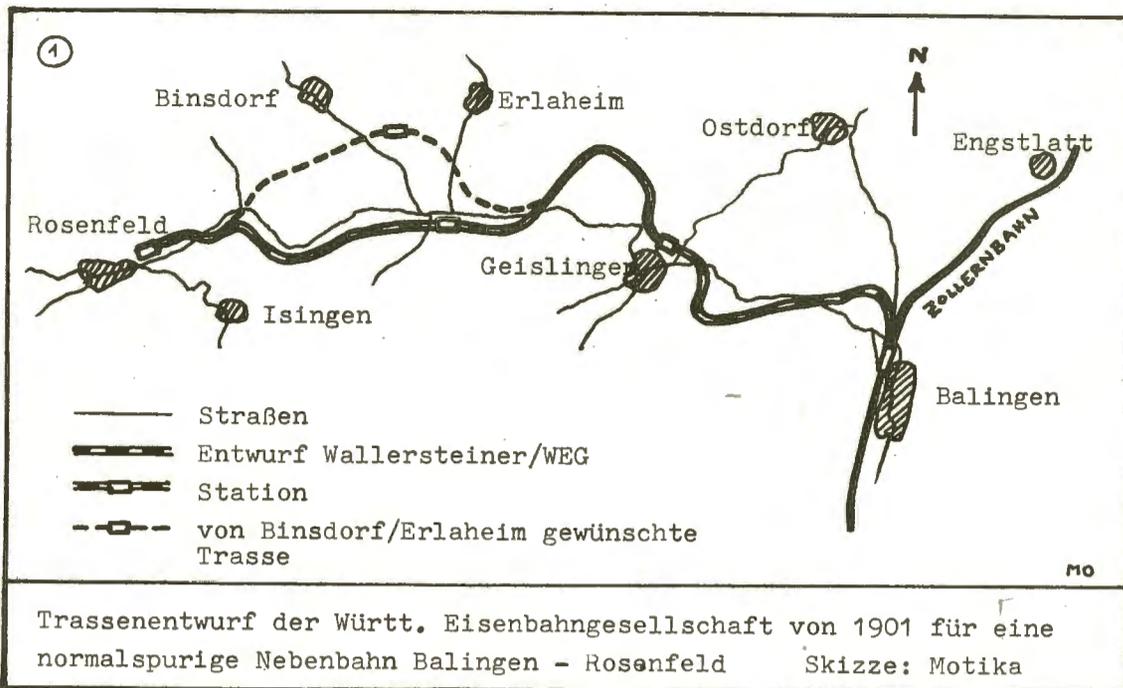
Wenn nun die heutige Versammlung die Eisenbahnsache trotzdem weiterbetreiben will, so erklärt sich dies daraus, daß das genannte Gesetz ausdrücklich betont, daß es keineswegs ausgeschlossen sein soll, noch die eine oder andere Nebeneisenbahn außer den erwähnten zu bauen oder zu subventionieren, wenn die Zweckmäßigkeit derselben sich erweisen sollte.

Nach eingehenden Erörterungen und nachdem sowohl seitens der einzelnen Vertreter der Gemeinden, insbesondere der Stadtgemeinde Rosenfeld, als seitens des Vertreters der Württ. Eisenbahngesellschaft je der Standpunkt in der Sache dargelegt und die Frage, ob eine Linie Sulz-Rosenfeld oder Balingen-Rosenfeld zweckmäßiger und wirtschaftlich wichtiger wäre, offen gelassen worden war, faßt die Versammlung einstimmig folgende Beschlüsse:

1. Die Vertreter der vorgenannten Gemeinden beschließen vorbehaltlich der Genehmigung seitens der Gemeindevertretungen, die erforderlichen Vorarbeiten für die Erbauung einer Stichbahn Balingen-Rosenfeld neben dem Projekt Sulz-Rosenfeld ausarbeiten zu lassen.

2. Die Vorarbeiten sollen begonnen werden, sobald seitens der beteiligten Gemeinden die erwachsenden Kosten garantiert sind. Diese Kosten der Vorarbeiten für das Projekt Balingen-Rosenfeld sind auf 3000 Mark im Höchstbetrag geschätzt und sollen nach der Ansicht der heutigen Versammlung unter die beteiligten Gemeinden in nachstehender Weise verteilt werden:

Balingen	700 Mark	Einwohnerzahl 3319
Geislingen	400 Mark	Einwohnerzahl 1605
Rosenfeld	700 Mark	Einwohnerzahl 854
Erlaheim	200 Mark	Einwohnerzahl 585
Binsdorf	700 Mark	Einwohnerzahl 808
Isingen	100 Mark	Einwohnerzahl 464
Leidringen	200 Mark	Einwohnerzahl 893
Bickelsberg	100 Mark	Einwohnerzahl 546



3. Die Mittel zur Bestreitung dieser Kosten werden von der Württ. Eisenbahngesellschaft, welcher die Vorarbeiten übertragen werden sollen, vorgeschossen und sind derselben unter der Bedingung seitens der Gemeinden zu ersetzen, daß die Bahn in der Eisenbahnbauperiode 1901/02 nicht zur Ausführung kommt.

8. Die Vorarbeiten sollen, wie bereits bemerkt, der Württ. Eisenbahngesellschaft übertragen werden. Dieselbe wird gebeten, die Vorarbeiten zu übernehmen und sobald sie fertig gestellt sind, dem Stadtschultheißenamt Balingen zu übergeben, welches das ausgearbeitete Projekt den übrigen Gemeinden, die an der Kostenzusicherung sich beteiligt haben, unterbreitet. Weiter wird die genannte Gesellschaft gebeten, alle Erhebungen anzustellen, welche zur Vorlage des Projekts an die K. Staatsregierung erforderlich sind, das Projekt alsdann befürwortend der K. Staatseisenbahnverwaltung zu unterbreiten und endlich im Falle der Genehmigung desselben seitens des Staats den Bahnbau zu übernehmen...

Aus einem gleichzeitigen Schriftwechsel ergibt sich allerdings, daß Köhler der Balingen-Rosenfelder Bahn nicht viel Bedeutung beimaß, sie aber trotzdem ausführlich projektieren lassen würde. Der Gedanke drängt sich auf, daß man an einem „Windei“ verdienen wollte. Dann geschah ein paar Monate lang so gut wie nichts. Inzwischen hatte die WEG das Teilprojekt Rosenfeld-Sulz nachgearbeitet und dessen Unwirtschaftlichkeit errechnet. Für den 27. 5. 1900 lud man zu einer neuen Versammlung in Balingen ein. Die Beschlüsse vom Juli 1899 wurden nun bekräftigt, ein neues Komitee gebildet und der WEG am 7. 6. 1900 der Auftrag für die Projektierung Balingen-Rosenfeld erteilt.

Die WEG sagte den Arbeitsbeginn für August zu und betreute ihrerseits den Nürnberger Regierungsbaumeister Wallersteiner mit der Ausführung. Bald nach Aufnahme der Vermessungen trat Uneinigkeit bei den Interessenten zu Tage. Binsdorf und Erlaheim legten bei Oberamtmann Filser Protest ein, weil ihrer Ansicht nach ihre Gemeinschaftsstation zu weit von den Orten entfernt lag. Wallerstein begründete seine Planung mit topografischen Zwängen, fand aber kein Verständnis. Es kam nicht zur Einigung. Im Mai 1901 lieferte Wallersteiner seine Arbeit bei der WEG ab (siehe Skizze 1).

Erst Ende Februar 1902 erhielt dann der Balingener Oberamtmann Filser von der WEG die Zeichnungen und Berechnungen zur Weitergabe an das Eisenbahnkomitee. Dieses sollte alsbald eine entsprechende Eingabe an das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten erarbeiten und absenden. Stadtschultheiß Eisele lud daher zum 31. 3. 1902 in das Balingener Gasthaus „Zum Schwefelbad“. Die Versammlung hatte 54 Teilnehmer. Das Protokoll enthält u. a. folgende Ausführungen:

„Nachdem das Projekt in den Hauptgrundzügen erläutert, der Kostenvoranschlag in den

Hauptzahlen eröffnet und die Rentabilitätsberechnung, nach welcher für das anzulegende Baukapital eine Rendite von 0,68 Prozent geschätzt ist, zur Kenntnis der Versammlung gebracht war, sind folgende Beschlüsse von den anwesenden Gemeindevertretern unter dem Vorbehalt der Genehmigung der bürgerlichen Kollegien der einzelnen Gemeinden gefaßt worden:

1. Die an dem Bahnbau beteiligten Gemeinden erklären sich bereit und verpflichten sich, den zum Bahnbau erforderlichen Grund und Boden frei und unentgeltlich dem Staat oder der bauenden Gesellschaft zur Verfügung zu stellen, bzw. für die durch die Grunderwerbung erwachsenen Kosten in vollem Umfange aufzukommen.

2. Dieselben Gemeinden verpflichten sich, dem Staat oder der bauenden Gesellschaft einen Barbeitrag von 5000 Mark pro Kilometer Bahnlänge zu bezahlen.

3. Die Unterausteilung der durch die Grunderwerbung und durch die Beitragsbewilligung den Gemeinden erwachsenen Gesamtkosten behalten sich die Gemeinden vor, wobei nach folgenden Grundsätzen verfahren werden soll:

a) Jede Gemeinde leistet an den Gesamtkosten ihren Anteil nach dem Interesse, welches die einzelne Gemeinde an dem Bahnbau hat und zwar in ähnlichem Verhältnis, in welchem die Kosten der Vorarbeiten des Projekts verteilt sind.

b) Das größte Interesse an dem Bahnbau haben die beiden Städte Rosenfeld und Binsdorf, welche je 1/4 Teil, also zusammen die Hälfte der erwachsenen Kosten zu tragen haben. An dieser Hälfte des gesamten den Gemeinden zufallenden Aufwands trägt Rosenfeld 60% und Binsdorf 40%.

c) In zweiter Linie kommen die Gemeinden Balingen und Erlaheim in Betracht, welche zusammen 1/4 des gesamten Aufwands zu tragen sich verpflichten.

d) Der Anteil der übrigen 4 Gemeinden Geislingen, Isingen, Leidringen und Bickelsberg berechnet sich sonach zusammen auf 1/4 der Gesamtkosten und zwar Geislingen 5% mehr als die übrigen 3 Gemeinden, daher es an dem letzten Viertel der Kosten Geislingen 30% und die anderen 3 Gemeinden zusammen 70%, also die einzelne Gemeinde je 23 1/2% trifft.

4. Die Gemeinden werden gemeinschaftlich unter Vorlage des Projekts eine Eingabe der Kgl. Staatsregierung unterbreiten mit der Bitte, das Bahn-Projekt Balingen-Rosenfeld auszuführen, oder für den Fall, daß der Bau der Bahn der Privatunternehmung übertragen werden müßte und eine Privatunternehmung gewonnen werden könnte, einen entsprechenden Staatsbeitrag zum Bahnbau zu bewilligen.

5. Ebenso soll eine Eingabe den Landständen mit der Bitte vorgelegt werden, die Mittel zum Bau dieser Bahn oder zur Subventionierung derselben der Kgl. Staatseisenbahnverwaltung zur Verfügung zu stellen.

6. Für den Fall, daß der Staat die Bahn nicht baut, wird die Württ. Eisenbahngesellschaft gebeten, den Bau der Bahn zu übernehmen. Zugleich wird der selben der geziemende Dank dafür ausgesprochen, daß sie die Projektausarbeitung übernommen hat.“

Die Einmütigkeit war nur scheinbar. Noch drei Monate lang kämpfte Binsdorf, allerdings erfolglos, um einen nähergelegenen Bahnhof und die Führung der Bahn durch das Weihertal. Geislingen lehnte sogar jede Kostenbeteiligung mit der Begründung ab, ihm genüge der Bahnhof Balingen vollauf. Trotzdem gingen noch im Spätsommer 1902 die gesammelten Eingaben an die Regierung ab.

Von einem Erfolg konnte nicht die Rede sein. Im Mai 1903 erhielt das Oberamt Balingen von der WEG eine schriftliche Forderung über die ausstehenden Projektierungskosten in Höhe von 3000 Mark, weil es „aussichtslos erscheint, die Bahn zustandezubringen.“ Nach zwei schriftlichen Mahnungen antwortete Oberamtmann Filser Ende August, wobei der die Aussichtslosigkeit des Unternehmens zugab. Eine Bitte um Verlängerung der Zahlungsfrist begründete er allerdings damit, daß das Projekt noch nicht der Staatsbahnverwaltung zur Begutachtung vorgelegt worden sei. Wenn demnächst die Entscheidung über den Bau der Strecke Balingen-Schömberg gefallen sei, werde das Vorhaben Balingen-Rosenfeld sofort nachgeschoben. Man einigte sich auf den Zahlungstermin 1. 12. 1903, der aber vom Komitee wieder nicht eingehalten wurde. Nach einer letzten Mahnung und der Androhung gerichtlicher Schritte muß die WEG in den ersten Monaten des Jahres 1904 doch noch ihr Geld erhalten haben, denn ein weiterer Schriftwechsel fand nicht mehr statt.

Nun begannen die Forderungen zur Erschließung des Kleinen Heubergs andere Wege zu gehen, ein neues Verkehrsmittel bot sich an, der „Motorwagen“, wie man den Omnibus damals nannte. In Nordwürttemberg hatte bereits von 1898 bis 1899 versuchsweise ein Omnibusdienst stattgefunden, der sich allerdings nicht bewährte. Inzwischen war die Technik weiter fortgeschritten. So kam es z. B. 1905 zur Eröffnung von Postomnibuslinien in Bayern.

Schon Ende 1905 setzte sich der Handels- und Gewerbeverein Sulz für eine solche Verbindung zwischen Balingen und Sulz ein, ggf. mit verschiedenen Abzweigungen. Wieder wurde ein Komitee gegründet. Die folgende Entwicklung, die letztlich die zukunftsweisende war, soll in diesem Bericht nur gestreift werden.

Nachdem am 14. 4. 1905 eine Vorführungsfahrt zwischen Sulz und Balingen stattgefunden hatte, die insgesamt einen guten Eindruck hinterließ, wurde vorgeschlagen, die Württ. Eisenbahngesellschaft solle mit Zuschüssen der Postverwaltung eine Kraftwagen-Betriebsgesellschaft ins Leben rufen und damit landesweit eine Anzahl von geforderten Nebenbahnen überflüssig machen. Wegen der geringen Gewinnaussichten war jedoch das Interesse schwach. Im folgenden Jahr wurde die Probefahrt wiederholt. Das berechtigte zu Hoffnungen. Die Aussichtslosigkeit des Bahnprojektes wurde nun als Argument für die Einrichtung einer Buslinie herangezogen. Über die Vorgeschichte der am 1. 10. 1909 eröffneten Postomnibus-Versuchslinie Balingen - Rosenfeld - Oberndorf/Sulz hat Rudolf Töpfer in den „Heimatkundlichen Blättern“ vom Oktober/November 1985 ausführlich berichtet. Die vorher verkehrende Postkutsche wurde nun überflüssig. Die Buslinien wurden mit wenigen, kriegsbedingten Unterbrechungen bis heute beibehalten.

Trotzdem war der Wunsch nach einer Eisenbahnlinie nicht „gestorben“, vor allem, weil sich für den Güterverkehr noch keine brauchbare Lösung abzeichnete. Zwischen 1907 und 1910 kam es zu mehreren Gesprächen städtischer Gremien von Balingen, Rosenfeld und Sulz, die aber nicht einmal zu irgendwelchen Eingaben an die Regierung führten. 1910 war man in Balingen mit dem Neubau des Bahnhofs und der Strecke nach Schömberg befaßt. Daneben rechnete man noch mit der baldigen Schließung der Schienenlücke im Eyachtal zwischen Balingen

und Stetten. Hier gestand man dem Projekt „Rosenfeld-Bahn“ auch jetzt keine Aussichten zu.

Neue Hoffnung entstand in Rosenfeld, als 1912 bekannt wurde, daß die Staatsbahn Pläne für den zweigleisigen Ausbau der Strecke Horb - Rottweil erarbeiten lasse, unter Berücksichtigung der etwaigen Einmündung einer Nebenbahn vom Kleinen Heuberg in Fischingen oder Sulz. Das hatte letztlich zur Folge, daß am 22. 5. 1913 in Rosenfeld ein neues Komitee für den Bau einer Bahn Fischingen - Mühlheim - Bergfelden - Vöhringen - Rosenfeld - Leidringen - Dormettingen - Dotternhausen gegründet wurde. Die Stadtverwaltung Rosenfeld stand dem Vorhaben sehr aufgeschlossen gegenüber und fand sich zur finanziellen Unterstützung der Vorarbeiten bereit. Als unermüdlich treibende Kraft des Komitees zeigte sich Oberförster v. Biberstein aus Rosenfeld.

Hier muß gesagt werden, daß die Stadt Balingen

dieses neue Projekt eindeutig ablehnte, einmal, weil es den Verkehr in andere Richtungen gelenkt hätte, aber auch richtigerweise, weil die vorgesehenen Anschlußbahnhöfe (also Fischingen und Dotternhausen - Dormettingen) selbst völlig bedeutungslos waren.

In Rosenfeld sah man das anders. Am 8. 6. 1913 besuchten über 200 Teilnehmer aus 20 Gemeinden eine Bürgerversammlung in der dortigen Brauerei Fischer. Hier auszugswise ein Zeitungsbericht über die Veranstaltung:

„Die neue Bahnstrecke würde 34 Kilometer lang werden und 12 Stationen bekommen. Letztere zählen 8700, das Hinterland 4600 Bewohner. Mit dem Bau der Bahn soll der Abwanderung der Bevölkerung Einhalt getan und der Absatz der Rohprodukte Holz und Steine (jährlicher Anfall von ersterem etwa 50 000 Festmeter) gefördert sowie die Ansiedlung neuer Industrie erstrebt werden.“

Fortsetzung folgt

## Vom hl. Michael und den Michelsbergen

von Kurt Wedler

Die Michaelskirchen und Michaelskapellen gehören zu den ältesten Gotteshäusern unsrer Heimat. Der hl. Michael, der erste unter den sieben Erzengeln (Gabriel, Raphael, Uriel und Anael, Zachariel, Samael, deren Namen allerdings variieren), wird meist dargestellt mit Flügeln, langem Gewand und der Lanze oder dem Schwert, womit er den Drachen (Luzifer) tötet, wie etwa dargestellt in der Michaelskapelle auf dem Hohenzollern (unter ihm die Anbetung der Könige, rechts und links wahrscheinlich Johannes und Petrus), eine Gestaltung aus der Mitte des 12. Jahrhunderts.



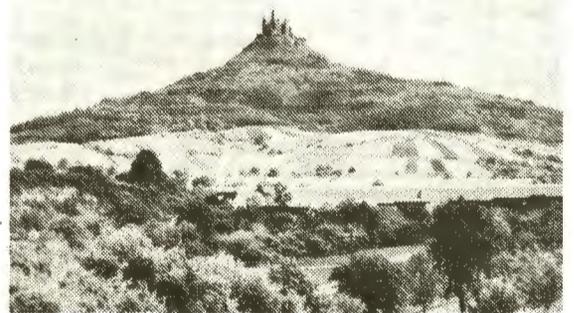
Michaelskapelle Hohenzollern

Dann erscheint Michael auch mit Posaune und Waage beim Jüngsten Gericht als Seelenwäger. Die mystische Phantasie hat die vielfältigsten Darstellungen in Wort und Bild hervorgebracht, nicht nur über den hl. Michael, sondern über alle Erzengel und Engelsgestalten, zu denen auch die Seraphine und Cherubine und die Schutzengel gehören.

Engel gab es schon bei den Sumerern, Babyloniern, Ägyptern, Griechen und Römern als geflügelte himmlische Boten. In der christlichen Kunst treten sie als Begleiter von Christus und Maria, im Perikopenbuch Heinrichs II, und in der Bamberger Apokalypse als jugendlich schöne, machtvolle Wesen, am Engelspfeiler im Straßburger Münster und an anderen Domen und Münstern als übersinnliche, helfende Gestalten.

Zu den ältesten Michaels-Heiligtümern gehört die Grotte Monte Sant'Angelo in Apulien aus dem Ende des 5. Jahrhunderts. Im Jahr 496 soll Michael mehreren Hirten erschienen sein und den Auftrag für den Bau eines Kirchleins gegeben haben. Michael ist Schutzpatron der Apotheker, Kaufleute, Bäcker, Glaser, Maler, Schneider und Zinngießer. Sein Gedenktag ist der 26. September. Er wird verehrt als Engelsfürst, Engel der Gerechtigkeit (Waage), Hüter des Paradieses, Beschützer der Kirche und Fürst der Seelen.

Adalbert Graf von Keyserlingk schreibt über Michael in seinem Buch „Monte Gargona“: „Michael ist eine Wesenheit, die sich in besonderem Maße mit der Menschheitsentwicklung verbunden hat. Michael möchte jeden einzelnen durch Weisheit oder bewegtes Schicksal - durch Tod und Auferstehung, durch das „Stirb und Werde“ - zum Bewußtsein seiner freien Individualität führen. Michael will freie Ich-Persönlichkeiten, die sich aus einem bewußten Entschluß und mit Opfermut unter seine Führung stellen...“ „Immer wieder wird in Bild Mythos und Sage davon gesprochen, daß aus oberen, göttlichen Welten eine Kraft kommt, um die untere, wild tierhafte, aus den Erdtiefen aufsteigende Macht im Menschen und in der Welt zu bekämpfen... Sagen, Mythen, Erzählungen und Gesänge entstanden, die dann über die Michaels-Akademie des Alkuin am Hofe Karls des Großen die Welt eroberten. In allen Kulturen ist der Drachentöter aufgetreten.“



Hohenzollern

Die erste Michaelskirche in Burgfelden geht in den Anfang des 8. Jahrhunderts zurück. Sie hatte eine hufeisenförmige Chorapsis, die in den Grundmauern noch teilweise erhalten ist und liegt auf einem inselförmigen Bergplateau. Auch der Hohenzollern ist mit seiner Michaelskapelle ein Michaelsberg.

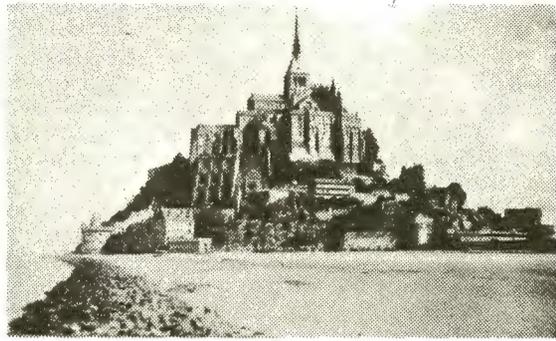


Michelsberg Clebronn

Bekannt ist der Michelsberg bei Clebronn, dessen Michaelskapelle in einer Urkunde vom Jahr 793 genannt wird. Aber schon in keltischer und römischer Zeit waren hier eine Fliehburg und eine Kultstätte. Die jetzige Kapelle ist spätromanisch mit frühgotischen Änderungen.

Die phantastischen Kapitelle der Säulen zeigen Drachen, Adler und Menschenköpfe.

Besonders eindrucksvoll ist aber der Mont



Mont St. Michel Normandie

Fotos: Wedler

Saint Michel an der Küste der Normandie. Wie ein Felskegel erhebt er sich 78 m aus dem Wattenmeer und wurde zu einer Touristenattraktion sondergleichen („Cheopspyramide des Meeres“). Im 18. Jahrhundert entstand hier eine kleine Michaelskapelle, im 10. Jahrhundert eine Kirche und im 11. Jahrhundert eine romanische Michaels-Basilika mit einem schon 966 gegründeten Benediktinerkloster und einer Befestigungsanlage gegen die Normanneneinfälle.

Auf Capri gab es gleich drei Michaels-Heiligtümer, die auf erhöhtem Punkt erstellt wurden. Der schwedische Arzt Axel Munthe hat seine Villa nach der dort z. Tl. erhaltenen Michaelskapelle „San Michele“ benannt. In unserer Heimat sind noch zu nennen: der Hohenasperg, der mit einer Michaelskirche aus dem ersten

Jahrtausend auch ein Michelsberg war. Dann der Wunnenstein, dessen Michaelskirche schon 1002 genannt wird. Ihr Turm diente nach dem Abbruch 1555 als Wachturm und von 1888 an als Aussichtsturm. Die Michaelskirche von Fronhofen (Ravensburg) liegt auf dem bewaldeten Michelsberg. Auch Böttingen (Heilbronn) hat eine Michaelskirche, die ins 8. Jahrhundert zurückreicht. Aber schon die Römer hatten diesen Platz für eine Kultstätte ausgesucht.

Zum Schluß sei noch auf den Michelsberg bei Kehlheim zwischen Donau und Altmühl hingewiesen, auf dem sich seit 1863 die Befreiungshalle befindet. Am Fuß des Berges liegt der kleine Bau des Michaelskirchleins, der im 12. Jahrhundert errichtet wurde, vielleicht als älteste Pfarrkirche Kehlheims.

## Liegenschaftskataster und steuerliche Bewertung

von Rudolf George

Für Agrarstaaten ist die aus dem Grundbesitz erhobene Steuer am wichtigsten. „Unerläßliche Voraussetzung für deren gerechte Erhebung ist die vollständige Katastrierung des gesamten Grund und Bodens eines Landes“. Die Landesvermessung in Baden und in Württemberg wurden vornehmlich zum Zwecke einer umfassenden und durchgreifenden Neuordnung der Grundsteuer durchgeführt.

In Baden wurde ab dem Jahr 1854 für jedes Flurstück aufgrund der Katasterfläche der Verkehrswert (Durchschnitt der Verkaufspreise) geschätzt. Es entstand ein **Wertkataster**.

In Württemberg wurde nach dem Gesetz von 1821 ein „**provisorisches Steuerkataster**“ geschaffen; wobei die Flächen aus vorläufigen Vermessungen entnommen oder geschätzt wurden. „Der reine Ertrag der Ortsmarkungen wurde nach Fluren und Gewänden geschätzt.“ Nach dem Gesetz von 1873 wurde in Württemberg ein „**zuverlässiges Steuerkataster**“ aufgestellt. Hierzu wurde für jedes Flurstück aufgrund der Ergebnisse der Landesvermessung und einer Einteilung der Reinertragsklassen der durchschnittlich erzielbare Reinertrag – das sogenannte Steuerkapital – ermittelt. Das „**Ertragskataster**“ war eingeführt.

Die Grundsteuer als wichtigste Einnahmequelle der Länder verlor gegen Ende des 19. Jahrhunderts mit der Einführung der **Einkommensteuer** ihre Bedeutung.

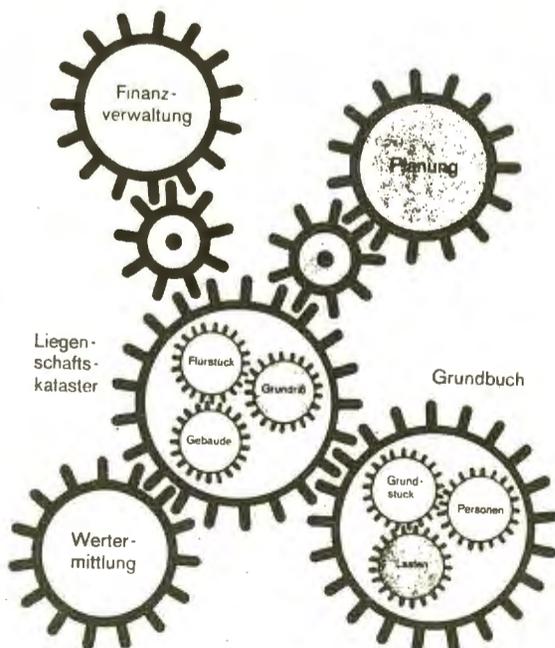
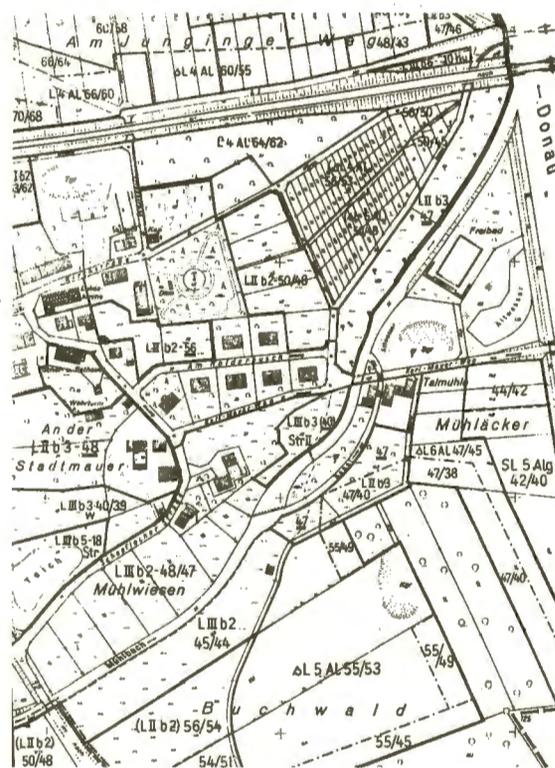
„Das Reichsbewertungsgesetz vom 10. August 1925 sollte im Reichsgebiet die Einheitlichkeit der steuerlichen Bewertung herbeiführen...“

Der **Einheitswert** war die Grundlage der Besteuerung. Dieser Einheitswert stellte einen einheitlichen geltenden Wert für jede wirtschaftliche Einheit des Grundbesitzes dar. Der Ertragswert ist auf den Ingesamtnutzen bezogen. Als Folge trat an die Stelle der sachbezogenen Form der Ertrags- oder Wertbesteuerung die personenbezogene Form der Einkommensbesteuerung, bei der das Gesamteinkommen der einzelnen Einkommensempfänger zur Grundlage der Besteuerung gemacht wurde. So ist es möglich, neben der Einkommenshöhe auch die Leistungsfähigkeit der Steuerpflichtigen zu berücksichtigen. Die Bewertung erfolgte nach Vergleichsbetrieben, die für jeden Landesfinanzbezirk ausgewählt wurden, und zwar entsprechend dem Reichsbewertungsgesetz vom 16. Oktober 1934. Nach dem jetzt geltenden Bewertungsgesetz vom 10. Dezember 1965 werden die natürlichen Ertragsverhältnisse der landwirtschaftlichen Nutzung nach dem Bodenschätzungsgesetz zugrunde gelegt. Die Hauptfeststellung der Bodenschätzung erfolgte auf den 1. Januar 1964; die Einheitswerte wurden ab dem 1. Januar 1974 den Steuern zugrunde gelegt.

„Im Bodenschätzungsgesetz vom 16. Oktober 1934 sind die Bestandsaufnahme und die Feststellung der Ertragsfähigkeit der landwirtschaftlich nutzbaren Flächen geregelt.“ Nach den Durchführungsbestimmungen wird der Nachweis für die landwirtschaftlichen Kulturarten (Ackerland, Gartenland und Grünland) erbracht. Für Ackerland und Grünland sind

Schätzungsrahmen aufgestellt, die einheitlich für das ganze Bundesgebiet Gültigkeit besitzen.

Schätzungskarte (Verkleinerung)



zen. Die Wertzahlen sind Verhältniszahlen; für Ackerland stellt die Wertzahl 100 die höchste Ertragsfähigkeit des Ackerbodens dar. Sie ist auf den Boden der Magdeburger Börde bezogen. Die Wertzahlen für die übrigen Ackerböden und für die Grünlandböden bringen zum Ausdruck, in welchem Verhältnis bei gemeinüblicher und ordnungsgemäßer landwirtschaftlicher Nutzung ihr Reinertrag je Flächeninhalt zum Reinertrag aus dem besten Ackerboden steht. Die Grenzen der Bodenflächen mit gleichen Wertzahlen und die Wertzahlen selbst werden vom Schätzungsausschuß an Ort und Stelle festgestellt, in Feldkarten festgelegt und danach in die Schätzungsurkarten übernommen.

Nach dem Bodenschätzungsgesetz sind die Schätzungsergebnisse in das Liegenschaftskataster zu übernehmen. „Der Weg von den Bodenschätzungsergebnissen zum Einheitswert führt über das Liegenschaftskataster.“

Die bei der Bodenschätzung ermittelten Schätzungsergebnisse (Klassengrenzen mit Wertzahlen) werden in Schätzungspausen dargestellt. Durch Zusammenpausen mit der Flurkartenpause entsteht die **Schätzungskarte**.

Die Bodenschätzungsergebnisse werden in der Weise in das Liegenschaftskataster übernommen, daß für die einzelnen Flurstücke die Flächengröße der Klassenabschnitte und die Ertragsmeßzahlen (EMZ) errechnet werden. Die EMZ wird aus dem Produkt der Fläche der Klassenabschnitte mit der Wertzahl geteilt durch 100 ermittelt. Die EMZ wird in das Flurbuch eingetragen. Die amtlichen Nachweise und Karten der Flurstücke werden seit 1945 in sämtlichen Bundesländern „Liegenschaftskataster“ genannt (zuvor hieß es Reichskataster). Die fertiggestellten Liegenschaftskataster werden offengelegt. Nach der Offenlegungsfrist tritt das neue Liegenschaftskataster an die Stelle der bisherigen Katasterbücher.

„In den Bestandsblättern des Liegenschaftsbuches werden die Flurstücke mit ihren EMZ nach Eigentümern zusammengestellt. Nach der Offenlegung des neuen Liegenschaftskatasters erhält das Finanzamt Durchschläge der Bestandsblätter. Die nach den Vorschriften des Bewertungsgesetzes festgestellten Einheitswerte dienen den Gemeinden mittelbar als Besteuerungsgrundlage für die Erhebung der Grundsteuer.“

Ob der große Aufwand für die Ermittlung der Einheitswerte der landwirtschaftlichen Betriebe mit Hilfe der EMZ bei dem derzeitigen Steueraufkommen der Landwirtschaft noch berechtigt ist, kann bezweifelt werden.

Literatur: Reist, Hugo: Vermessungsrecht für Baden-Württemberg, Innenministerium Baden-Württemberg: Vermessungs- und Kartenwesen.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 7782.

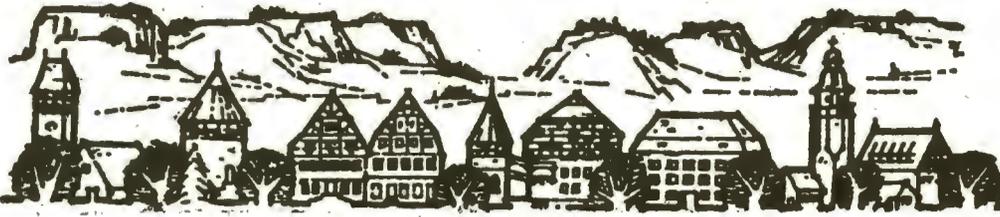
Redaktion: Robert Kohler, Balingen

Königsberger Straße 89, Telefon 6336.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

# Heimatkundliche Blätter

# Balingen



Jahrgang 35

29. Februar 1988

Nr. 2

## Der Wendehals – Symbol für eine bedrohte Vogelart und für das Verschwinden alter Obstbaumwiesen

von Dr. Karl-Eugen Maulbetsch, Deutscher Bund für Vogelschutz, Ortsgruppe Balingen

Der Europäische Wendehals (*Jynx torquilla*) erhielt den Titel „Vogel des Jahres 1988“. Bevorzugte Lebensräume des mit den Spechten verwandten Vogels sind offene Wälder, Feldgehölze, Parks und Gärten. Mit dieser Wahl macht der Deutsche Bund für Vogelschutz nicht nur auf die Bedrohung einer Art aufmerksam, sondern auch auf den z. T. massiven Schwund an Biotopen. Insbesondere Streuobstwiesen mit alten Hochstammsorten haben in den letzten Jahren stark abgenommen.

Der Wendehals gehört wie viele andere Nicht-Singvögel (z. B. Kuckuck, Mauersegler, Wiedehopf) zu den Langstreckenziehern. Nach Beendigung des Brutgeschäfts erfolgt der Abzug Ende August/Anfang September in die tropischen Winterquartiere Afrikas südlich der Sahara. Dabei tritt der Wendehals mehr als Individualist auf, im Gegensatz zu vielen Singvögeln, die in großen Schwärmen abziehen. Die Rückkehr in die einheimischen Brutplätze geschieht von Mitte März bis Mitte Mai. Nach der Ankunft durchstreifen die Männchen größere Gebiete, um geeignete Nisthöhlen aufzustöbern. War die Suche erfolgreich, dann wird die Höhle mit durchdringenden gäh – gäh – gäh-Rufen für Weibchen angeboten. Interessentinnen antworten mit denselben Lauten. Das Männchen zeigt unter mehrfacher Ein- und Ausschlüpfen die Nisthöhle. Auch das Weibchen begutachtet schließlich den eventuellen Brutplatz. Geeignet sind dazu ausgefaulte Baumlöcher, Spechthöhlen oder Meisenkästen, die eine Einflugöffnung von mehr als 3 cm haben. Auf einem Gartengrundstück konnte der Verfasser beobachten, wie Wendehalspaare mehrfach Meisenkästen aus Holz und aus Holzbeton inspizierten. Bald nach der Paarbildung beginnt die Eiablage. Das Gelege umfaßt 7 bis 10 Eier. Im Gegensatz zu manchen ande-

ren Vogelarten, bei denen allein die Weibchen die Eier bebrüten, wechseln sich hier beide Partner ab. Die Bebrütung dauert 12 bis 14 Tage. Die Nestlingszeit der geschlüpften Jungvögel umfaßt etwa 3 Wochen. Die Nahrung setzt sich aus Ameisenpuppen und Ameisen zusammen. An naßkalten Tagen stehen manchmal auch Blattläuse, Spinnen, Käfer und Schmetterlingsraupen auf der Speisekarte. Die Altvögel würgen die Nahrung aus dem Kehlsack und führen sie über den Schnabel in den Schlund der Jungen. Nach dem Ausfliegen vergehen weitere 14 Tage mit Betreuung durch die Eltern bis die Jungvögel selbständig sind.

Der Wendehals erreicht die Größe eines Starren. Das Durchschnittsgewicht liegt zwischen 30 und 40 g. Die Gesamtlänge mißt etwa 17 cm. Charakteristisch für den Spechtverwandten ist die lange ausstreckbare Zunge. Bei dieser fehlen an der verhornten Spitze die Borsten, die bei Spechten als Widerhaken dienen. Das bräunliche Gefieder enthält z. T. dunklere wellenartige Bänder. Der relativ lange Schwanz wird nicht als Stütze benutzt. Bemerkenswert ist der Kletterfuß, bei dem zwei Zehen nach vorn und zwei nach hinten gerichtet sein können. Verhaltensweisen, die z. B. bei der Balz zum Ausdruck kommen, haben dem Vogel die



Wendehals vor seiner Nisthöhle

Foto: DBV-Verlag

volkstümliche Bezeichnung gegeben. Auffallend bei Balzhandlungen sind nämlich gestäubte Kopffedern und mit Zischen begleitete Kopfbewegungen. Dabei wird der Hals eingezogen, zur Seite gedreht oder nach vorne bewegt. Die Hauptverbreitungsareale in Baden-Württemberg decken sich im wesentlichen mit den Obstbaugebieten, wie z. B. im Albvorland, im Neckarbecken oder im Bodenseebecken. Ein weiterer Schwerpunkt liegt in der Oberrheinischen Tiefebene. Dünn besiedelt sind die Hochflächen der Schwäbischen Alb und Oberschwaben. Im Balingen Raum bewohnt der Wendehals strukturierte sonnige Gebiete, die mit alten Streuobstbeständen, Grasflächen und Hecken durchsetzt sind. Von Arealen in Heselwangen und aus dem Gewann Tiefental liegen Brutnachweise vor. Erfolgreiche Jungenaufzucht geschieht gelegentlich aber auch in Gärten. Tonreiche, insbesondere staunasse Böden, z. B. Teilgebiete in den Opalinuston, werden gemieden.

In den Roten Listen der BRD und in Baden-Württemberg ist der Wendehals in der Kategorie „gefährdet“ eingestuft. Damit gehört der Vogel zu den Arten, deren Bestände seit Jahren (mindestens seit den 30er Jahren und erneut seit den 50er Jahren) regional oder lokal zurückgehen. Verantwortlich für diesen Rückgang sind folgende Faktoren:

1. Erweiterung der Siedlungsflächen und Nutzungsänderungen in der Land- und Forstwirtschaft mit entsprechenden Biotopverlusten. Dazu gehören die Rodung alter extensiv bewirtschafteter Obstbaumwiesen oder ihre Umwandlung in Gartengrundstücke mit Niederstammsorten. Fichtenaufforstungen vermindern ebenfalls vorher geeignete Lebensräume.

2. Düngung, der Einsatz von Schädlingsbekämpfungsmitteln und der Umbruch von Wiesen in Ackerland mit nachfolgender Dezimierung der Nahrungsgrundlage. Auf mit Stick-



Streuobstwiesen mit alten Hochstammsorten sind Biotope des Wendehalses

Foto: Christina Maulbetsch

stoff gedüngten Wiesen können Ameisen schlecht leben. Schädlingsbekämpfungsmittel kommen neuerdings in Streuobstwiesen verstärkt zum Einsatz. Die Folgen sind Verluste an Insekten, vor allem an Ameisen.

3. Verluste durch Verfolgung während des Zuges und im Winterquartier.

4. Klimatische Änderungen, die sich negativ auf Insektenpopulationen und damit auf die Nahrungsgrundlage des Wendehalses auswirken.

Um den Rückgang aufzuhalten, wären z. B. folgende Schutzmaßnahmen notwendig:

1. Erhalt der extensiv genutzten Streuobstwiesen.

2. Einschränkung von Schädlingsbekämpfungsmitteln. Oft fehlen dem Wendehals auch geeignete Nisthöhlen. Hier können, wie schon erwähnt, Meisenkästen helfen, deren Maße etwas abgeändert werden. Die Kanten der quadratischen Grundfläche des Nistkastens sollten etwa 14 cm messen; der Durchmesser für das Einflugloch wird auf 4,6 bis 5 cm erweitert. Auf den Boden des Kastens bringt man Sägemehl oder trockene Erde und formt damit eine Mulde aus.



Das freigelegte Straßenstück in Binsdorf  
Foto: Gerd Schneider

# Der Flurname „Enge“ und Römerstraßen

von Rudolf Linder

Am 16. 1. 1988 brachte der Zollern-Alb-Kurier die Nachricht, daß in Binsdorf, beim Ausheben einer Erdgrube für ein Regen-Auffangbecken, ein Straßenstück freigelegt wurde, das nach bisherigen Erkenntnissen die Römer gebaut haben. Falls sich diese Annahme durch weitere Untersuchungen des Landesdenkmalamtes bestätigt, muß demnach durch Binsdorf eine Römerstraße geführt haben.

Bisher vermutete man (Kreisbeschreibung von 1960), daß die Römerstraße Sulz-Häsenbühl-Ebingen-Donau der Stunzach entlang durch das Bubenhofer Tal gezogen sei und „wohl beim Steinefurthof die Lias-Terrasse des Kleinen Heubergs erstiegen“ habe, „um auf sehr geeignetem schmalen Rücken die Höhe vom Häsenbühlhof (670 m) zu gewinnen“.

Das Vorliegen eines römischen Straßenstücks in Binsdorf legt die Vermutung nahe, daß die Straße nicht erst beim Steinefurthof die Lias-Terrasse erstieg – denn dann hätte sie Binsdorf nicht berührt –, sondern schon vorher. Vielleicht überquerte die Römerstraße schon beim Ausgang des Beurener Tales die Stunzach und erstieg schon hier die Lias-Terrasse. Von da wäre sie dann – parallel zum Stunzachtal – über Binsdorf zum ehemaligen Kaiserdenkmal gezogen. Ein Teilstück dieser Straße südlich

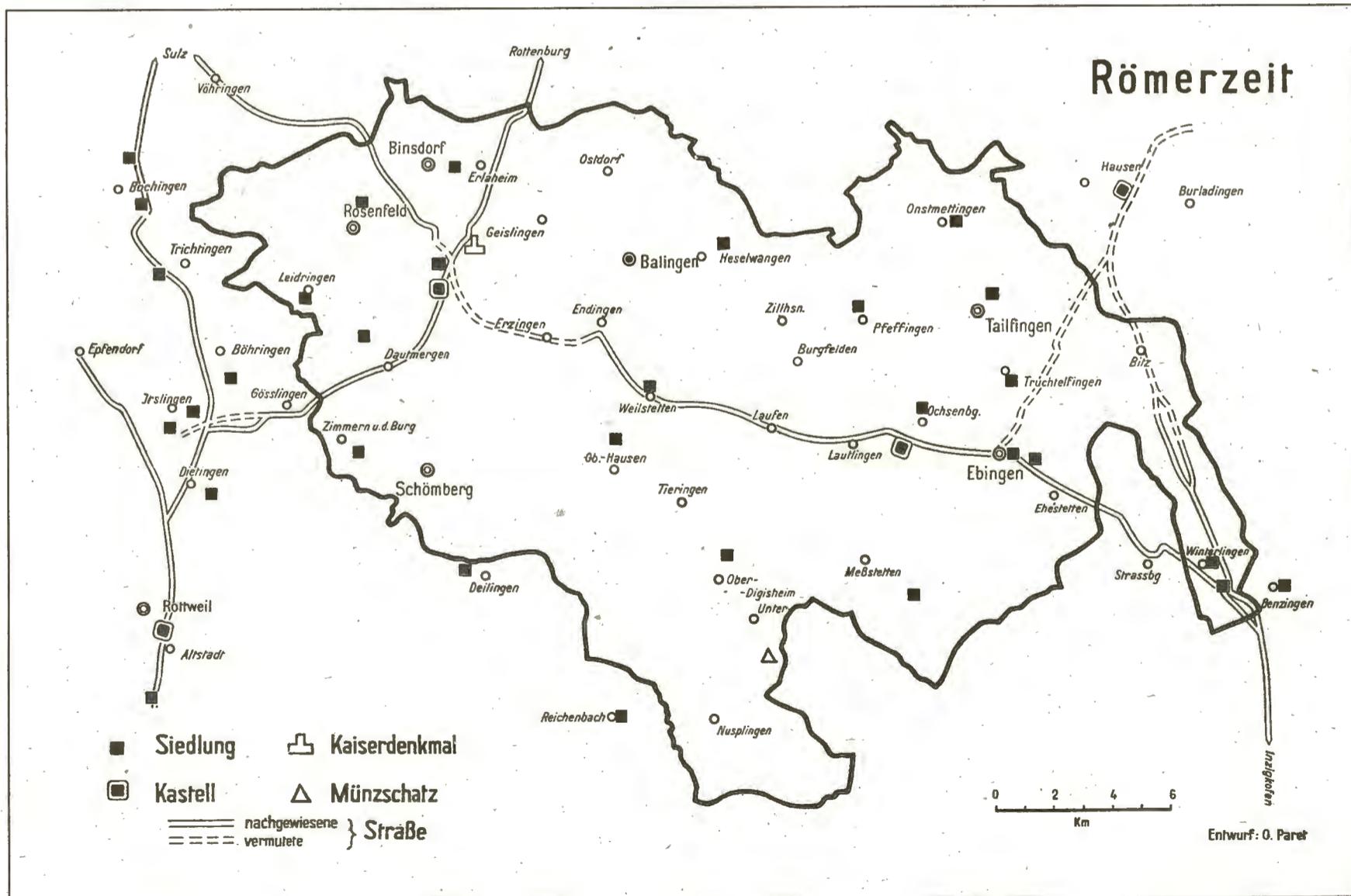
Binsdorf heißt Heerweg, was auf ein hohes Alter dieser Straße hinweist.

Für diesen vermuteten Straßenverlauf spricht noch eine weitere Besonderheit: In Verbindung mit Römerstraßen taucht der Flurname „Enge“ oder eine Zusammensetzung mit Enge verhältnismäßig häufig auf. Die genannte Straße verläuft östlich von Vöhringen am Fuße des „Engewaldes“ durch das Beurener Tal und biegt auf der Liashochfläche beim „Engelhart“ (Hart = Wald) in südöstlicher Richtung nach Binsdorf ab. Auch die von Rottweil zum Häsenbühl ziehende Römerstraße berührt vor Gösslingen den dortigen „Engewald“.

Ebenso stoßen wir bei der vermuteten Römerstraße zwischen Kastell Ebingen/Lautlingen und Kastell Burladingen auf den Flurnamen „Enge“. Im Norden des Degerfeldes befinden sich beim Flugplatz in der Nähe des Gewanns „Enge“ der Engetrieb (1555 am Engenweg), der Enzenberg, der Enge Rain (in alten Urkunden Engen Rain), der Engenstein, das Engebühl und das Emploch. Weiter südwestlich zum Talgang erreichte die Römerstraße zwischen Ebingen und Truchelfingen die Hochfläche über den Menesteig (1437 einstig und enisstig). Auch hier könnte Enge wortbildend gewesen sein (aus „am Engesteig“ über „Men-

gesteig zu Menesteig), berührt dieser Steig doch den Menesboch bzw. Minesboch (1437 vor engespoch, 1605 vor Enispoch; mit boch = buoch = Buchenwald).

Vom Kastell Burladingen ging die Römerstraße über Melchingen, Großengstingen nach dem vermuteten Kastell Gomadingen. Nach der archäologischen Karte der Kreisbeschreibung von 1960 zog die Straße ziemlich schnurgerade von Ringingen über den Sattel Aufberg/Käpfle nach Melchingen. Bei einer Wegstrecke von rund 10 km sind dabei von Kastell Burladingen (736 m) nach Melchingen (ca. 730 m) etwa 190 Höhenmeter zu überwinden. Geht man vom Kastell Burladingen durch das Tal, in dem heutzutage die Straße Burladingen-Ringen verläuft über den Pass südlich des Nahbergs und dann talabwärts durch die „Enge“ nach Melchingen, so hat man bei etwa gleicher Wegstrecke nur etwa 80 m zu steigen. Im weiteren Verlauf der Römerstraße in Richtung Großengstingen stoßen wir östlich von Melchingen



Entwurf: O. Paret

auf den Flurnamen „Engeloch“ (Loch = Wald). Auch außerhalb unseres Kreises finden wir Beziehungen zwischen Römerstraßen und dem Wort „Enge“. Beim Truppenübungsplatz Münsingen geht die ehemalige Römerstraße am „Engelbrünne“ vorbei, weiter östlich berührt sie ein Waldstück mit Namen „Engelburg“. Nördlich von Ulm – bei Bernstadt – führt eine Römerstraße südlich des Waldes „Engelhäi“ nach Langenau. Von einer engen Stelle kann man hier nicht sprechen, da dort das Gelände ziemlich flach ist.

Es ist nicht ausgeschlossen, daß auch verschiedene Ortsnamen in Zusammenhang mit Enge stehen: Eendingen, Engstingen, Engstlatt

(Enge und slat = Sumpfgebiet), Engelswies südlich Sigmaringen und Engen/Hegau mögen als Beispiele dienen.

Wohl das älteste Dokument, in dem eine Beziehung zwischen Enge und Römerstraße vorkommt, ist der Vertrag vom 6. 2. 806, durch den Kaiser Karl der Große sein Reich unter seine Söhne aufteilen wollte. Danach sollte die Grenze zwischen dem Gebiet von Karl (ältester Sohn) und Pippin „von der Donauquelle den 'limes' (= Grenze, Grenzweg) entlang verlaufen bis an den Rhein zwischen dem Hegau und dem Klettgau bis an den Ort, der „Enge“ heißt, von da rheinaufwärts bis zum Alpenkamm“.

## Die Eisenbahnprojekte auf dem Kleinen Heuberg

von Guido Motika (Fortsetzung)

Die Baukostenbeiträge der Gemeinden wurden zu 400 000 Mark, die Kosten des Grunderwerbs auf 300 000 Mark berechnet. In sämtlichen Gemeinden herrscht eine sehr günstige Stimmung für die Bahn und demgemäß auch eine entsprechende Opferwilligkeit. In dieser Beziehung ist die Vertretung der Stadt Rosenfeld mit gutem Beispiel vorangegangen, indem sie einschließlich des Grunderwerbs den Betrag von 200 000 Mark bewilligte und sich an diesen Beschluß auf 15 Jahre gebunden hält. Die künftige Bahn soll in Fischingen beginnen und durch das Mühlbachtal auf die Höhe von Rosenfeld geführt werden, dann über das Stunzachtal das Plateau des Schwarzen Jura gewinnen und bei Dotternhausen in die Bahn Balingen – Rottweil einmünden. Gegenüber diesem Vorschlag trat Stadtschultheiß Leypold in Schömberg für die Einmündung der Bahn in Schömberg ein, wobei er einen größeren Betrag in Aussicht stellte, während Landtagsabgeordneter Böhm (Sulz) die Heranziehung der Oberamtsstadt Sulz zu gemeinsamer Arbeit und Unterstützung für das Projekt wünscht, da mit dem Ausbau des 2. Gleises für die Obere Neckarbahn eine Einmündung in Sulz doch in Frage kommen müsse.“

In den nächsten Wochen besuchte v. Biberstein die Anliegergemeinden mit dem Auftrag, diese zur Zeichnung von Geldbeiträgen zu gewinnen. Wie erfolgreich er seine Aufgabe erledigte, zeigt die Tatsache, daß Ende Juli 1913 bereits 600 000 Mark und ein großer Teil der Grunderwerbskosten vertraglich zugesagt waren. Wie fest man jetzt wieder an eine Verwirklichung glaubte, ist auch aus dem Vorgehen der Stadt Sulz zu ersehen. Mitte 1913 ließ sie gegen Kostenerstattung von der Staatsbahn-Bausektion Horb zwei Streckenvarianten (mit Anschluß in Sulz!) über die Schinderklinge bzw. durch das Weilerbachtal ausarbeiten. Gegen Jahresende wurde zusätzlich der schon mehrmals erwähnte Regierungsbaumeister Wallersteiner um eine Beratung gebeten.

Inzwischen hatte das Rosenfelder Komitee den Katastergeometer Fuchs beauftragt, eine Trassenkarte und ein Längenprofil herzustellen. Er konnte seine Arbeit, einschließlich dem Entwurf zu einer Denkschrift, im Februar 1914 vorlegen (siehe Skizze 2).

Zur Beschlußfassung traf man sich wieder am 1. 3. 1914 in der Brauerei Fischer. Selbst die Stadt Balingen hatte 5 Beobachter geschickt. Forstmeister v. Biberstein leitete die Versammlung mit einem Rückblick auf die seitherigen Bemühungen ein. Dann wurde die für die Regierung bestimmte Denkschrift verlesen, welche die wirtschaftliche Lage des Kleinen Heuberg darstellte, auch wurde bekanntgegeben, daß die beteiligten Gemeinden inzwischen 634 000 Mark an Beiträgen gezeichnet hätten und sämtliches Gelände kostenlos zur Verfügung stellen würden. Geometer Fuchs erläuterte seine Projektausarbeitung. Er schätzte die Gesamtkosten auf 4,2 Mill. Mark. Bei der folgenden Aussprache wies der Balingener Stadtschultheiß Hofmann daraufhin, daß seine Stadt an der vorgeschlagenen Linienführung kein Interesse haben könne. Für sinnvoll hält er nur

eine Direktverbindung von Rosenfeld nach Balingen. Dem erwiderte der Komiteevorsitzende jedoch, daß man „aus Zweckmäßigkeitsgründen“ (Geländeform, billigere Ausführung, Anschluß vieler Orte) am ausgearbeiteten Projekt festhalten müsse. Besonders die Vertreter von Sulz sicherten hierfür verständlicherweise ihre volle Unterstützung zu, ob nun der Anschluß in Sulz unmittelbar oder in Fischingen hergestellt würde. Die Stadt Balingen blieb bei ihrem Standpunkt und erteilte dem Rosenfelder Komitee am 24. 3. 1914 eine schriftliche Absage hinsichtlich der finanziellen Beteiligung am Projekt Fischingen – Dotternhausen. Während man sich in Rosenfeld und Sulz im Laufe des Sommers, nach Abgang der Denkschrift, immer noch Hoffnungen auf die Verwirklichung des Bahnbaues machte, wischte der Fortgang der großen Politik alle Pläne für Jahre vom Tisch: am 1. 8. 1914 begann der 1. Weltkrieg. Fünf Jahre später, im Herbst 1919, finden wir wieder Hinweise darauf, daß man auf dem Kleinen Heuberg immer noch einen Bahnanschluß für erreichbar hielt. Die Stadtverwaltung Balingen wurde in diesem Sinne von der Stadt Rosenfeld angeschrieben und um Unterstützung gebeten. Aus dem Schreiben geht hervor, daß man jetzt auch dort einer Bahn Fischingen – Dotternhausen keine Aussicht mehr gab. Dafür wollte man wieder den Direktanschluß nach Balingen betreiben. Allerdings hatte die württembergische Regierung bereits mit dem Hinweis auf den bevorstehenden Übergang der bisherigen Staatsbahnen auf eine Reichsbahn abgelehnt. Man wollte keine neuen Wünsche mehr entgegennehmen. Es wurde die Möglichkeit angedeutet, eine Privatbahn anzustreben, deren Eigentümer ggf. auch ein Gemeindeverband sein könnte. Balingen bekundete zwar Rosenfeld gegenüber wohlwollendes Interesse, lehnte aber jeden finanziellen Beitrag wegen Geldmangels ab. In diesem Zusammenhang wurde auch bekannt, daß sich in Oberndorf ein Komitee für den Bau einer elektrischen Straßenbahn (!) von dort nach Balingen gebildet habe. Später war nie mehr die Rede von diesem zwar interessanten aber wirklichkeitsfremden Vorhaben.

Um erlauben zu können, welche Bemühungen es kostete, in den 20er Jahren ein Eisenbahnprojekt zu verwirklichen, braucht man nur die Baugeschichte der Strecken Schömberg – Rottweil oder Spaichingen – Reichenbach zu verfolgen. Unter den gegebenen Voraussetzungen einen zusätzlichen Bahnbau zu erwarten, ging an der Realität weit vorbei.

Man könnte meinen, die Gemeinden auf dem Kleinen Heuberg wären zur Einsicht gelangt, sich mit den bestehenden Postomnibuslinien begnügen zu müssen. Dem war nicht so. Noch einmal leuchtete in den 20er Jahren ein Hoffnungsstrahl auf. Jetzt ging es nicht mehr um eine Nebenbahn zur Befriedigung örtlicher Verkehrsbedürfnisse, sondern um eine internationale Fernverbindung!

Als in der Mitte der 20er Jahre zwischen der württembergischen Regierung und der Reichsbahn ein Vertrag zustandekam, der den Ausbau der vorhandenen Strecken zwischen Oster-

## Jahresprogramm 1988

### Studienfahrten und Vorträge:

Samstag, 5. 3., Dr. Stettner, Dia-Vortrag zur Exkursion Franken 1987

Samstag, 16. 4., Roller, Dia-Vortrag zur Exkursion Vorarlberg 1987

Montag, 18. 4., Klek, Römischer Gutshof Stein/Hechingen (mit Lehrerfortbildung)

Sonntag, 8. 5., Walz, Kirchheim, Weilheim, Limburg

Sonntag, 12. 6., Roller, Biberach, Ummendorf, Schussenried

Freitag, 1./3. 7., Kratt, Leitheim, Harburg, Neuburg/Donau

Sonntag, 4./9. 9., Roller, Maria-Laach, Koblenz, Bonn, Köln

Sonntag, 2. 10., Munz, Horb, Glatt, Sulz, Oberndorf

Samstag, 5. 11., Hauptversammlung im Schloß Stauffenberg zu Lautlingen, Festredner: Dr. Peter Thaddäus Lang, Albstadt, Thema: „Das Bistum Konstanz am Vorabend der Reformation“

Zur Hauptversammlung erfolgt eine besondere Einladung in der Presse. Die einzelnen Veranstaltungen werden jeweils ca. 14 Tage vorher in der Presse bekanntgegeben. Änderungen bleiben vorbehalten. Der Geschäftsführer bittet um möglichst frühzeitige Anmeldungen zu den Studienfahrten. Zusätzliche persönliche Einladungen erfolgen in der Regel nicht.

### Stammtische:

Balingen: an jedem 2. Mittwoch ab 17.00 Uhr im „Lamm“

Albstadt: an jedem 1. Mittwoch ab 17.00 Uhr in der „Kutsche“ oder „Karlsbrücke“

### Heimatkundliche Blätter Balingen:

Die Redaktion, Robert Kohler, Königsberger Straße 89, 7460 Balingen, bittet um Zusendung von Berichten über Kunst, Kultur, Wirtschaft, Naturwissenschaft und Politik und insbesondere auch über besondere Persönlichkeiten aus unserem Raum, die in Wissenschaft und Praxis gewirkt haben.

### Mitgliedsbeiträge:

Die Heimatkundliche Vereinigung Balingen e. V. ist ein eingetragener Verein, der allen Interessierten offensteht. Der Mitgliedsbeitrag beträgt im Jahr 10 Mark. Anmeldungen sind zu richten an den Geschäftsführer, Rudolf George, Werastraße 21, 7460 Balingen, Telefon (07433) 6547.

burken und Tuttlingen zum Gegenstand hatte, traten auch Gegenkräfte auf den Plan. Sie vertraten die Ansicht, eine Stärkung und Verbesserung der Hauptrichtung Rheinland – Karlsruhe – Horb – Singen sei sinnvoller und wirtschaftlicher. Es bildete sich u. a. ein Hegaubahn Ausschuss unter Vorsitz des Fabrikanten Sax aus Tuttlingen, der wiederum enge Verbindungen zum Oberbürgermeister der Stadt Koblenz pflegte. Der Koblenzer Oberregierungsbaurat Wilhelm Weber hatte eine Denkschrift „Randenbahn, Hegaubahn, Bibertalbahn“ verfaßt und der Reichsbahn vorgelegt. Was unsere Gegend anbelangt, forderte Weber als „wichtiges Mittelstück eine Neubaulinie Nagold – Balgheim (b. Spaichingen)“ über den Kleinen Heuberg. Eine zweite Denkschrift „über die Bedeutung der Nagoldbahn und ihre Entwicklungsfähigkeit für den deutschen Nord-Süd-Verkehr“ ergänzte die erste und enthielt auch Angaben über die Erschließung des Kleinen Heuberg.

Die Ausführungen fanden allerdings bei den zuständigen Stellen keine Gegenliebe. Der Hegaubahn Ausschuss erhielt vom Reichsverkehrsminister am 31. 7. 1927 die Mitteilung, daß bei der Finanzlage des Reiches und den hohen Baukosten z. Zt. die Durchführung des Planes nicht möglich sei. Die Reichsbahn erklärte dem Koblenzer Oberbürgermeister mit Schreiben vom 21. 9. 1927, daß sie nicht beabsichtige, den angeregten Bahnprojekten in absehbarer Zeit

näherzutreten. Ein zwingendes Bedürfnis werde derzeit nicht erkannt. Die Bescheide, die auch den örtlichen Interessenten zur Kenntnis gelangten, konnte diese offensichtlich nicht entmutigen. Am 23. 10. 1927 kam es zu einer Versammlung von fast hundert Bürgern der zwischen Horb und Spaichingen betroffenen Gemeinden im Rathaus von Binsdorf. Konkret ging es um die Fortführung der Nagoldbahn (Pforzheim - Horb) über Empfingen - Gruol - Heiligenzimmern - Binsdorf - Rosenfeld - Täbingen - Schömberg - Schörzingen - Wilflingen - Denkingen - Spaichingen, wo wieder die bestehende Strecke Rottweil - Tuttingen erreicht werden sollte. Die Versammlung wählte aus ihrer Mitte eine Kommission, der fünf Bürgermeister angehörten. Sie sollte die Sache weiterbetreiben und mit den Interessenvertretern im Hegau und im Rheinland Verbindung halten.

Erst im Mai des folgenden Jahres finden sich wieder Pressenachrichten über die Tätigkeiten der Kommission. Sie lud zu einer „Verkehrsversammlung“ am 5. 6. 1928 in Binsdorf, zu der neben „hohen und höchsten Stellen“ (?) auch der schon erwähnte Oberregierungsbaurat Weber erscheinen sollte. Er galt als der „Schöpfer des vielversprechenden Projektes einer Ostschwarzwaldbahn mit internationaler Bedeutung“, deren „Teil- und Herzstück eine Heubergbahn“ sein sollte. Vor der „überaus zahlreich besuchten“ Versammlung referierte Weber „über die Bedeutung dieser Bahnlinie vor allem für den internationalen Durchgangsverkehr, wie auch für die Erschließung des so verkehrsarmen, aber verhältnismäßig reichbesiedelten Gebietes des Kleinen Heubergs“. So wies er z. B. auf die mögliche Verkürzung der Linie Heidelberg - Zürich um 62 km hin. Sogar

die große nationale Verkehrsgeografie wurde angesprochen: „Die Linie stellt auch einen Ersatz dar für die an Frankreich verlorengegangene elsässische Rheintalbahn. Und schließlich ist diese Linie ein notwendiges Mittel, um den Verkehr von England - Belgien - Holland her nach Italien und dem Balkan wieder für Deutschland zurückzugewinnen.“ Man wollte es sich nicht gefallen lassen, daß die Reichsbahndirektion Stuttgart kürzlich wieder empfohlen hatte, eine privat oder kommunal finanzierte Nebenbahn zu bauen. Nach einer Diskussion der Schwierigkeiten und Aussichten bildete man einen erweiterten Ausschuß, in den weitere Schultheißen und sechs Landräte berufen werden sollten. Eine Resolution forderte die energische Verfolgung des Heubergbahn-Projektes. Der Berichtstatter schließt mit den Worten:

„Mit den gestrigen Beratungen dürfte die Heubergbahn aus dem Stadium der Vorerwägungen herausgetreten sein und einen entscheidenden Schritt nach vorwärts gemacht haben; denn nicht nur die Bevölkerung des Kleinen Heubergs steht hinter diesem Projekt, sondern starke Interessen sowohl der Hegaubahn wie der Nagoldbahn; und schließlich und nicht zuletzt steht hinter ihm das Gesetz rationaler Betriebsführung, das aus wirtschaftlichen Gründen diese Bahn erheischt. Es ist deshalb die Hoffnung gerechtfertigt, daß auch die Reichsbahn sich überzeugen läßt und in nicht zu ferner Zukunft an die Verwirklichung des Projektes herantritt.“

Der weitere Verlauf der Geschichte zeigt, daß sich die Reichsbahn nicht überzeugen ließ. Die Neckartalbahn erhielt in den 30er Jahren ihr zweites Gleis und verlor es nach 1945 wieder;

sie wurde dafür in den 70er Jahren elektrifiziert und signaltechnisch auf den neuesten Stand gebracht. Der Kleine Heuberg aber blieb ohne Bahnanschluß, und noch heute ist der Omnibus das einzige öffentliche Verkehrsmittel der Gegend.

## Felsen-Hungerblume

(*Draba aizoides*)



Heinrich Waggerl schreibt in seinem „Heiteren Herbarium“ zu diesem Frühjahrsblüher die sinnigen Verse:

„Bescheiden lebt das Hungerblümchen,  
Wie es auch sonst der Seele frommt  
von Wasser, Luft und kleinen Krümchen,  
damit es in den Himmel kommt.“

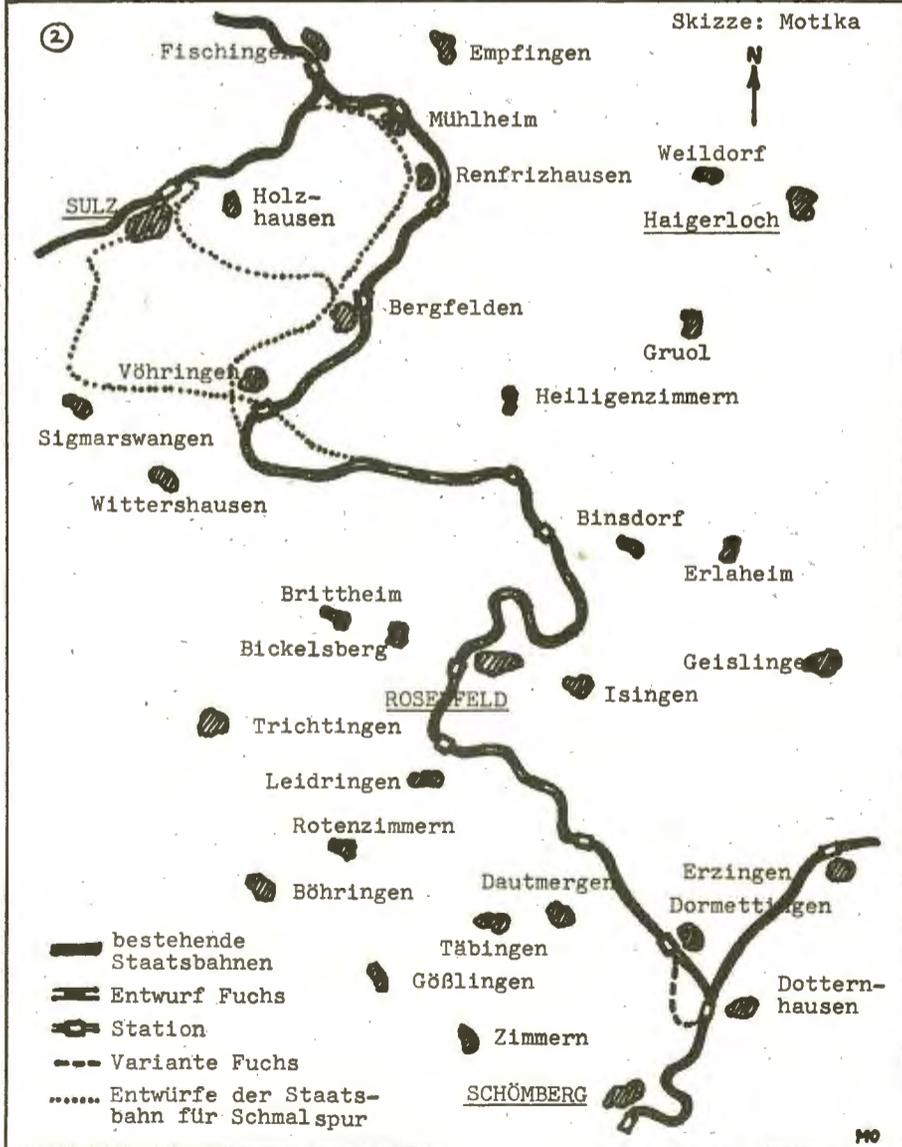
Ich grub es aus, um es zu mästen.  
Als Fettkraut widerlich und feist,  
zeig' ich's zur Warnung meinen Gästen:  
So wirkt die Freßgier auf den Geist!“

Schon Mitte Februar kann man manchmal das bescheidene Pflänzchen an den Felsen der Alb blühen sehen. In kleinen Aushöhlungen der Felsen, da wo Algen und Moose eine kümmerliche Ernährungsgrundlage hinterlassen haben, ist es anzutreffen. Manchmal bildet es ganze gelbblühende Polster, und im März zeigt es sich in seiner gelbblühenden Pracht, die uns neben den andern Erstblüheren besonders erfreut.

Das Felsenhungerblümchen gehört zu den Kreuzblütlern. Der Blütenstengel wird selten bis zu zehn Zentimeter hoch und ist blattlos. An ihm sitzen verzweigt die kleinen strahlend gelb blühenden Blüten und die langgeschnäbelten Samen. Die immergrüne Blattrosette, die also auch im Winter bleibt, hat schmale, lanzettliche, derbe und behaarte Blättchen, die vor der Sonne und dem trocknenden Wind Schutz geben.

Auch in den Kalkalpen findet man das Pflänzchen noch weit über der Waldgrenze. Vielleicht kam es in den Eiszeiten von dort zu uns und fühlt sich nun seither auch auf unsern Kalkfelsen heimisch. K. Wedler

Trassenentwurf des Geometers Fuchs von 1913 für eine normalspurige Nebenbahn Fischingen - Rosenfeld - Dotternhausen



## Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Dr. Karl-Eugen Maulbetsch, Balingen,  
Am Stettberg 9, Tel. 07433/ 20050  
Rudolf Linder, 7470 Albstadt, Heilig-  
Brünne-Str. 55, Tel. 07432/ 6839  
Guido Motka, Balingen, Im Bahnhof,  
Tel. 07433/ 6019

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

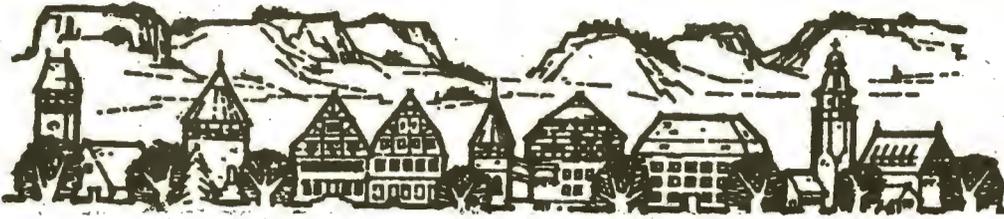
Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 7782.

Redaktion: Robert Kohler, Balingen  
Königsberger Straße 89, Telefon 6336.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

# Heimatkundliche Blätter

# Balingen



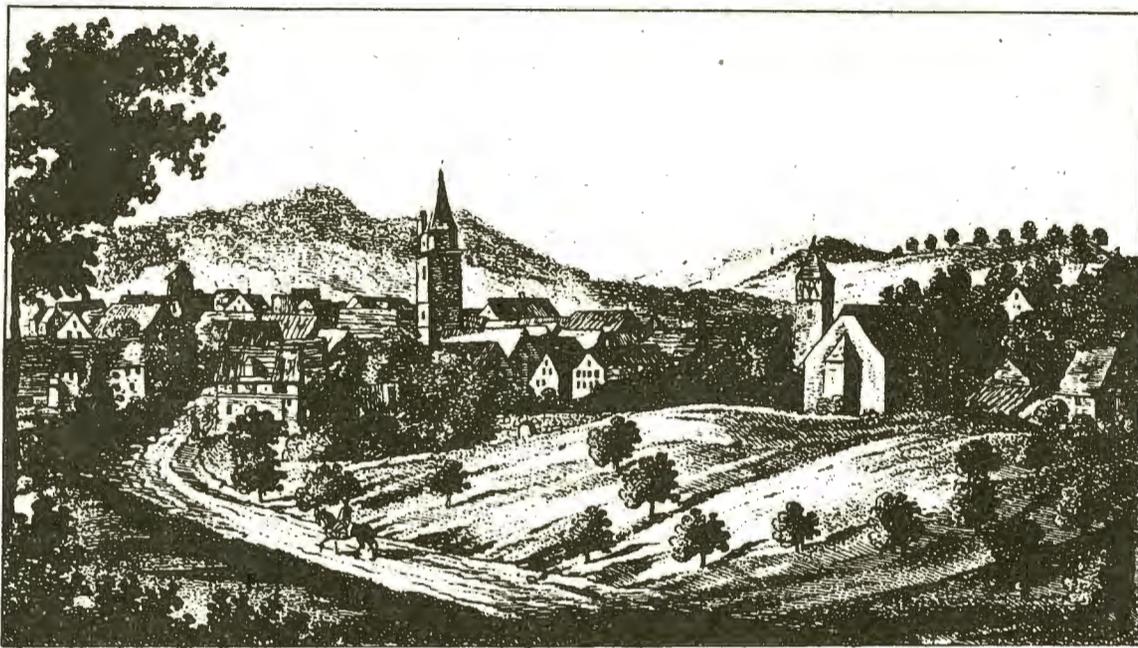
Jahrgang 35

31. März 1988

Nr. 3

## Ein unbekanntes Bild von Balingen

Von Eugen Gröner



Stuttgart bei Bömer.

*Balingen.*

In den Jahren 1816 bis 1826 wurden im Verlag von Georg Christoph Ebner in Stuttgart ca. 220 Radierungen schwäbischer Städte und Landschaften veröffentlicht, die unter dem Titel „Kleine Ebnersche Radierungen“ bekannt wurden. Eigentlich heißt die Sammlung, von der jährlich etwa 20 Blätter publiziert wurden, „Erinnerungen oder interessante Ansichten Württembergs“.

Die Blätter haben eine Größe von etwa 7 x 13 cm und sind zum größten Teil koloriert. Die meisten Blätter sind nicht signiert, so daß wir nicht wissen, wer sie geschaffen hat. In Frage kommen Georg Adam (1784–1823), Friedrich Müller (?–1858) und der bekannte Eberhard Emminger (1808–1835).

Georg Christoph Ebner, ein geschäftstüchtiger und kunstverständiger Mann, war der Sohn von Johann Friedrich Ebner, dem Direktor des Herzoglichen Künstlerinstituts zu Ludwigsburg und späteren Verleger. Er hatte im Jahr 1813 die Leitung des Verlages übernommen und ihm noch eine Kupferstich- und lithographische Abteilung angegliedert. Verlag und Kunstanstalt waren wirtschaftlich bedeutend und hatten einen guten Ruf. Die Radierungen erfreuten sich großer Beliebtheit. Die Bilder hatten in gewissem Sinn auch einen politischen Charakter. Wenige Jahre zuvor war das Herzogtum Württemberg zum Kurfürstentum und Königreich Württemberg aufgestiegen, es hat sich dabei auf das Doppelte vergrößert. Nun erschien eine bildliche Gesamtdarstellung des Königreiches in seiner vergrößerten Form, die wichtigsten Städte und Landschaften wurden wiedergegeben und waren geeignet, die Kenntnis der größer gewordenen Heimat zu verbreiten und zu verbessern. Für den erwachenden Sammeleifer der Bürger war die entstandene Bildfolge des vergrößerten Vaterlandes natürlich ein lohnendes Objekt.

Während bei den meisten Blättern dieser Sammlung, wie etwa bei Eßlingen, Reutlingen, Tübingen oder Ulm, ohne weiteres zu erkennen ist, von welcher Seite die Aufnahme erfolgt ist,

## Als Gymnasiallehrer in den Jahren vor und nach dem zweiten Krieg

von Dr. Fritz Bizer

Wer wie ich sein Staatsexamen in seinen drei Studienfächern – bei mir waren es Griechisch, Latein und Geschichte – abgelegt und dann in Stuttgart das übliche Referendar-Jahr bestanden hatte, dem ging es im Jahr 1935 fast so, wie den Junglehrern von heute: ein Drittel der Bewerber wurde zunächst mit einer halben Lehrerstelle als Assessor angestellt (bei uns Altpflichtologen waren dies vier von 12 Bewerbern), und der Rest wurde vorläufig abgelehnt. Ich wurde also für die zwei ersten Jahre an etwa zehn Gymnasien unseres Landes, darunter Reutlingen, Tübingen, Stuttgart, Heilbronn als Assessor und „Hilfslehrer“, d. h. als Vertreter für erkrankte oder zur Wehrmacht einberufene Kollegen, mit jeweils 15 bis 30 Wochenstunden angestellt, was einem Monatsgehalt zwischen 90 und knapp 200 Reichsmark entsprach.

Nach meiner Verheiratung im Sommer 1937 wurde ich dann im September '37 als planmäßiger Assessor an die sog. Oberschule für Jungen in Balingen versetzt, die damals sechs Klassen mit wenig über 160 Schülern und Schülerinnen hatte. Ich war 26 Jahre alt und war mit Abstand von etwa 20 Jahren der jüngste von den übrigen sechs vorhandenen Lehrern. Mein Gehalt war inzwischen auf die stolze Höhe von 220 Reichsmark geklettert. Wegen meines jugendlichen

ist dies bei dem Blatt „Balingen“ etwas schwieriger. Einen Standpunkt, von dem aus die Friedhofkirche und die Stadtkirche in dieser Form sichtbar ist, gibt es in Balingen nicht.

Zunächst ist festzustellen, daß es sich höchstwahrscheinlich um eine Aufnahme der Stadt Balingen vor dem großen Stadtbrand von 1809 handelt. Der Berg im Hintergrund könnte die Schalksburg sein. Einen Anhaltspunkt gibt uns das Schiff der Stadtkirche, deren Westgiebel mit den beiden gotischen Fenstern deutlich zwischen den Häusern hervorschaut. Es muß sich also um eine Aufnahme aus nordwestlicher Richtung handeln. Die Straße im Vordergrund wäre in diesem Fall die alte Geislinger Straße, die ja bis in unser Jahrhundert vom Lindlesberg direkt zur Stadt führte und beim einstigen „Löwen“ (heute Altbau der Kreissparkasse) in die Friedrichstraße einmündete. Im Bild ist tatsächlich ein hohes Giebelhaus zu erkennen, auf das die Straße zuführt. Dieses Haus könnte der einstige „Löwen“ sein. Was der Turm im Hintergrund bedeutet, ist mir nicht bekannt.

Die beiden Giebelhäuser rechts an der Stadtkirche sind vermutlich der einstige Spital, der ja dem großen Stadtbrand zum Opfer fiel.

Was aber ist mit der Friedhofkirche? Hier hat wohl die künstlerische Freiheit des Bildschöpfers gesiegt. Die Friedhofkirche war ihm wert, ins Bild zu kommen, wegen der Kleinheit des Formats war dies nicht möglich. So hat er die Kirche rechts im Hintergrund an einen imaginären Platz gestellt und damit eine Abrundung des Bildes erreicht.

Quelle: Karl Julius Weber – Reise durch das Königreich Württemberg, Steinkopf-Verlag, Stuttgart.

Alters wurde mir vor allem der gesamte Turn- und Sportunterricht mit 18 Wochenstunden übertragen, und da ich jungverheiratet war, wurde es sogar für tragbar gehalten, mir den Sportunterricht bei den Mädchen zu übergeben, was sonst wohl nur alten und garantiert unverdächtigen Kollegen gestattet werden durfte!

Zum Kriegsdienst wurde ich mit vielen Männern aus Balingen am 27. August 1939 in den Schulhof der Sichelschule einberufen und sofort in der folgenden Nacht mit Güterwagen der Eisenbahn nach Ulm gefahren, wo wir in der Pionierkaserne feldmarschmäßig ausgerüstet und gleich im September '39 zu weiterer Ausbildung an den Oberrhein und dann bald nach Sulz am Neckar verlegt wurden. Dort in Sulz meldete sich eines Tages nach dem Vormittagsdienst eine Gruppe von Schülern aus Balingen, die mit Fahrrädern gekommen waren und meinen Kompaniechef soweit brachten, ihrem alten Lehrer, dem Gefreiten Bizer, einen dienstfreien Nachmittag zu genehmigen. Eine nette Erinnerung an alte Schüler. Vielfach wurde ich auch gerne daran erinnert, wie ich Jahre später als Oberleutnant aus Nordnorwegen in Urlaub kam, dabei bei meinen alten Schulklassen in der Schule Besuch machte und dabei mancher-

lei über Land und Leute in Nordnorwegen, aber wenig über den Krieg zu berichten hatte.

Im Herbst 1945 kehrte ich aus der Gefangenschaft in USA nach Genesung aus schwerer Verwundung zurück, die ich mir im August 1944 bei der amerikanischen Invasion in der Normandie zugezogen hatte.

Mitte Oktober 1945 war ich wieder in Balingen, froh darüber, daß eine amerikanische Dienststelle in Stuttgart mich mit einem Passierschein versah und damit verhinderte, daß ich, wie viele andere, als Gefangener zur Arbeit nach Frankreich verschickt wurde. Statt dessen konnte ich für zwei Wochen in den Balinger Wäldern für den bevorstehenden Winter ein Minimum an Brennholz sammeln, bevor ich anfangs November zum sofortigen Eintritt in den Schulbetrieb aufgefordert wurde. Die französische Militärregierung legte Wert darauf, die Schulen nach dreivierteljähriger Pause möglichst rasch wieder in Gang zu setzen, was ihr offenbar wichtiger war, als die spätere „Entnazifizierung“ der Lehrer. So war ich beim Wiederbeginn des Unterrichts unter den ersten fünf Lehrern, die nunächst für sechs Klassen zur Verfügung standen, die sich aber sehr schnell auf die Zahl von acht Lehrern vermehrten, die von der Schulabteilung der französischen Militärregierung, zum Teil auch ohne entsprechendes Staatsexamen, hergeschickt wurden.

Dazu kamen noch vielerlei Schwierigkeiten: Da die Balinger „Sichelschule“ im Krieg zum Teil als Lazarett oder als Unterkunft für die „Organisation Todt“ benützt wurde, hatte man viele Schulzimmer geräumt und die Schulmöbel und Schulakten im Dachstock des Seitenflügels untergebracht. Gerade dieser Teil des Gebäudes wurde aber zum Ende des Krieges zusammen mit der Turnhalle durch Brandbomben zerstört und die dort lagernden Möbel und Akten vernichtet. Zwar hatte Landrat und Bürgermeister Robert Wahl im Laufe des Jahres 1945 durch ältere Schüler das Dach abräumen und durch Platten einigermaßen wasserdicht abdecken lassen, aber um den Schulbetrieb aufnehmen zu können, mußten die Schulräume provisorisch – aber Jahre lang – durch Tische und Stühle aus Balinger Wirtschaften oder aus dem zerstörten „Lochenheim“ möbliert werden. In allen Schulklassen lagen daher bald in den Ecken Haufen von Stuhlbeinen und sonstigen Trümmern schadhafter und dem Übermut der Schüler zum Opfer gefallener „Schulmöbel“. Die Folge war, daß man bei dem Mangel an Schulbänken öfters hören konnte, wie einem Schüler, der offenbar schneller war als sein Mitschüler, auf dem Schulweg zugerufen wurde: „Belegschr en Platz!“

Meine älteste Tochter, die damals die beiden ersten Grundschulklassen absolvierte, erzählte gerne, wie sie in diesen zwei Jahren etwa sechs Lehrer in ständigem Wechsel erlebt und wie die vorhandenen Stühle nur für die Buben reserviert waren, während die Mädchen, wenn nicht auf dem Boden, so doch enggedrängt auf großen Wirtstischen saßen. Wenn dann gelegentlich plötzlich ein Lehrer ausfiel, mußten eben zwei Klassen mit bis zu über 80 Schülern gemeinsam unterrichtet werden, wobei unter den Buben nur noch der Stock des Lehrers für Ordnung und Disziplin sorgte.

Für den Unterricht waren alle bisher gebrauchten Schulbücher – einschließlich der Bücher der „euklidischen Mathematik“ oder der lateinischen Grammatik samt Caesars unsterblichem Werk „De bello Gallico“ – als Nazi-Literatur verboten, so daß aller Unterricht ohne Bücher durchgeführt werden mußte. Auch für die Anfangsgründe des Lesens und Schreibens gab es für die erste Klasse der Grundschule zunächst nicht die sonst übliche Fibel, weshalb die Schüler der Klassen zwei und drei für die ABC-Schützen selbst entsprechende Blätter – mit meist unterschiedlicher Qualität – herzustellen hatten. Nur für den in allen Klassenstufen einheitlich und verbindlich angeordneten Unterricht in französischer Sprache erschien bald ein von der Militärregierung gedrucktes französisches Lehrbuch von Marchand, das einsprachig in Französisch und mit vielen Bildern – daher bald der „Bilder-Duden“ genannt –

in die Fremdsprache einführte. So hatte ich damals jahrelang mit meinen französischen Schulkenntnissen und dem „Marchand“ französischen Unterricht in mehreren Klassenstufen zu geben und tat dies recht gerne.

Zwei Unterrichtsfächer waren vorläufig verboten, nämlich Geschichte und Turnen, wobei wahrscheinlich die Militärregierung unter Turnen und Sport eine vormilitärische Erziehung verstand.

Zu welchen Merkwürdigkeiten das Mißtrauen der Franzosen führen konnte, dafür noch eine kleine Episode: Die städtische Bücherei, die in den 20er Jahren von Studiendirektor Köhler, dem langjährigen Leiter der Balinger Oberschule, als Stadt- und Schulbücherei gegründet und seither von ihm ehrenamtlich geleitet wurde, wobei seine Schüler auf jeden Verstoß gegen die Schulordnung die Reaktion: „Kommst heut mittag in d' Bücherei!“ längst kannten und sich als seine Mitarbeiter fühlten, diese Bücherei befand sich damals im Eckhaus der Neuen- und Färberstraße, wo heute das Tiefbauamt der Stadt untergebracht ist. Am Eingang von der Neuen Straße aus trug die Haustüre die Aufschrift „Volksbücherei Balingen“, was jedermann verstand. Der Offizier der französischen Militärregierung, der mit schulischen und kulturellen Dingen befaßt war, Monsieur Jehl, las diese Inschrift und, weil er im Ausdruck „Volksbücherei“ ein typisches Zeichen nationalsozialistischer Gesinnung sah, ließ er kurzerhand die ganze Türe samt Aufschrift von zwei herbeikommandierten französischen Soldaten aushängen und forttragen, so daß nun die Türe zur Bücherei zwei Tage lang offen stand, bis Bürgermeister Wahl vom städtischen Bauhof eine neue Türe ohne diese „ungeheuerliche“ Aufschrift anfertigen ließ. Daß trotz der zwei Tage lang offenstehenden Türe in der Bücherei nichts mitgenommen wurde, beweist, daß es damals wichtigere Dinge gab als Bücher.

Was Geist und Stimmung in der Schülerschaft in diesem ersten Jahr nach dem Krieg betrifft, so wird sich jeder Lehrer von damals nur mit Freude daran zurückerinnern: So anspruchslos die Ausstattung der Schule, so groß der Mangel an Büchern oder irgendwelchen Unterrichtshilfen, so bescheiden die Verpflegung der Bevölkerung war, so freudig spürbar war andererseits die Freude darüber, wieder zusammen in die Schule gehen zu dürfen, und die Mitarbeit am Unterricht und an Ausflügen und allen Aktivitäten der Schule. Und die Schülerspeisung mit einer Tasse Kakao und einem Brötchen in der Pause im Untergeschoß der Schule wurde so dankbar aufgenommen, daß wir später, wo dann oft von Schulverdrossenheit und dergleichen die Klage war, uns gerne an diesen fröhlichen und bescheidenen Schulbetrieb zurückgesehen haben.

Sicherlich hat in den ersten Monaten nach dem Krieg die Bevölkerung unter den Evakuie-

rungen durch die Besatzungsmacht gelitten, – ich selbst mit meiner Frau und zwei Kindern mußten damals binnen 24 Stunden unsere Wohnung mit allen Möbeln und der ganzen Einrichtung verlassen und konnten nur dank der eifrigen Hilfe meiner 14jährigen Schüler wenigstens noch das gesammelte Brennholz für die Heizung des uns zugewiesenen Notquartiers aus dem Keller retten. Aber im ganzen hat sich doch bald das Verhältnis zwischen Bevölkerung und Besatzung entspannt, so daß ein ordentliches Einvernehmen entstand. Auch dafür ein Beispiel:

Die kommissarische Leitung der Balinger Oberschule war von 1945 bis 1958 Herr Dr. Rieber anvertraut, bis er sich nach seiner Heimat Reutlingen versetzen ließ; von 1948 bis 1949 Herr Dilger, bis er die Leitung des Seminars Blaubeuren als Ephorus übernahm; von 1949 bis 1951 mir; ab 1951 Dr. Gauger, der als planmäßiger Schulleiter eingesetzt wurde. Der französische Gouverneur von Balingen, Monsieur Gonnet, ein hoher französischer Offizier, lud eines Tages Herrn Dr. Gauger, unseren Schulleiter, und mich als seinen Stellvertreter, in die Kraut'sche Villa, seine Residenz, zum Abendessen ein. Das Tischgespräch wandte sich bald unseren Kriegserlebnissen zu und der Gouverneur fragte Herrn Gauger, wo er denn als Soldat eingesetzt war. Die Antwort war: „In Frankreich an der Marne!“ Weitere Frage, die schon bedenklich scheinen konnte: „Wo denn da genau?“ Auf Gaugers präzise Ortsangabe kam dann die überraschende Feststellung des Gouverneurs: „Da waren wir ja als Soldaten nur wenige hundert Meter voneinander entfernt! Wie schade, daß wir uns da nicht gleich getroffen haben!“

Unsere Balinger Oberschule, die sich 1953 in ein Progymnasium verwandelt hat, hatte 1939 noch sechs Klassen mit wenig mehr als 160 Schülern. 1953 hatte sie in 12 Klassen etwa 450 Schüler. 1956 kam die Einführung der Oberstufe, die 1957 zur ersten Reifeprüfung führte und uns die Bezeichnung „Gymnasium“ brachte. Bis das Gymnasium im Jahr 1969 in das neue Schulhaus einziehen konnte, stand das Stadtbauamt Jahr für Jahr unter dem Druck, immer neue Schulräume für die unaufhörlich wachsende Schülerzahl im Sichel- und Schulgebäude zu schaffen, und hat damals drei neue Dachräume im Seitenflügel, drei Dachräume im 3. Stock und zwei Räume im Keller anstelle des früheren Schülerbades eingebaut. Wenn auch alle diese Räume sich bald als zu klein, zu eng und nicht als ausreichend erwiesen haben, so hat vielleicht, wie mir scheint, doch diese letzte Generation von Schülern und Schülerinnen, die in den engen Räumen und Winkeln der Sichel- und Schulgebäude ihre Schuljahre verbrachten, ein stärkeres Zusammengehörigkeits- und Heimatgefühl und mehr Anhänglichkeit an ihre Schule und ihre Lehrer gezeitigt, als dies in den modernen Schulen mit ihrem Massenbetrieb möglich ist.

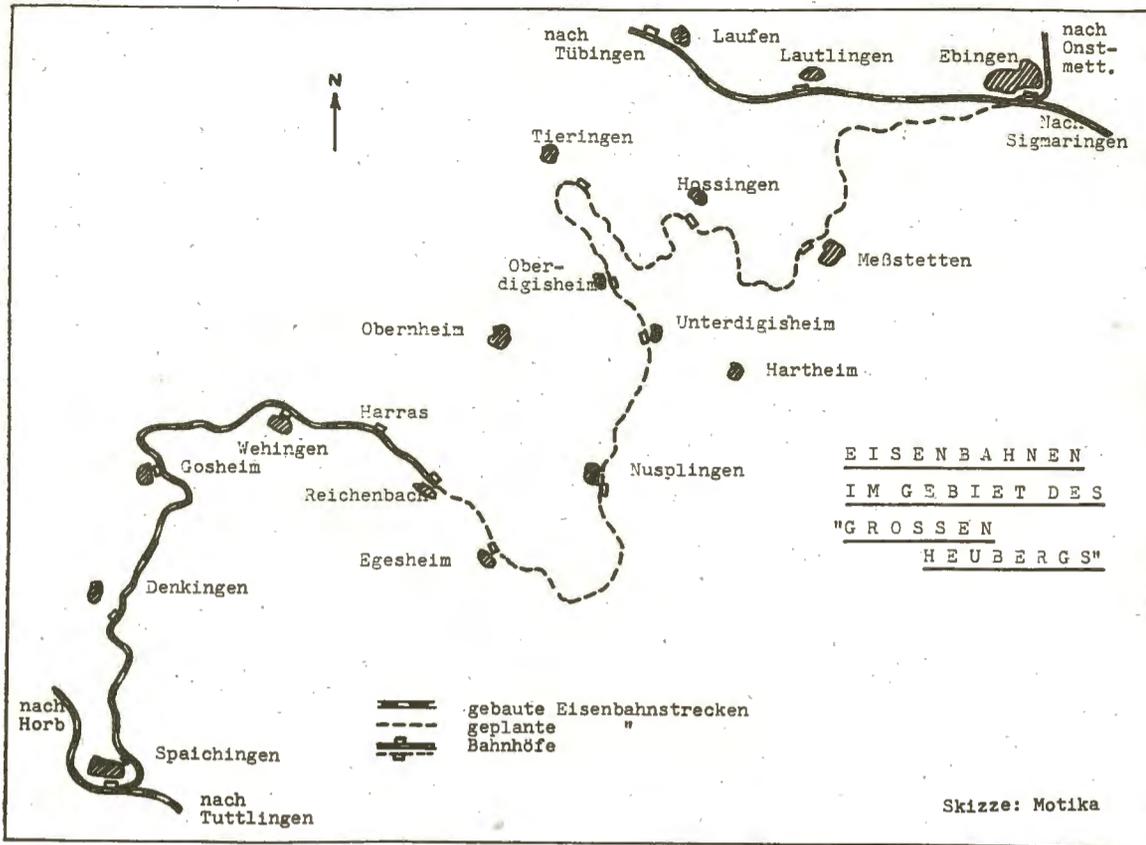
## Eisenbahnbau auf dem großen Heuberg

von Guido Motika

Als „Großen Heuberg“ bezeichnet man den hochgelegenen Teil der Schwäbischen Alb zwischen Eyach-, Schmeien-, Donau- und Faulenbachtal. Gegen Nordwesten wird das Bergland durch den Albtrauf zwischen Balingen und Spaichingen begrenzt. Dieses Gebiet war, seiner topographischen Eigenart entsprechend, nie von Fernverkehrswegen durchzogen. Auch dem Eisenbahnbau stellten sich genug naturgebende Hindernisse in den Weg. Trotzdem ließen sich vor rund neun Jahrzehnten interessierte Kreise nicht entmutigen, an eine Erschließung durch das damals fortschrittlichste Verkehrsmittel zu glauben. Diese Bemühungen dem Vergessen zu entreißen, ist der Sinn des folgenden Berichtes.

Der erste schriftliche Hinweis auf eine künftige „Heubergbahn“ findet sich in einem Leserbrief im „Heuberger Bote“ vom 3. 1. 1897. Darin sind die Hintergründe zwar wortreich, aber treffend dargestellt. Er wird daher zur Einführung auszugsweise wiedergegeben:

„Unter allen eisenbahnwünschenden und auch -bedürftenden Gegenden steht gewiß der Heuberg obenan, trotzdem man ihn vielfach als den armen Winkel des Landes anzusehen gewohnt ist. Dies wird sofort einleuchten, wenn man einen unparteiischen Blick auf die Karte wirft. Wie sind die größeren Ortschaften teils auf dem Heuberg selbst, teils am Fuße desselben so gänzlich isoliert und vom Verkehr fast ausgeschlossen! Wie leicht könnte da abgeholfen werden. Man denke sich die Fortsetzung der Bahnlinie von Balingen südwestwärts und südlich über Endingen, Erzingen, Dotternhausen, Schömberg, Ratshausen, Deilingen, Wehingen, Reichenbach, Egesheim, Bärenthal, Beuron und wird einsehen, daß hierdurch vielen zum Teil großen Ortschaften mit ihrer Umgebung geholfen wäre und die Kosten würden anderen Linien gegenüber ziemlich bescheiden sein. Die großen Vorteile der Bahn sind in den Augen springend. Dem Kapital wäre Gelegenheit geboten, sowohl die Wasserkräfte der



Schiechem und Beera und die reichlich vorhandenen intelligenten Arbeitskräfte zu benützen und die Leute, von denen ein großer Teil jedes Jahr in der Fremde ihr Brot suchen müssen, könnten ihren austräglichen Verdienst in der Nähe haben. Ferner sei noch erinnert an die reiche Ausbeute vorzüglicher Kalksteine, Tuffsteine und Marmorplatten, die infolge des leichteren und billigeren Transportes ein wertvolles Ausführprodukt abgeben würden. Ebenso könnten auf viel billigere Art Kunstdünger und Steinkohlen eingeführt werden, wovon ersterer als ein in neuerer Zeit unentbehrliches Düngemittel für die Bergwiesen bezeichnet werden muß, während letztere bei den gegenwärtigen Holzpreisen ein billigeres Heizmaterial abgeben würden. Wenn auch bis jetzt dieses Projekt bei der Bescheidenheit der Heubergbewohner nur unter Einzelnen besprochen wurde, so sollte doch endlich die Zeit da sein, in der die einzelnen interessierten Gemeinden Stellung zu dieser überaus wichtigen Frage nehmen sollten. Es dürften doch wahrlich einige energische Männer zu finden sein (man denke da in erster Linie an die beiden Bezirksabgeordneten Balingen - Spaichingen), welche die Sache in die Hände nehmen und in Fluß bringen könnten. Alles dieses anzuregen war und ist der Zweck obiger Ausführung. Frisch gewagt ist halb gewonnen."

Anscheinend vergingen drei bis vier Jahre, bis es zu qualifizierten Initiativen kam, d. h. bis man eine klare Vorstellung über den gewünschten Streckenverlauf entwickelt hatte und gemeinsam vorgehen wollte. Bei einer Bürgerversammlung in Meßstetten am 17. 1. 1901, die im übrigen auch dringlich eine Verbesserung der Straßen- und Postverhältnisse forderte, wurde das Zusammengehen mit einem Spaichinger Eisenbahn-Komitee beschlossen. Als Linienführung wurde die Verbindung von Spaichingen über Wehingen - Nusplingen - Meßstetten nach Ebingen ins Auge gefaßt.

In einer weiteren Versammlung in Oberdigisheim am 12. 5. 1901, die vom Balinger Oberamtman Filser, den interessierten Gemeinden und einer Abordnung des Handels- und Gewerbevereins Ebingen besucht war, entwickelte man eine Resolution in diesem Sinne.

Kurz danach erweiterte sich das Spaichinger Komitee um die Vertreter mehrerer Gemeinden. Es nahm mit der Westdeutschen Eisenbahn-Gesellschaft Verbindung auf und ließ sich fachtechnisch beraten. Diese erfahrene Bau- und Betriebsgesellschaft stellte die Ausführung der Bahn in Aussicht, wenn Staat und Gemeinden die üblichen Beiträge zu leisten bereit wären. Weil der Landtag grundsätzlich etwaige

Zusagen von der Vorlage eines ausgearbeiteten und begutachteten Projektes abhängig machte, entschloß sich das Spaichinger Komitee noch im Juni 1901, dem im Dienst der Gesellschaft stehenden Berliner Techniker Schulz die Vorarbeiten für einen festen Betrag von 8000 Mark zu übertragen. Man hoffte, diese Projektie-

rungskosten später von der Amtskorporation Spaichingen erstattet zu bekommen. Gegenstand der Untersuchung sollte zunächst eine etwa 28 km lange schmalspurige Nebenbahn von Spaichingen nach Nusplingen sein. Unterwegs wären die Orte Denklingen, Gosheim, Wehingen, Harras, Reichenbach und Egesheim berührt worden, die samt Nusplingen noch bis 1938 zum Oberamt Spaichingen zählten. Als die Vorarbeiten im Spätherbst 1901 abgeschlossen waren, erklärten sich alle betroffenen Gemeinden zur unentgeltlichen Abgabe der erforderlichen Grundstücke bereit. Einer Eingabe beim Landtag stand nun nichts mehr im Wege. Sie ging am 2. 2. 1902 ab. Die Gesamtkosten waren mit 1,9 Millionen Mark veranschlagt.

Schon im Frühjahr 1902 hatte man jedoch die Nachteile einer Schmalspurbahn erkannt und sich entschlossen, die weiteren Bemühungen auf eine Normalspurbahn zu richten. In diesem Sinne folgte am 20. 4. 1902 eine neue Eingabe an Regierung und Landtag. Von den beteiligten Gemeinden lagen nun Zusagen über Beiträge von insgesamt 687 000 Mark vor, ein für damals ungewöhnlich hohes Opfer. Im Auftrag des Landtags wurde das private Projekt zu Beginn des Jahres 1903 von den zuständigen Stellen der Staatsbahn vorgeprüft.

Es dauerte ein weiteres Jahr, bis es im Januar 1904 zur Behandlung der Petition in der Volkswirtschaftlichen Kommission des Landtags kam. Weil Staatsminister v. Soden sich keinen Betriebsüberschuß bei dieser Bahn versprach und die Finanzlage angespannt war, andererseits aber das Opfer der Gemeinden und die Notwendigkeit einer Erschließung anerkannt wurden, entschloß man sich einstimmig dazu, das Projekt der Regierung „zur Erwägung“ zu übergeben.

Fortsetzung folgt

## Die Delkhofener Mühle – eine der ganz alten Lehenmühlen

von Wolfgang P. Bernhard

Man nimmt an, daß die Mühle zu Delkhofen bereits um 1290 bestanden haben muß. Ebenso wird vermutet, daß der „lästige Mühlenbann“ beispielsweise der Weilener Bauern auf diese Zeit zurückgeht. Wir haben es also mit einer der ganz alten Mühlen zu tun. Nahe der Mühle lag der Delkhofener Weiher, von dem man weiß, daß es ihn bereits um 1381 gegeben hat (als die Grafschaft Hohenberg an Österreich verkauft wurde). Heute erinnert nur noch die Bezeichnung „Weiherwiesen“ an ihn.

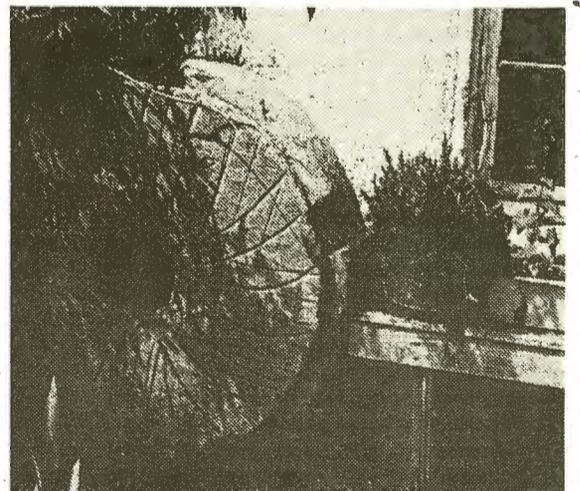
Delkhofen „uff der Scheer“ gehörte im frühen Mittelalter zur Scherragrafschaft. Als die Grafen von Hohenberg das Land regierten, gehörte Delkhofen als „nächstes Zubehör“ zur Burg Hohenberg. Über mehrere Jahrhunderte war eine Reihe kleinerer Orte im heutigen Zollernalbkreis „in die Delkhofener Mühle gebannt“, das heißt, ihren Bewohnern war vorgeschrieben, daß sie ihr Brotgetreide in der Delkhofener Mühle mahlen lassen mußten. Unter diesen Orten war auch der 1449 abgegangene Burgflecken Hohenberg.

Aus dem von Josef Koch verfaßten „Ortsbuch von Weilen“ geht hervor, daß die Weilener Bauern um 1513 „in die Delkhofener Mühle bannpflichtig“ waren. Nach diesem Zeitpunkt wurde eine Beimühle in Ratshausen gebaut, und so konnten die Weilener Bauern (und natürlich die von Ratshausen) dort ihr Getreide mahlen lassen. Diese Beimühle war notwendig gewor-

den, weil die lehenbare Bannmühle zu „Telkhofen“ (wie eine Urkunde aus jener Zeit aussagt) einen so großen Zulauf hatte, daß nicht jeder Bauer aus den nach Delkhofen gebannten fünf Orten (Deilingen, Schörzingen, Weilen, Ratshausen und Delkhofen) nach Begehr abgefertigt werden konnte. Weil obendrein der Weg nach Delkhofen wegen seines schlechten „ohnwegsamen“ Zustands für die Fuhrwerke oft nur mit allergrößten Schwierigkeiten passierbar war, hatten die auswärtigen Bauern von der Herrschaft die Beimühle gefordert und erhalten.

Errichtet wurde sie von Georg Riede, der bis dahin Müller und Säger „zu Hausen im Dhan“ gewesen war. Nach Feststellung von Gerold Riede wurde seinem Vorfahren die von diesem erstellte Mühle, die in ihren Anfängen wohl ei-

Unterschrift von Johann Adam Wütmer, Bürger und Müller zu Delkhofen, aus der Zeit um 1690.

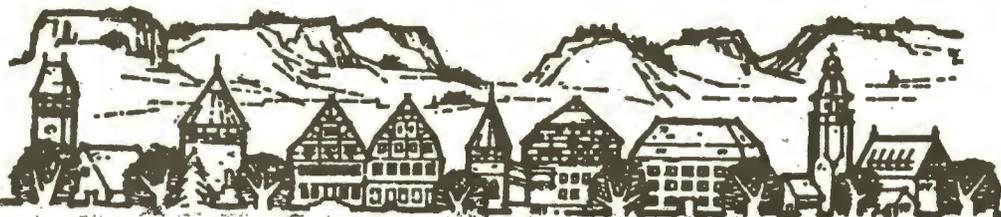


Alter Mühlstein an der ehemaligen Delkhofener Mühle, einer uralten Lehenmühle an dem zur Unteren Bära fließenden „Mühlbach“, der sich dort am Fuße der „Lützelalb“ hinzieht.

Foto: Bernhard



# Heimatkundliche Blätter



# Balingen

Jahrgang 35

30. April 1988

Nr. 4

## Kleindenkmäler an Häusern in Balingen

von Eugen Gröner

Vor einiger Zeit ist die Stadt an den Bürgerverein herangetreten mit der Bitte evtl. vorhandene Kleindenkmale im Gebiet der Kernstadt Balingen namhaft zu machen. Derartige Kleindenkmale, wie Grabsteine, Gedenksteine u. a. m. sollen erfaßt und katalogisiert werden. Der Bürgerverein ist diesem Ersuchen gerne nachgekommen. Nach seiner Ansicht sind solche Kleindenkmale innerhalb des Stadtgebiets in größerer Zahl vorhanden. Ihre Erfassung und Katalogisierung ist ein dringendes Erfordernis, weil Gefahr besteht, daß sie bei Umbauten oder dergl. verschwinden, wie dies leider Gottes in allerletzter Zeit mehrmals geschehen ist. Ich möchte versuchen diese Kleindenkmale darzustellen. Die Stadt Balingen ist nach vier großen Stadtbränden (1546, 1607, 1672 und 1724) im Jahre 1809 zum letzten Male völlig abgebrannt. Nur wenige Häuser, wie z. B. die Stadtkirche, die Ecke am Zollernschloß und die östliche Seite der Ölbergstraße blieben erhalten. Der Wiederaufbau der Stadt geschah nach einem Plan des Landbaumeisters Glaser, wobei Vorschrift war, daß bei sämtlichen Häusern der Friedrichstraße mindestens das Erdgeschoß massiv gebaut wurde. So entstanden an allen Häusern der Friedrichstraße an den Haustüren steinerne Unterzüge und irgend einer kam auf den Gedanken (oder war es vielleicht Vorschrift?) an jedem Haus ein sog. Hauszeichen anzubringen. Es ist schon vermutet worden, daß diese Hauszeichen ein Ersatz für die Hausnummern darstellen, was ich nicht glaube, denn sonst hätte man sie ja in der ganzen Stadt anbringen müssen und nicht nur in der Hauptstraße. Die Hauszeichen sind in Qualität und Ausführung sehr verschieden. Teils zeigen sie nur Buchstabengruppen, teils Figuren, teils sind sie rechteckig, teils trapezförmig. Sie haben durchweg keinen großen künstlerischen Wert, sondern sind Volkskunst, Handwerkskunst im besten Sinne des Wortes. Viele dieser Hauszeichen sind im Laufe der Zeit verschwunden. Bei Umbauten, bei denen meist die ganze Vorderfront verglast wird, werden sie achtlos auf den Schutt geworfen und sind dann auf immer dahin. Um 1925 waren noch 19 Hauszeichen vorhanden. Heute sind davon gerade noch acht übrig geblieben, meist nicht mehr an ihrem ursprünglichen Platz. Nun die Zeichen im einzelnen: 1. Das schönste Hauszeichen, zugleich das einzige, das noch an seinem ursprünglichen Platz im Unterzug der Haustüre hat, ist das Zeichen am Haus Friedrichstraße 61. Es ist das Haus, in dem der berühmte Balinger Theologe Johann Tobias Beck aufgewachsen ist. Das Hauszeichen zeigt in Relief einen Hahn (im Volksmund Guler genannt), der umgeben ist

von den vier Zahlen der Jahreszahl 1810. Besonders zu beachten ist die Zahl 1, die sich unten in zwei Äste teilt, wobei der linke Ast sich in einem Bogen zurückschwingt, eine Form, die besonders im Rokoko beliebt war. 2. Das Hauszeichen am Haus Friedrichstr. 47 (frühere Commerzbank) war früher über der Haustüre des 1959 abgebrochenen Gebäudes Engelbert Herrmann angebracht. Es wurde beim Abbruch sorgfältig freigelegt und am Nachfolgebau an der Seite gegen die Herrenmühlstraße wieder angebracht. Seine Gestaltung zeigt, daß das Haus ursprünglich einem Bäcker gehört hat.



Es zeigt – ebenfalls in Relief – eine kunstvoll geformte Brezel, durchkreuzt von einer Backschaufel und einem Besen. Beiderseits der Brezel sind seepferdchenähnliche Figuren. Oben in der Mitte sitzt auf einem Ast ein Vogel, zu dessen Seiten in Schreifschrift die Buchstaben J und F. An den vier Ecken sind muschelähnliche Gebilde angebracht. Unten steht wieder die Jahreszahl 1810, wieder ist die Zahl 1 künstlerisch gestaltet. Die Buchstaben bedeuten Johannes Fischer, Bäcker, der das Haus 1810 gebaut hat. Das Hauszeichen hat ihm den Beinamen Hans-Vogel beigebracht, die sich auf den Nachfolger vererbte. Übrigens hat der Eigentümer Engelbert Hermann bei Neubau des Hauses an der hinteren Haustüre ein dem alten nachgebildetes neues Hauszeichen anbringen lassen mit der Bezeichnung Neu erbaut 1959 E. H. 3. Das Haus Friedrichstraße 66 (Seiler Mebold) hatte früher zwei Eigentümer, Johann Georg Roller, Rotgerber und Johannes Roller, Kaufmann. 1838 wurde das Haus aufgestockt und hatte hinfert drei Eigentümer. Im Zeitpunkt des Baues waren es die beiden Roller. Das Haus hatte – auf alten Bildern ist dies gut zu erkennen – zwei Hauszeichen. Das eine über der Ladentüre des Eckladens ist schon vor Jahrzehnten bei einem Umbau verschwunden.

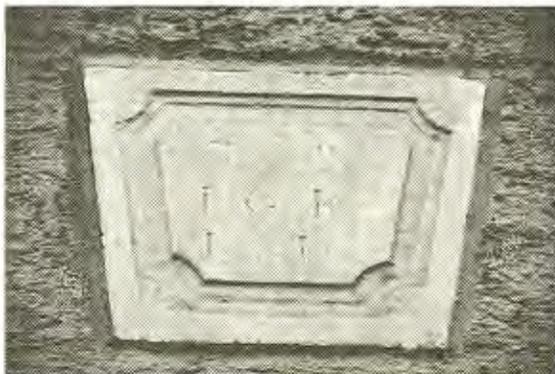
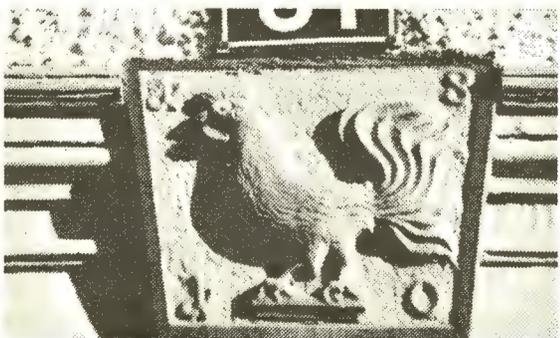
Das zweite Hauszeichen über der früheren Haustüre wurde beim letzten Umbau an der Hausfront gegen die Froschstraße angebracht. Es trägt neben der einfach gehaltenen Jahreszahl 1810 die Buchstaben T R und I G R, die Buchstaben bedeuten Johann Georg Roller und Tobias Roller, der Vater des Erbauers. Die Ecken sind abgerundet und zeigen wieder die muschelähnlichen Gebilde. 4. Wieder das Zeichen eines Bäckers finden wir am Haus Friedrich-



straße 31 (Haus Co-op). Das Zeichen war bis zum Abbruch an dem Hause von Bäckermeister Ernst Luppold angebracht und wurde beim Neubau 1963 am Haupteingang angebracht. Es zeigt eine Brezel, durchkreuzt von zwei Backschaufeln, darunter die Jahreszahl 1810, wieder ist die Zahl 1 künstlerisch gestaltet. 5. Ein ganz einfaches Hauszeichen ist am Gebäude Friedrichstraße 74 (früher Gasthaus zum Pfauen) angebracht. Es sieht aus, wie wenn es der Eigentümer selbst ausgehauen hätte. Die Buchsta-



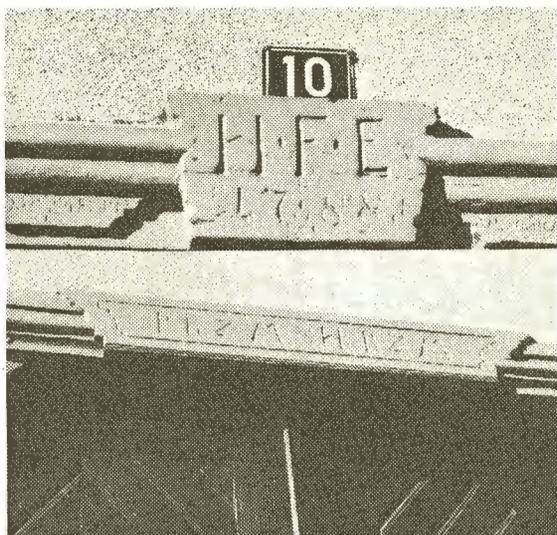
ben JFW bedeuten Jakob Friedrich Wagner. Er war Gastwirt und hat das Haus 1810 gebaut. Die Jahreszahl 1810 ist sehr einfach gehalten. 6. Am Haus Friedrichstraße 23 (Haus Eger) ist ein Hauszeichen mit zwei Buchstabengruppen angebracht, HGBM und I F Z. Sie bedeuten Hans Georg Baumeister und Jakob Friedrich Zürn, die Erbauer des Hauses. Darunter ist die Jah-



reszahl 1810. Das Hauszeichen wurde beim letzten Umbau gerettet und etwas versetzt wieder angebracht. 7. Etwas ganz Besonderes hat sich der Erbauer des Hauses Friedrichstraße 44 (früher Zigarrenhaus Blikle) einfallen lassen.



Das Hauszeichen dieses Hauses zeigt das erste Menschenpaar Adam und Eva. Auf einem kleinen Podest stehen die Beiden in tänzerischer Haltung, Adam mit einem Lendentuch bekleidet, Eva mit langen, fliegenden Haaren. Leider war es beim letzten Umbau nicht möglich, das Hauszeichen vorne anzubringen, es wurde deshalb über der hinteren Haustüre etwas unglücklich platziert, es wirkt in einer Holzwand etwas verloren. 8. Am Haus Friedrichstraße 63 (Regina Lange) ist ein Hauszeichen, das neben der Jahreszahl 1810 lediglich zwei gekreuzte Palmblätter zeigt. Die Jahreszahl ist mit anderen Zahlen dargestellt, wie bei den übrigen Hauszeichen. 9. Schließlich ist noch ein Haus-



zeichen zu erwähnen, das nicht von 1810 stammt. Im Gegensatz zu den übrigen Zeichen, die alle in Stein gehauen sind, ist es in einen hölzernen Türsturz eingeschnitten. IFE 1788 lesen wir, es bedeutet Johann Friedrich Ehinger. Er war Messerschmied und hat das Haus 1788 erbaut. Die ganze Häuserreihe am Anfang der Wilhelm-Kraut-Straße ist schon vor dem Stadtbrand von 1809 gebaut worden und vom Brand verschont geblieben, weil die Entfernung zu groß war. Über dem Scheunentor dieses Hauses ist noch eine Inschrift angebracht: P R Z M H R Z M. Was sie bedeuten soll, konnte bis jetzt nicht ermittelt werden. Eugen Gröner

## Buchschätze im Balingener Heimatmuseum

von Robert Kohler

Im Balingener Zollernschloß wird der Umzug des Heimatmuseums in die Zehntscheuer vorbereitet, der nach Abschluß der Renovierungsarbeiten an dem aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts entstandenen Gebäude in knapp zwei Jahren erfolgen soll. Nach den Vorschriften der staatlichen Stelle für Museumsbetreuung wer-

den die gesamten Bestände des Heimatmuseums neu erfaßt, beschrieben und fotografiert. Dabei stieß man auf eine große Anzahl Bücher aus dem 18. und 19. Jahrhundert, die zumeist schon in den zwanziger Jahren bei Gründung des Heimatmuseums gestiftet wurden. In der Mehrzahl sind es religiöse Schriften, Bibeln,

Gesangs-, Andachts- und Erbauungsbücher, Sammlungen von Predigten und ähnliches, aber es sind auch einige sehr interessante Schulbücher und weltliche Werke darunter. Besonders zwei sollen hier vorgestellt werden, aus denen wir in den nächsten Nummern der Heimatkundlichen Blätter einige Auszüge veröffentlichen wollen. Beide Bücher wären nach unserem heutigen Sprachgebrauch als „Sachbücher“ zu bezeichnen. Das eine heißt – soweit man den Aufdruck auf dem Rücken des sehr stark zerstörten Ledereinbands noch entziffern kann – „Böckle..HAVS VND FELDSCHULE“, das andere, von dem wir den Titel nicht kennen, ist eine Art „orbis pictus“, eine volkstümliche Darstellung des Wissens der damaligen Zeit, wobei jede Beschreibung (einer Sache, eines Begriffes, eines Tieres, einer Pflanze, einer Naturerscheinung usw.) mit einem Bild und einem lateinischen Vers beginnt. Leider fehlen in beiden Büchern die ersten Seiten mit dem Titelblatt, so daß wir Erscheinungszeit und -ort nicht kennen. In der „Haus- und Feldschule“, die wir hier zuerst besprechen wollen, fehlen die ersten 102 Seiten, einige weitere Blätter aus der Mitte sowie die letzten Seiten des alphabetischen (Stichwort-) Registers. Außer Vorwort und Register hatte das Buch 1624 Seiten Text, dazu 68 Abbildungen und 24 Tabellen. Aus einer Textstelle läßt sich vermuten, daß das Werk um 1682 geschrieben wurde und daß es sich um den zweiten Band des umfangreichen Werkes handelt, das sich an Gutsbesitzer und „Meyer“, also Verwalter von Gütern, richtet. Der Inhalt ist aus der Aufstellung der 22 Kapiteln („Classis“) ersichtlich:

Classis I. Vom Vogelfang, 285 Seiten, 5 Abbildungen

Classis II. Von allerhand Zugehör des Vogelfangs, 56 Seiten, 10 Abbild.

Classis III. Vom Jagen, 107 Seiten, 12 Abbildungen

Classis IV. Von der Fischerey, 45 Seiten

Classis V. Vom Krebs-Fang, 7 Seiten

Classis VI. Von dem Mühl-Werck, 18 Seiten, 9 Abbildungen

Classis VII. Von der Augen-Artzney, 243 Seiten

Classis VIII. Von der Wund-Artzney, 37 Seiten

Classis IX. Von Weiber-Kranckheiten und Artzneyen, 70-Seiten

Classis X. Von allerley Kranckheiten und Artzneyen der jungen Kinder, 27 Seiten

Classis XI. Von den Träumen, 310 Seiten

Classis XII. Die Chiromantie oder Hand-Wahrsagung, 8 Seiten, 1 Abbild.

Classis XIII. Von der Physiognomie und Metoposcopia, 20 Seiten

Classis XIV. Von denen Wappen und der Künsten Schlüssel, 35 Seiten, 3 Abbild.

Classis XV. Von der Mahl- und Illuminier-Kunst, 99 Seiten

Classis XVI. Von Proportion deß Menschlichen Körpers, 5 Seiten

Classis XVII. Von verborgenen Schrifften, 3 Seiten

Classis XVIII. Vom Rechnen, 20 Seiten

Classis XIX. Von allerley Maaß / Eych / Gewicht / Schule und Ellen durch gantz Teutschland / und etliche außländische Oerter, 41 Seiten

Classis XX. Von der Zeit und Jahrs-Abtheilung / samt einem immer währenden Calender, 20 Seiten, 6 Abbildungen

Classis XXI. Vom Tafel-Decken und Trenchieren, 83 Seiten, 28 Abbildungen

Classis XXII. Allgemeiner Weg-Weiser durchs gantz Teutschland / Italien und umliegende Länder so wohl bey Nacht als bey Tag, 52 Seiten

Appendix oder Anhang / Hält in sich Ein Hundert nützliche Hauß-Künste, 32 Seiten.

Diese Aufzählung der Kapitel zeigt, daß neben ausführlichen Anleitungen für das Weidwerk und die Fischerei (rd 500 Seiten) eine Fülle von Rezepten für verschiedene Krankheiten (377 S.), die Traumdeutung, die Handlesekunst sowie die Physiognomie (338 S.) den größten Teil des Inhalts ausmachen. Das Buch will belehren und versucht dieses Vorhaben in ein strenges System zu bringen, wie z. B. aus der Einleitung zum Kapitel „Vom Jagen“ ersichtlich ist.

### CLASSIS III. Vom Jagen.

Wann demnach das Absehen und die Intention unsers Menerhoffes dahin gerichtet / daß so wol sich ein Edelmann / als andere Hohe Personen / außerhalb des Baurenstands / der Jagt-Gerechtigkeiten bedienen mögen ; Als haben wir von dem Jagen und solcher Materi unserm Menerhose beizufügen für nützlich und nothwendigerachtet / und solches fürzlich in nachfolgendem Bericht und Unterricht wolmeinend setzen wollen ; In Hoffnung es wird ein jeder Liebhaber des Weidwercks solches in bestem aufnehmen / und bedencken / daß die alte Manieren auch gute neue Regeln geben können.

Damit wir aber gleichwie in vorher beschriebnem eine Ordnung halten / als wollen wir in diesem Stücke auch nicht ermangeln / die vornemste Sache / so zu dem grossen Weidwerck gehörig un-erfordert werden möchten / nachfolgender Gestalt anzuweisen ; bestehet demnach die ganze Jägercy und ist bey derselben zu wissen.

I. Von dem Jagen insgemein.

II. Von des Jägers Amt u. Person.

III. Von der Gerahrschafft zu dem Jagt.

IV. Von den Jagthunden.

V. Von der Spuhr.

VI. Von der Art Tugend und Eygen-schafft des Hirsches.

VII. Von der Zeit des Jagens.

VIII. Vom Hasenfang.

IX. Von der Hirsch-Jagt.

X. Von der wilden Schweins-Jagt.

XI. Von der Wolffs-Jagt.

XII. Vom Fuchs-Fang.

XIII. Von dem Dachs-Fang.

XIV. Vom Königlinhetzen.

XV. Von Thiergärten

XVI. Von Weydsprüchen.

XVII. Von allerhand Bünsten zum Jagen gehörig.

I. Vom Jagen insgemein ist zu wissen / daß solches vornemlich in dreyerley Arten bestehet /

1. In dem Vogelfang. 2. In dem Weizen. 3. In dem Wildfang des hohen Wildes.

Nota.

Das Jagen wird, wie wir weiter unten lesen, unter sittliche Normen gestellt und auch an den Jäger entsprechend hohe Anforderungen gestellt:

„Bey dem Jagen hat man insgemein nachfolgende Hauptregeln wohl zu merken:

1. Des Wildbahns Gerechtigkeit und Unterhaltung / das ist / daß niemand dem andern in seine fürstliche Gerechtigkeit und Wildbahn Eingriff thue / und die Gernercke und Untersteinung eines andern fürstlicher Herrlichkeit nicht überfahr; dann solche hindert und mindert den guten Nachbarlichen Willen / und bringte nur allerley Zweytracht / Uneinigkeit / Mißverstände und Rechtfertigung / dafür sich unser Besitzer dieses Guthes / wie auch der Meyer dieses Hoffes mit allem Fleiß hüten sollen; dann umb des Wildes willen / solle unser Meyer nicht zum Wild werden.

2. Weil das Jagen sowohl als das Feldbauen seine gewisse Gesätze und Regeln hat / so sollen bey demselbigen zu allerförderst gänzlich sich hüten / daß keine Gotteslästerung / Fluchen / Schweren / Ungestimmigkeit / Zorn / Zanck / Widerwillen / Halbstarrigkeit / Ungehorsam / und dergleichen darbey gelitten / sondern abgeschafft und abgestraffet werden; weilen man dadurch Gott lästert / (und die Menschen betrübet) der die Thiere dem Menschen zum besten erschaffen hat / und auß lauter Gnaden bescheret.

3. Bey dem Jagen solle man keine leichtfertige Zotten / ärgerliche Rätzeln / Unzucht in Worten und Wercken verüben / sondern sich aller zugelassenen Lustig- und Ergötzlichkeit mit gebührender Erbarkeit / Christlicher und nicht Bestialischer Weise mässiglich gebrauchen. Dann das Jagen erfordert Standhafte

und Ehrengelissene Leute und Männer / und keine leichtfertige Buben / so zu unehrlichen Dingen und schädlichen Bubenstücken andern Anlaß geben und so grosse Aergernüß verursachen und treiben . . .

Von des Jägers Person und seinem Ampt! Ein rechtschaffender Jäger solle nach seiner Person nit zu alt auch nicht zu jung seyn / sondern mittelmässigen Alters / nach seinen Tugenden solle er zuvorderst Gottesfürchtig seyn / sich des Sauffens und Fluchens / auch der Hurerey so viel möglich enthalten.

Er solle starcker Gliedmassen / hurtig / arbeitsam und unverdrossen / auch hart / frisch / freudig / mutig und keck / därneben eines guten Verstandes seyn.“

„Was man von dem Hirsch zur Artzney dienlich haben könne / seynd nachfolgende Anmerkungen.

Von dem Hirsch hat man neun Stück so zu der Artzney dienlich und nützlich seynd.

- I. Das Horn.
- II. Das Hertzbein.
- III. Das Fett.
- IV. Die Trähnen.
- V. Das Marck.
- VI. Das Blut.
- VII. Die Hüffe.
- VIII. Das Gemächt.
- IX. Der hirschen Stein.“

Es wird dann ausführlich über die Zubereitung und Anwendung dieser Arzneien berichtet, z. B.:

„Das rohe Horn schabet man / legts in Tranck und trinckt darüber. Dieses widerstehet der Fäulung / und der Malignität. Treibt den Schweiß.

## Eisenbahnbau auf dem großen Heuberg

von Guido Motika (Fortsetzung)

Nachdem dadurch ein Bahnbau auf Staatskosten nicht in unmittelbare Nähe gerückt schien, hatte sich das Spaichinger Komitee inzwischen mit der Württ. Eisenbahn-Gesellschaft (WEG) wegen der Verwirklichung als normalspurige Privatbahn in Verbindung gesetzt. Das danach von der WEG bearbeitete Projekt sollte bei einer Länge von 25,9 km ohne Grunderwerb 2,5 Mill. Mark kosten. Die finanziellen Bedingungen der WEG für den Bau waren allerdings recht hart. Man konnte sich zunächst nicht einigen.

Als nächstes legten die Stadt Spaichingen und die Heuberggemeinden dem Landtag am 15. 4. 1905 ein neues Gesuch vor, in dem die wirtschaftlichen Verhältnisse der Region eingehend dargestellt und das WEG-Projekt beigefügt waren. Hinsichtlich der zu erwartenden Einnahmen griff man auf die Ausführungen im Schmalspurenentwurf zurück. Das Gesuch wurde am 9. 1. 1906 im Landtag besprochen und anschließend der Regierung „zur Berücksichtigung“ empfohlen. Damit war zwar ein wichtiger Schritt getan, er bedeutete aber keine feste Zusage für den Bau einer Staatsbahn. Daher entschloß sich das Spaichinger Komitee im Oktober 1906, Projektierung und Ausführung nun doch wieder der Westdeutschen Eisenbahn-Gesellschaft zu übertragen, deren Bedingungen günstiger als die der WEG erschienen.

Interessant ist, daß gerade um diese Zeit „Querschüsse“ auf das Spaichinger Projekt abgegeben wurden, die allerdings keinen Schaden anrichteten. In Rottweil war man auf die Idee verfallen, zugunsten der Bauwürdigkeit der Strecke Balingen – Rottweil eine Zweiglinie Schörzingen (statt Spaichingen) – Wehingen – (Nusplingen – Ebingen) vorzuschlagen. Beim Ebinger Handels- und Gewerbeverein erschien eine Rottweiler Delegation mit der Bitte um Unterstützung. Sie erhielt allerdings eine klare Abfuhr, weil man sich hier aus Vernunftgründen mit Spaichingen solidarischer fühlte.

In Aldingen und Trossingen hatte sich ein weiteres Komitee gebildet, das sich für den Beginn der Heubergbahn in Aldingen stark machte und Unterschriften sammelte. Diese Bemühungen verpufften jedoch. Im März 1907 be-

kam das Spaichinger Komitee von der Regierung die kaum mehr erwartete Nachricht, daß der Bau der Bahn Spaichingen-Nusplingen durch den Staat in Aussicht genommen sei. Allerdings hätten auch dafür die Gemeinden erhebliche Beiträge zu leisten. Als voraussichtlichen Baubeginn nannte man das Jahr 1909. Die Verhandlungen wegen einer Privatbahn waren dadurch hinfällig.

Von einer Verbindung in Richtung Ebingen – Zollernbahn war übrigens in der Regierungsnachricht nicht die Rede, obwohl gerade hierfür im Sommer 1907 die Agitation wieder aufflammte. In Ebingen hatte sich bereits ein Heubergbahn-Komitee gebildet, das am 14. 5. 1907 mit den bürgerlichen Kollegien von Meßstetten zusammenkam und beschloß, auf Kosten dieser Orte ein Projekt Nusplingen – Ebingen ausarbeiten zu lassen. Beteiligten sollten sich auch die kurz danach angesprochenen Gemeinden Hossingen, Tieringen, Ober- und Unterdigheim. Dem wurde überall zugestimmt.

Die am 22. 5. 1907 an die Staatsbahn ergangene Bitte des Komitees um Ausarbeitung eines Entwurfes wurde abschlägig beschieden. Die Generaldirektion teilte am 11. 6. 1907 mit, sie könne wegen anderer Geschäfte nicht tätig werden. Weil die Bahn Spaichingen – Nusplingen Vorrang habe, sei die Ausarbeitung der Fortsetzung nicht so dringlich.

Inzwischen hatte der Regierungsbaumeister Wallersteiner aus Nürnberg dem ihm persönlich bekannten Balingen Oberamtmann Filser angeboten, das Projekt auszuarbeiten. (Das erfahrene Büro Wallersteiner hatte schon Planungsunterlagen für die Linien Balingen – Schömberg und Balingen – Rosenfeld geliefert). Das Honorar sollte 8000 Mark betragen. Dem stimmte das Komitee zu, nachdem die Amtsversammlung Balingen auf Filser's Vorschlag die Übernahme der Hälfte der Kosten zugesagt hatte. Der Rest verteilte sich auf die Gemeinden. Als Geldsammelstelle sollte die Stadtpflege Ebingen mitwirken. Am 12. 7. 1907 wurde ein entsprechender Vertrag mit Wallersteiner abgeschlossen, der die Erledigung der Arbeiten zum 1. 10. 1908 vorsah.

Bereits am 29. 7. 1907 machte Wallersteiner eine Streckenbegehung von Ebingen nach Nusplingen, an der sich jeweils Vertreter der berührten Gemeinden auf ihrem Markungsgebiet beteiligten. Hierbei entwickelte der Experte Vorschläge für eine Grobtrasse und die Lage der einzelnen Bahnhöfe. Es ergab sich eine Streckenlänge von etwas über 20 km mit allerdings sehr starken Steigungen, die aber später auf Kosten einer längeren Linienführung gemindert wurden. Dabei blieb es zunächst, und Herbst und Winter 1907/08 vergingen tatenlos.

Anders war es bei dem „Stamm“projekt Spaichingen – Nusplingen. Im April 1908 behandelte die Volkswirtschaftliche Kommission erneut das Vorhaben. Wieder wurde die Notwendigkeit unterstrichen und der Bau als Staatsbahn der Regierung „zur Berücksichtigung“ empfohlen, allerdings nicht innerhalb der nächsten Kreditperiode. Die Aufnahme in das Bahnbaukredit-Gesetz erfolgte dann im Juni 1909 für die Periode 1911/12. Die Baukosten waren jetzt bei einer Länge von 26,3 km auf 3,933 Mill. Mark veranschlagt, wovon die Gemeinden 934 090 Mark tragen mußten.

In Balingen und Ebingen waren diese Vorschläge nicht verborgen geblieben. Oberamtmann Filser mahnte bereits am 30. 3. 1908 schriftlich bei Wallersteiner die Erfüllung des Vertrages an. Dieser entschuldigte sich mit den winterlichen Behinderungen, die frühere Arbeiten unmöglich gemacht hätten. Im April sollte aber ein Techniker anreisen. Am 13. 4. 1908 sandte das Bezirksamt Balingen einen ausführlichen Bericht an das Ministerium für die auswärtigen Angelegenheiten, in dem Gründe dargelegt wurden, die für eine Bevorzugung der Linie Ebingen – Nusplingen vor dem Spaichinger Anschluß sprechen sollten. Ein wesentliches Argument war der anlaufende Grunderwerb für den badischen Truppenübungsplatz Heuberg, dessen Erschließung man sich über einen künftigen Bahnhof Meßstetten vorstellte. Der eigentliche Hintergrund für die Bemühungen war jedoch, das Arbeitskräfte- und Kundenpotential der Heuberggemeinden dem Raum Ebingen zufließen zu lassen.

Auf Drängen Filser's übersandte Wallersteiner Ende Mai 1908 erste Planunterlagen und den Entwurf einer Eingabe. Diese Eingabe unter dem Absender des Ebinger Komitees mit den schon bekannten Argumenten wurde dem Ministerium im Juli übersandt. Nachdem Wallersteiner das gesamte Projektmanuskript mit dem Entwurf für eine weitere Denkschrift fristgemäß am 23. 9. 1908 abgeliefert hatte, reichte man diese Unterlagen nach.

Der weitere Verlauf der Ereignisse zeigt, daß den Ebinger Bemühungen kein Erfolg beschieden war. Der Landtag gab eindeutig der Spaichinger Heubergbahn den Vorzug und genehmigte, wie schon erwähnt, hierfür 1909 die ersten Mittel.

Trotzdem sollten wieder eineinhalb Jahre vergehen, bevor etwas geschah. Erst am 24. 1. 1911 trafen sich in Spaichingen zwei Vertreter der Staatsbahndirektion mit den betroffenen Gemeinden, um deren finanziellen Beitrag festzuschreiben zu lassen. Sämtliche Gemeindevertreter unterzeichneten. Das bewog den Landtag, im Juli 1911 eine erste Rate in Höhe von 800 000 Mark zu genehmigen. Inzwischen hatten neuere Untersuchungen durch die Staatsbahn ergeben, daß die Bahn sogar einen Betriebsüberschuß abwerfen könnte. Von Seiten der Regierung wurde aber schon damals befürchtet, daß die Baukosten höher als veranschlagt ausfallen würden. Wie berechtigt das war, sollte sich Jahre später herausstellen.

Zunächst ließ die Eisenbahn-Bausektion Spaichingen am 1. 10. 1911 das beste hoffen. (Diese Dienststelle, die vorher mit Sitz in Balingen die Linie nach Schömberg gebaut hatte, sollte übrigens auch deren Fortführung nach Rottweil bearbeiten). Als bald wurden die Vermessungsarbeiten aufgenommen. Die behördliche Genehmigung zum Entzweigen von Grundstücken folgte im September 1912. Das erste Baulos konnte im Januar 1913 vergeben werden, und bereits im Februar be-

gannen die Arbeiten zwischen Spaichingen und Denkingen. In den Eisenbahnbau-Etat war nun die zweite Rate in Höhe von 1,3 Mill. Mark eingesetzt. Inzwischen hatte das Spaichinger Komitee erfolgreich den Landtag um Stundung der Barbeiträge der Gemeinden bitten müssen. Man erhoffte sich, den Verpflichtungen bei gesteigerter Wirtschaftskraft nach Eröffnung der Bahnlinie besser nachkommen zu können.

Ergebnislos blieben die gleichzeitigen Bemühungen von Ebingen und Meßstetten, die baldige Fortsetzung der Bahn über Nusplingen hinaus durchzusetzen. Mit einer erneuten Eingabe hatte das Ebingener Komitee beim Ministerium nachgehakt, nachdem sich die Projektunterlagen nun schon seit zweieinhalb Jahren zur Prüfung bei der Staatsbahn befanden. Aber erst im Spätsommer 1913 teilte KWStE-Präsident Stierler dem Bezirksabgeordneten Haussmann das entmutigende Ergebnis unter Rückgabe des Entwurfes mit. Haussmann reichte den Bescheid an die Gemeinden mit dem Vorschlag weiter, sich ersatzweise um eine Omnibuslinie zu bemühen. Die Aufnahme in das Bahnbaugesetz von 1913 war endgültig verweigert worden. Das Projekt erschien lediglich in einer Übersicht der Entwürfe für künftige Nebenbahnen im ganzen Land. Die für die Vorarbeiten bezahlten 8000 Mark hatten sich als Fehlinvestition erwiesen.

Nun wieder zur Spaichinger Linie. Vom ersten Spatenstich im Vorfrühling 1913 bis zum Sommer 1914 liefen die Bauarbeiten, vor allem am Alaufstieg bei Denkingen, auf Hochtouren, und man hoffte, die Bahn trotz der unerwarteten Geländeschwierigkeiten bis zum Spätherbst 1915 vollenden zu können. Der 1. Weltkrieg machte die günstigen Aussichten zunichte. Bei Kriegsausbruch im August 1914 mußten die Bauarbeiten, die auf der Strecke bis Reichenbach in vollem Gange waren, ausgesetzt werden. Sie wurden in beschränktem Umfang im Oktober wieder aufgenommen, um einheimischen Kräften Beschäftigung zu geben. Zeitweise waren sogar Kriegsgefangene im Einsatz. Ein zügiges Arbeiten, wie es zur Überwindung der schwierigen Untergrundverhältnisse notwendig gewesen wäre, scheiterte aber letztlich am Mangel an Fachkräften und den erforderlichen Bau- und Betriebsstoffen. So kamen die Arbeiten gegen Ende 1916 zum Erliegen.

Erst im Januar 1919 begannen Verhandlungen zwischen dem Arbeitsministerium und der Bausektion Spaichingen mit dem Ziel, den Bahnbau als Notstandsarbeit wieder aufzunehmen. Dazu kam es tatsächlich. Man mußte sich aber 1919 und 1920 im wesentlichen darauf beschränken, die Trassensicherung am rutschgefährdeten Alaufstieg zu gewährleisten. Glücklicherweise verschloß sich die am 1. 4. 1920 gebildete Reichsbahnverwaltung dem Weiterbau nicht. In deren Haushalt wurden Mitte 1921 für 1922 8 Mill. Mark eingesetzt, von welchen 7 Mill. genehmigt wurden. Die Gesamtkosten waren inzwischen wegen der beginnenden Geldentwertung, aber auch wegen der technischen Schwierigkeiten, auf 35,5 Mill. Mark veranschlagt.

Das Ende der Inflationszeit im November 1923 brachte nicht die erhoffte Beschleunigung, sondern, im Gegenteil, die Zurückziehung sämtlicher Mittel und die Einstellung der Arbeiten für die nächsten drei Jahre. Der Unterbau zwischen Spaichingen und Reichenbach und die Bahnhofsgebäude waren zu diesem Zeitpunkt etwa zu 85% vollendet.

Im Juni 1924 einigten sich die Amtsversammlung Spaichingen und die Anliegergemeinden darauf, der Reichsbahn einen weiteren Beitrag von 150 000 Mark anzubieten, wenn die Bahn bis Reichenbach zum 1. 4. 1925 und bis Nusplingen bis 1929 fertigwerden würde. Die Reichsbahn mußte wegen fehlender Mittel ablehnen. Insgesamt wären noch 415 000 Mark aufzubringen gewesen. Die halbfertigen Anlagen begannen bereits zu verkommen.

Weil die Vollendung der Bahn noch nicht abgesehen werden konnte, der Heuberg aber dringend Verkehrsverbindungen brauchte, entschlossen sich die Oberämter Balingen und Spaichingen, die schon seit 1920 laufenden Be-

mühungen um Postomnibuslinien zu verstärken. Ab August 1922 gab es bereits eine Linie Ebingen - Oberdigisheim. Im Herbst 1925 wurden diese bis Obernheim verlängert und gleichzeitig eine Kreuzlinie Balingen - Nusplingen eingerichtet. In Spaichingen begann man jetzt vom „Balingen Verkehrsimperium“ zu sprechen, insbesondere, weil sich auch eine Oberamtsneuordnung abzuzeichnen begann. Man setzte daher etwa gleichzeitig die Eröffnung einer Postbuslinie Spaichingen - Nusplingen durch.

Mitte Mai 1926 konnte wieder an den Bahnbau gedacht werden. Im Rahmen des Arbeitsbeschaffungsprogrammes beschloß der Verkehrsausschuß des Reichstages, die Aufnahme der Arbeiten zu empfehlen, für die nun noch 870 000 Mark erforderlich waren. Tatsächlich konnte im September wieder begonnen werden. Man mußte sich jedoch auf Reichenbach als vorläufigen Endpunkt beschränken. Die Weiterführung nach Nusplingen sollte frühestens 1930 erfolgen.

Im Herbst 1926 und im ganzen Verlauf des Jahres 1927 kamen die Arbeiten gut voran. Die Eröffnung der Strecke war endlich am 25. 5. 1928 möglich. Die Einweihung fand in sehr bescheidenem Rahmen statt, wobei weder die Nachbaroberämter noch die Presse geladen waren. Das Oberamt Spaichingen übernahm nun die von der Post als unwirtschaftlich abgelehnte Betriebsführung der restlichen Buslinie Reichenbach - Nusplingen in eigene Regie.

Kaum war die Heubergbahn eröffnet, begannen bereits die Bemühungen um ihre Fortsetzung in Richtung Nusplingen - Ebingen auf neue. Am 30. 7. 1928 fand in Nusplingen eine Versammlung von ca. 200 Personen statt, darunter Vertreter aller noch zu erschließenden Gemeinden. Aus einem Pressebericht vom 2. 8. 1928:

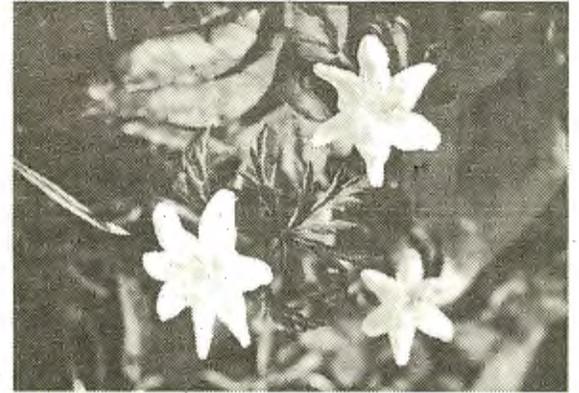
„Stadtschultheiß Winkler (Spaichingen) betonte vor allem, daß die Verpflichtung des Reiches aus dem Eisenbahnvertrag mit Württemberg von 1920, auch diese Bahnlinie voll auszubauen, fortbestehe, daß allerdings die Reichsbahngesellschaft (Privatunternehmen!) von dieser Verpflichtung nicht berührt werde. Die Fortsetzung der Bahn zunächst bis Nusplingen sei, so führte der Redner aus, außer aus wirtschaftlichen Gründen, auch deswegen zu fordern, weil auf Markung Reichenbach der Grunderwerb für die Bahnlinie bereits vorgenommen sei und weil zum bisherigen halben Bahnbau Egesheim und Nusplingen zusammen 75 000 Mark beigesteuert haben. An der Aussprache beteiligten sich u. a. die Herren Schultheißen von Oberdigisheim, Meßstetten, Tieringen, Nusplingen, Unterdigisheim, Hossingen, Wehingen, der Bürgermeister von Hartheim und Gemeinderäte aus Nusplingen, Meßstetten und Spaichingen. Allgemein wurde von den verschiedenen Gesichtspunkten der Land- und Forstwirtschaft, des Gewerbes und der besonderen Gemeindegewirtschaft aus die Notwendigkeit eines möglichst baldigen Ausbaues der Bahn nach Nusplingen betont und der Wunsch einer späteren Weiterführung nach Ebingen vorgetragen. In die Kommission zur Weiterarbeit für den Ausbau der Bahn wurden berufen die Herren Ortsvorsteher von Spaichingen, Denkingen, Gosheim, Wehingen, Deilingen, Delkhofen, Obernheim, Bubsheim, Königsheim, Reichenbach, Egesheim, Nusplingen, Unter- und Oberdigisheim, Tieringen, Hossingen, Hartheim, Meßstetten, sowie einzelne Gemeinderäte von Spaichingen und Meßstetten und Oberregierungsrat Binder (Spaichingen). Ein Arbeitsausschuß wurde bestellt“.

Wie zu erkennen ist, waren weder das Oberamt Balingen noch die Städte Balingen und Ebingen geladen, was dort Befremden auslöste. Auf dem Ebingener Rathaus entschloß man sich, die weitere Entwicklung aufmerksam zu verfolgen. Allerdings maß man der Verwirklichung einer Fortsetzung der Heubergbahn unter den gegebenen wirtschaftlichen Bedingungen kaum mehr Aussicht bei.

Die Geschichte zeigt, wie richtig man damit lag. Obwohl zumindest das Teilstück Reichenbach - Nusplingen noch bis weit in die 30er-Jahre in den amtlichen Bahnhofsverzeichnis-

sen und Kursbüchern als „im Bau befindlich“ bezeichnet wurde, geschah tatsächlich nichts mehr. Die Post- und später Bahnbuslinien wurden beibehalten bzw. ersetzt schließlich auch zwischen Spaichingen und Reichenbach den Zugverkehr. Auf der Heubergbahn wurde offiziell am 25. 9. 1966 nach nur 38 Jahren der Gesamtbetrieb für immer eingestellt. Die Schienen verschwanden, und heute befinden sich Feld- und Wanderwege auf Teilen der Trasse.

## Anemone - Buschwindröschen



Wenn jetzt die Sonne die Waldränder und noch unbelaubten Buschgruppen mit ihren wärmenden Strahlen trifft, dann regt sich's im braunen Laub und im buschigen Gras, und überall kommen die Frühlingsboten und erfreuen mit ihren leuchtenden Blüten des Wanderers Herz. Die Anemone, die im Volksmund allgemein mit „Buschwindröschen“ bezeichnet wird hat in unsrer Heimat vier Vertreter: Die **Frühlings- oder Hainanemone** (*Anemone nemorosa*), auch Schneekäther genannt, weil sie manchmal schon blüht, wenn noch Schnee die Fluren deckt. Man findet sie oft in dichten Beständen in lichten Wäldern und im Gebüsch. Ungleich gesägte und geteilte Blätter stehen zu dreien in halber Höhe des Stengels, der oben meist nur eine Blüte trägt, die vom knospigen Rot in Weiß übergeht. Sie ist die am meisten verbreitete Art. Das **Windröschen** (*Anemone silvéstris*) hat auch grundständige Blätter. Die Blüte, die erst im Mai erscheint, ist größer und außen seidenhaarig. Das seltenere **Berghähnlein** (*Anemone nareissiflora*) ist wesentlich größer und trägt drei bis sieben Blüten, die doldenförmig angeordnet sind. Es blüht von Mai bis Juli. Im Naturschutzgebiet „Lochenhörle“ und im „Irndorfer Hardt“ ist es noch anzutreffen. Das **Goldhähnlein**, die gelbe Anemone (*Anemone ranunculoides*), hat oft zwei Blüten, die außen weiche Härchen haben. Es liebt, wie andere Hahnenfußgewächse, feuchteren Standort. Alle Arten sind giftig. Das Berghähnlein steht unter Naturschutz.

K. Wedler

### Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe

Eugen Gröner, Balingen, Hofmannstraße 6, Telefon (07433) 6521  
 Dr. Fritz Bizer, Balingen, Daimlerstraße 6, Telefon (07433) 8683  
 Guido Motika, Balingen, Im Bahnhof, Telefon (07433) 6019  
 Wolfgang P. Bernhard, 7247 Sulz a. N., Schillerstraße 39, Telefon (07454) 2510  
 Kurt Wedler, Balingen, Im Roßnägele 10, Telefon (07433) 8139  
 Robert Kohler, Balingen, Königsberger Straße 89, Telefon (07433) 6336

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 7782.

Redaktion: Robert Kohler, Balingen Königsberger Straße 89, Telefon 6336.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

# Heimatkundliche Blätter

# Balingen

Jahrgang 35

31. Mai 1988

Nr. 5

## Kleindenkmale auf dem Balinger Friedhof

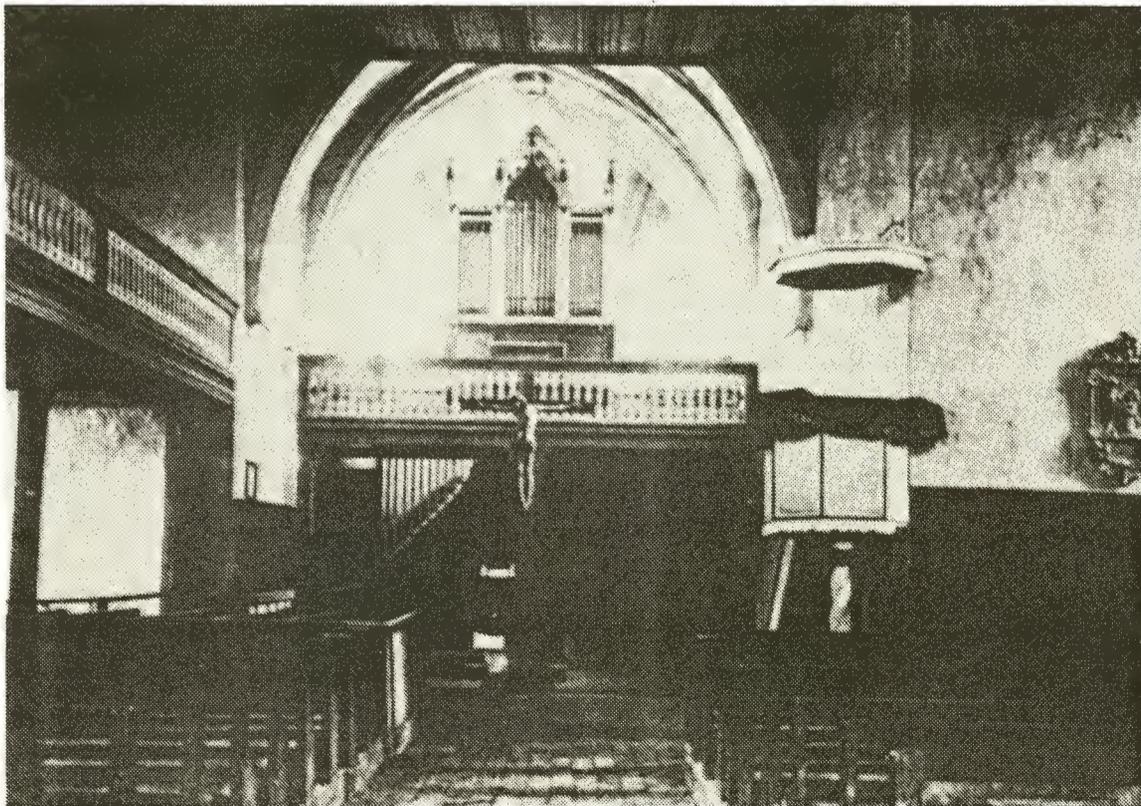
von Eugen Gröner

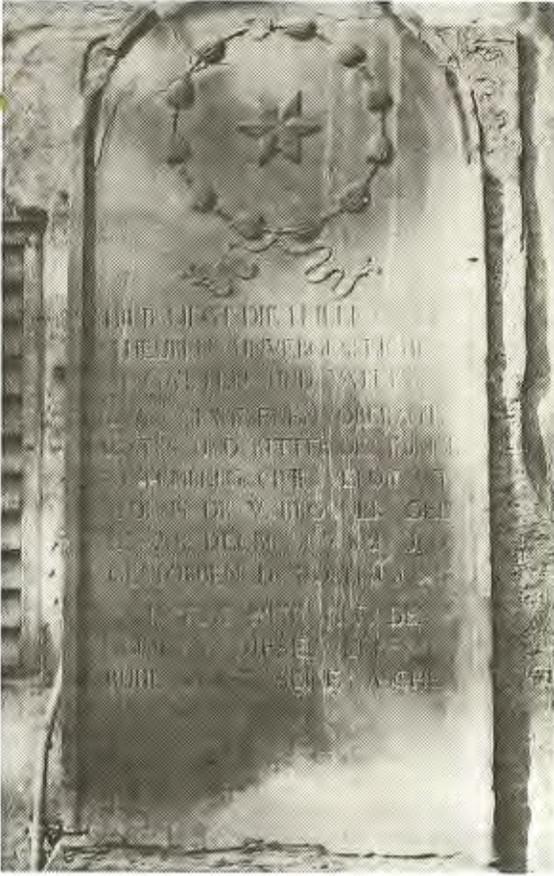
Eine Anzahl von Kleindenkmalen befindet sich auf dem Balinger Friedhof. Es sind Grabmale von Personen, die sich in irgend einer Weise verdient gemacht haben und deshalb an der Mauer der Friedhofkirche beerdigt wurden. Teilweise sind die Grabmale mit ornamenta-

lem Schmuck versehen, teilweise völlig schmucklos. Sie stammen aus verschiedenen Zeiten und sind deshalb auch in ihrer äußeren Aufmachung stark voneinander abweichend. 1. An der Ostwand des Chores der Friedhofkirche steht das Denkmal des Christian Jetter, Stadtmüller. Das Denkmal hat reichen ornamentalen Schmuck. Unten ist in einem quadratischen Feld ein Kranz aus Blättern und Blüten, an den Seiten zwei gewundene Stäbe, oben Zinnenartige Ausbauten, zwischen denen sich kreuzförmige Blumen emporwinden. In der Mitte ist ein halbrundes Feld mit einem Band, in dem „Denkmal der Liebe“ steht, darunter ist eine rechteckige Tafel aus weißem Marmor eingelassen mit der Inschrift: Hier ruht Christian Jetter Stadtmüller, geb. d. 8. Dec. 1783 gest. d. 28. Nov. 1876 Stifter der Orgel und Empore in dieser Kirche. Nach den im Stadtarchiv aufbewahrten Stiftungsrats-Protokollen hatte Jetter im Jahr 1868 folgende Stiftungen gemacht: für eine Orgel in der Friedhofkirche 800 Gulden, für den Einbau von Emporen und die Renovierung der Kirche 1200 Gulden. Der Stifter erklärte sich bereit, auch noch etwa anstehende Mehrkosten zu übernehmen. Tatsächlich hat er die ganzen Renovierungskosten der Renovierung 1868/69 bezahlt. Bei den Emporen, die 1868/69 eingebaut wurden, handelt es sich um die Seitenempore und eine Empore im Chor der Kirche, auf der die Orgel aufgestellt wurde. Jetter hatte nämlich – entgegen dem Rat der Fachleute und des Dekans, diese Aufstellung verlangt, und gedroht, er werde die Stiftung rückgängig machen, wenn die Orgel anders aufgestellt werde. Die Orgel verblieb dann bis zur Renovierung 1911 auf dieser Empore stehen, dann wurde sie abgebrochen und auf den Fußboden des Chores gestellt. 2. Ebenfalls an der



für den 1860 im Alter von 48 Jahren verstorbenen Dekan Georgii. Es ist ein einfacher rechteckiger Sandstein mit dachförmigem Abschluß, in drei runden Feldern sind im Vierpaß die Symbole für Glaube, Hoffnung und Liebe, Kreuz, Herz und Anker angebracht. Der Stein trägt die Inschrift: Hier ruht die irdische Hülle des früh Vollendeten August Wilh. Georgii Dekans und Stadtpfarrers allhier geb. d. 2. Dec. 1812 gest. d. 17. Dec. 1860 Leichtentext Luc. 12,37, Selig sind die Knechte, die der Herr, so er kommt, wachend findet. Denkmal der Liebe gestiftet von seinen Freunden in der Gemeinde und Diöcese Balingen. Das Denkmal ist stark beschädigt. Zur Stiftung dieses Grabmals erging am 21. Dezember 1860 ein Aufruf des Pfarrgemeinderats Balingen, für ein Grabmal für den früh verstorbenen Dekan zu spenden. Die Spenden flossen so reichlich, daß am 18. 6. 1861 beschlossen werden konnte, den Überschuß zur Verschönerung der Friedhofkirche zu verwenden. 3. An der Südwand der Friedhofkirche, direkt neben dem Turm, steht der schöne Grabstein des Dr. v. Bronner. Er ist oben halbkreisförmig abgeschlossen. Im Halbkreis ist ein sechsstrahliger Stern, umgeben von einem mit Band geschmückten Kranz aus Mohnkapseln (als Symbol des Schlafes). Die Inschrift lautet: Hier liegt die Hülle unseres theuren unvergesslichen Gatten und Vaters des gewesenen Oberamts Arztes und Ritter des Königl. Württemberg. Civil Verdienst Ordens Dr. v. Bronner geb. d. 28. Decbr. 1782 und gestorben d. 30. Mai 1826. Ausgekämpft mit dem Leiden dieses Lebens. Ruhe sanft seine Asche. Dr. Bronner hat sich vor allem für die Balinger Schwefelquellen eingesetzt. Er schrieb 1820: „Dieses Wasser, welches an innerem Gehalt keinem der





übrigen Schwefelwasser in Württemberg nachsteht, hätte es schon längst verdient, mehr bekannt und von Heilungsbedürftigen besucht zu werden.“ Ein Jahr später kaufte Bronner die Badeanlage, baute sie wieder auf, rührte kräftig die Werbetrommel und brachte es tatsächlich so weit, daß sie am 1. Mai 1821 wieder eröffnet werden konnte und der Besuch kräftig anstieg. 80-120 Badegäste von auswärts machten Trink- und Badekuren. Das Denkmal ist stark beschädigt. 4. An der Südwand der Friedhofkirche fallen zwei Denkmale auf, die „aus der Reihe tanzen“. Sie sind im Gegensatz zu den steinernen Denkmalen aus Gußeisen. Das eine ist eine rechteckige Tafel mit etwas eingezogenem oben halbrunden Abschluß. Ringsum läuft ein Blumenkranz, oben ein Lorbeerkrantz, der mit Bändern geschmückt ist und aus dem ein Horn mit Blumenstrauß herauswächst. Im rechteckigen Feld die Inschrift: Hier ruht in Gott Karl Wilhelm Theodor Mäulen Oberamtmann in Tuttlingen, Inhaber des Ritterkreuzes erster Klasse des Friedrichsordens geb. den 3. Juli 1844 gest. den 27. August 1898 in Balingen, wo

er zur Erholung bei seinen Verwandten weilte. Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben von nun an. Mäulen war der Vater des bei den alten Balingern noch in bester Erinnerung stehenden Dr. Ernst Mäulen, der in der Ebertstraße gegenüber der Turnhalle seine Praxis hatte und 1940 gestorben ist. Karl Wilhelm Theodor Mäulen war seit 1885 Oberamtmann (heute Landrat) in Brackenheim, später in Tuttlingen. Geboren war er in Nordhausen als Sohn des Pfarrers Michael Mäulen von Tüngental (Kr. Schwäb. Hall). Seine Ehefrau Pauline, geb. 18. 10. 1858, war die Tochter des Johann Jakob Falkenstein, Rotochsenwirts in Balingen. Sie lebte später in Balingen und im Altersheim in Ebingen und ist dort am 26. Febr. 1939 gestorben, 41 Jahre nach dem Tod ihres Gatten. Das Denkmal ist gut erhalten. 5. Ein zweites gußeisernes



Denkmal ist ebenfalls an der Südseite der Friedhofkirche. In einem reich mit Roll- und Beschlagwerk geschmückten Rahmen ist eine rechteckige Tafel mit oberem halbrunden Abschluß, darin ein Kreuz mit Palmblättern. Die Inschrift lautet: Hier ruht in Gott Frau Marie Hocheisen gebv. Breitschwert geb. den 24. Januar 1834 gest. den 30. Juli 1869 mit ihrem neugeborenen Söhnlein. Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben. Der unvergeßlichen Gattin und Mutter widmen dieses Denkmal der Gatte Eisenbahnbauspektor Th. Hocheisen mit seinen zwei Töchtern Marie und Julie. Lt. gemeinderätlichem Beschluß vom 18. Juni 1880 bleibt dieses Grab für alle Zeiten erhalten. Marie Sophie v. Breitschwert war die Tochter des Regierungsrats Gustav v. Breitschwert von Stuttgart, ihr Ehemann Theodor Hocheisen war geboren am 19. 7. 1831 als Sohn des Dekans Karl Hocheisen in Biberach. Er war der Leiter des Baubüros Balingen, das für den Bau der Hohenzollernbahn von Hechingen bis Sigmaringen verantwortlich war. Erst im Mai 1869 war er hier aufgezoogen, vorher war er Leiter des Bauamts Rottweil und vollendete bis 1869 die Obere Neckarbahn. In Balingen mit dem Aufbau des Bauamts beschäftigt, verlor er schon nach 2 Monaten seine Frau, die bei der Geburt ihres Söhnleins gestorben war. Das Balingener Bauamt bestand bis 1879. 1871 erhielt Hocheisen vom König den Olga-Orden für seine Verdienste im Sanitätswesen. Nach Fertigstellung der Zollernbahn bis Balingen im Herbst 1874 erhielt er das Ritterkreuz 1. Kl. des württembergischen Friedrichs-Ordens und den preußischen Kronenorden 4. Klasse. Nach Abschluß der Arbeiten in Balingen wurde er Vorstand des Eisenbahn-Betriebsbauamts Böblingen, die mit der Ernennung zum Baurat verbunden war. Dort starb Hocheisen am 6. 4. 1887. Hocheisen erhielt auf Antrag für seine Frau eine Grabstelle an der Südwand der Friedhofkirche. Als Dank dafür machte er eine Armenstiftung in Höhe von 25 Gulden, mit der Bestimmung, die Zinsen aus diesem Betrag alljährlich einer bedürftigen Witwe mit Kindern zukommen zu lassen. Außerdem wurde auf seine Kosten an der südlichen Traufseite der Kirche eine Dachrinne angebracht. Am 18. 6. 1880 beschloß der Stiftungsrat, dem Antrag des Hocheisen auf Anbringung eines Epitaphiums zu entsprechen und das Grab von der Ausgrabungspflicht auszunehmen.

## Die Pfarrer von Lautlingen seit dem 13. Jahrhundert

### Series parochorum villae Luttelingen

Neu geordnet und geschrieben von Heiko Melle unter Verwendung von Pfr. Pfeffers Originalisten, Stefan Kriessmann, Series parochorum 1950, M. Krebs, Annaten Register d. 15. Jh. und Investiturprotokolle d. 15. Jh. der Diözese Konstanz.

#### 1275 Hainricus de Tieringen

Rector in ecclesiae in Luttelingen. Der erste genannte Pfarrer von Lautlingen der, da es noch keine Nachnamen gab, nach seinem Geburtsort genannt wurde. Gleichzeitig war er noch Pfarrector in Ebingen, Tieringen, Stetten a. k. M., Engstlatt und Mägerkingen. Welche dieser Orte er selbst betreute und welche er durch Pfarrvikare versehen ließ, ist aus dem Register nicht ersichtlich. Der „Liber decimationis“ fügt noch bei, daß er auch vom Tierberg einen Zehnten zu bezahlen hatte, der erst geschätzt und auf Weihnachten des laufenden Jahres bezahlt werden mußte. Damit wird wohl das Benefizium der Ulrichskapelle auf der Burg Altentierberg gemeint sein.

Außerdem wird im Jahre 1336 das Leihensgut in „Wilou“ (Weilen unter dem Loch) erwähnt.

#### 1344 Konrad Reck

Pfarrer in Lautlingen und Decanus in Ebingen.

#### 1354 Albrecht der Suter

Genannt als Leutpriester.

#### 1419 Johannes Kursener

Im „Liber primi fructus“ ist er auf Seite 133 als Rector genannt

#### 1437 Konrad App

App resignierte noch im selben Jahr. Vermutlich war er Hilfsgeistlicher.

#### 1437 Johannes Kurson

Am 18. Juno des Jahres 1437 wird er, auf Präsentation der Büder Johann Konrad und Burkhard von Tierberg, auf die Praebende des Altares der Pfarrkirche Lautlingen instituiert. Der Kaplan und Pfarrer resignierte bereits auf den 11. Juli selbigen Jahres.

#### 1437 Hainricus Coci (Koch)

Noch am 11. Juli wird er proclamiert und am 17. August instituiert. Patron ist Berthold von Tierberg. Der gebürtige Nagoldster starb in Märklingen.

#### 1441 Johann Frecher

Rector in Lautlingen. Gleichzeitig wird Georgius Ruch, recz. in Husen Margarethe erwähnt.



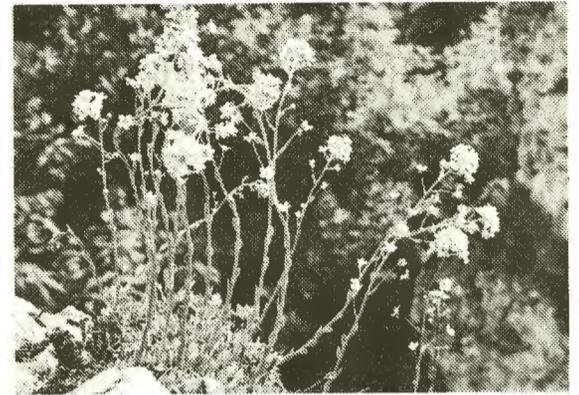
- 1447 **Conrad Lacher**  
Rector in Lutlingen.
- 1463 **Lukas Marcklinger**  
Kaplan am Katharinenaltar der Pfarrkirche Lautlingen. Er stirbt vor dem 3. 6. 1463.
- 1463 **Berchtoldus de Balingen**  
Am 3. Juni wird auf die, durch den Tod des Kaplans Marcklinger freigewordene Katharinenkaplanei von Konrad von Tierberg präsentiert: Berchtoldus de Balingen, clericus. (alt. S. Katharine: Berchtoldus de Balingen für Lucas Marcklinger).
- 1468 **Albrecht Baldorf**  
Am 11. Januar ist Albrecht Baldorf tot.
- 1468 **Walter Hoch**  
Am 11. Januar wird, ad ecclesiam parochialem sancti Johannis Baptistae villae Lutelingen Walter Hoch vom Ritter Johann von Tierberg präsentiert. Instituiert wird er am 28. Jenner. 1482 stiftet er viele geistliche Bücher zu einem Jahrtag. Infolge mehrmaliger Brände des Lautlinger Pfarrhauses ist davon keines mehr vorhanden. Hoch wird 1508 noch als Pfarrer genannt.
- 1482 **Johann Lederschneider**  
Rector.
- 1508 **Burkardus Zittel**  
Nach dem Registrum Subsidii Caritativi vom Jahre 1508 ist der Inhaber der Frühmesspfünde der Kaplan Burkard Zittel. Er bezahlt von seinem Einkommen an die bischöfliche Kurie 1 Pfund 12 Schilling Heller.
- 1518 **Balthas Rominger**  
Am 20. April permutiert (tauscht) Rominger, Plebanus in Lautlingen, seine Stelle mit Martin Irslinger.
- 1518 **Martin Irslinger**  
Vormals Kaplan am Marienaltar in Ebingen. Er stammt aus einer alten Lautlinger Familie, die bis ins 18. Jahrhundert blühte. Die Irslingers besaßen die Untere Mühle in Lautlingen. Etwa in der Mitte des 16. Jahrhunderts geht aus derselben Familie noch ein Geistlicher, ebenfalls den Namen Martin tragend, hervor. Dieser wurde 1563 durch Ulrich Diethegen von Westerstetten auf die Pfarrei Straßberg präsentiert. Ein weiteres halbes Jahrhundert später wird wieder ein Martin Irslinger Pfarrer. Er und seine vier Geschwister verkaufen einem weiteren Bruder namens Balthas die elterliche Mühle. Bei diesem Kauf übernimmt sich dieser jedoch und bleibt seinem Bruder Johann, der Studiosus war, 500 Gulden schuldig. Seine Schwester Margarethe ging zu ihrem geistlichen Bruder und erhielt vom Elternhaus eine bescheidene Aussteuer.
- 1522 **Herr Jakob Capplone**
- 1573 **Kilian Thurnpläser**  
Im selben Jahr legt er eine Beschreibung der Pfarreigüter an. Er mußte die Pfarreien Lautlingen und Margrethausen versehen. Mit einem Teil des Widdumsgutes, das er nicht selber umtrieb, belehnte er im Jahre 1588 den Kaspar Müller und die Brigitta Stauss, Witwe des Konrad Mautin, genannt Zink. Thurnpläser wird 1605 pensioniert und verbringt seinen kurzen Lebensabend in Lautlingen. Er stirbt 1606 daselbst.
- 1588 **Friedrich Kettenacker**  
Am 14. April präsentiert ihn der Westerstetten auf die Lautlinger Katharinenkaplanei.
- 1605 **Johannes Weinmann**  
Bis 1606 wird er als Pfarrverweser genannt. In seine Zeit fällt die Teilung des Pfarreieinkommens zwischen Pfarrpensionär und Pfarrverweser.
- 1609 **Jakobus Haug**  
Seine Heimat war Veringenstadt oder -dorf im Hohenzollerischen. Er war bis 1615 Pfarrer dahier und legte das Taufregister an. Auch ein Pfarrregister in dem alle Lasten und Einkünfte aufgeführt sind legte er an.
- 1615 zieht er auf die Pfarrei Straßberg, wo er am 11. 2. 1625 stirbt.
- 1615 **Silvester Bihelin**  
Am 4. Juli wird Silvester Bihelin (Büchle) auf Präsentation des Georg Dietrich von Westerstetten und Drackenstein auf die Pfarrei Lautlingen proclamiert und am 1. März investiert. Er war Pfarrer bis 1619. Während seiner Amtszeit hat er keine Einträge ins Taufregister gemacht.
- 1617 **Georg Hag (Hagg)**  
Im Taufregister macht Magister Hagg die Einträge von Juli 1617 bis April 1618.
- 1618 **Johannes Linsdritt**  
Im Taufregister macht er Einträge von Dezember 1618 bis Ostern 1625. Darin bezeichnet er sich als Pfarrer. Unter ihm wird 1622 das Pfarrurbar erneuert. Die in der Grafschaft Hohenzollern, in Bisingen, Steinhofen, Thannheim und Wessingen zu Gunsten der Pfarrei anfallenden Gülten an Veesen, Haber und Geldzinsen werden im Jahre 1622 mit einem Kapital von 280 Gulden 10 Kreuzer abgelöst. Wohl ein Bruder des Pfarrers war der Schuhmacher Jakob Linsdritt, der in Lautlingen die Maria Langenstein ehlichte. Am festo sancti Martini 1623 wird ihnen ein Töchterlein namens Christina, am festo sancti Sebastiani ein Sohn Sebastian (1624) und 1626 eine Tochter Maria geboren. 1628 hat der Schuhmacher sein Haus verkauft. Hans Sengle erwarb es um 230 Gulden. Linsdritt ist dann unbekannt verzogen. Dies entnehmen wir der Chronik seines Schwiegervaters, des Lautlinger Dorfvogtes Michael Langenstein.
- 1619 **Johann Rittersen**
- 1625 **Ulrich Rettich**  
Im Taufregister ist er ab Juli 1625 als Pfarrer genannt. Sein Vater war Kutscher in Sigmaringen. In Dillingen studierte er ab 1602 als Rudimentist, ab 1606 Rhetorik. 1617 taufte er mehrmals in Sigmaringen. An die Heiligenpflege stiftete er ohne Jahresangabe einen Sack Korn zu einem Jahrtag.
- 1631 **Johannes Merz**  
Pfarrer dahier bis Oktober 1632. Er nennt sich lateinisiert Martinus.
- 1632 **Silvester Bihelin**  
Im Taufregister fehlen von 1615-1617, von April 1629 bis März 1631 und von Oktober 1632-1634 jegliche Einträge. Infolge der Kriegswirren war die Pfarrstelle Lautlingen damals wohl unbesetzt. Nach einer alten Überlieferung soll Bihelin zweimal Pfarrer in Lautlingen gewesen sein. Später soll er nach Österreich gegangen sein.
- 1634 **Johannes Dorner**  
Magister Dorner stammte aus Marchtal (Ober- und Unter-?). In das Taufregister trug er folgenden Satz ein: „sub me grassata est pona pestis“. (Unter mir herrschte die Strafe der Pest). Von April bis Juni 1653 war in Lautlingen Einquartierung. Soldaten vom Regiment Keller und vom Langischen Regiment sowie französische Truppenteile. Der Seelsorger selbst hatte seitens der Westerstetterin (Barbara geb. Schenk von Stauffenberg) Represalien wegen des Novalzehnten zu erdulden. Ebenso erlitt er, aus diesem Grunde, Verfolgung der Pfarrangehörigen. Ab dem Jahre 1656 finden wir ihn als Pfarrer in Schramberg-Sulgen.
- 1636 **Heinrich Ade**  
Ade, der in Augsburg seine Studien gemacht hatte, und seit dem Jahre 1623 als Pfarrer in Mahlsetten, Nendingen und Mühlheim auftaucht, lebte nur ein halbes Jahr in Lautlingen; in das Taufregister konnte er nur zwei Einträge machen. Das Pfarrregister vermeldet, daß er in der Notzeit des Krieges verhungert sei.
- 1637 **Georg Walter**  
Der gebürtige Mühlheimer, der vorher in Dormettingen und Böttingen predigte, gründete im Jahre 1640 eine Rosenkranzbruderschaft in Lautlingen über die ich noch an anderer Stelle berichten werde. Im Jahre 1643 verließ Walter Lautlingen und ging an die Pfarrei Mahlsetten. Aber auch dort hielt es ihn nicht lange, er vertauschte sie kurzerhand mit seiner Heimatpfarrei Mühlheim. Dort richtete er später eine Wallfahrtskirche auf dem Welschenberg ein, zu der auch seine ehemaligen Pfarrkinder aus Lautlingen pilgerten. Nach dem Abbruch der Kapelle ließ er an selbiger Stelle eine neue, größere Kirche errichten, deren Fertigstellung er allerdings nicht mehr erleben durfte. Er starb noch während der Bauausführung am 21. 2. 1659. Sein Grab fand er in eben jener Kirche. Nachdem auch diese Kirche der Spitzhacke zum Opfer gefallen war wurde das Epitaph auf einen Enzbergischen Hof gebracht. Erst 1936 wurde das älteste Grabmal eines Lautlinger Pfarrers, durch Verwendung des Barons Enzberg, des Rittmeisters Zitrell und Pfarrer Albert Pfeffer (Lautlingen) dorthin überführt, wo es gestanden hatte, nämlich in die Kirche auf dem Welschenberg.
- 1643 **Gabriel Schweickhardt**  
Am 16. Oktober wurde der gebürtige Meßkircher, nachdem er Bischof von Konstanz durch Freiherr Wolff Friedrich Schenk von Stauffenberg (Neffe der Barbara von Westerstetten geb. Schenk von Stauffenberg) präsentiert worden war, auf die Lautlinger Pfarrstelle (zu dieser gehörte damals auch Margrethausen) proclamiert und instituiert. Unter den Schrecken des 30jährigen Krieges hatte er am meisten zu leiden. Lautlingen, das damals noch 170 Einwohner zählte, sollte mit Margrethausen (74 Einwohner) Schanzarbeiten leisten. Dies konnte der Pfarrherr durch seine Fürsprache verhindern. Schweickhardt war ein großer Verehrer des Namens Jesu, das zeigt sich an seinen Einträgen in das Pfarrregister. Sie beginnt stets mit: „In deinem Namen, o süßester Jesu!“ Die damalige Pfarrkirche wurde von den Soldaten ebenso, wie viele andere Gebäude, niedergebrannt. Nachdem er in Straßberg eine neue Kanzel gekauft hatte, wagte er sich wegen den Unruhen nicht mehr an einen Neubau. Er verließ Lautlingen und war noch 27 Jahre in Schramberg tätig. Am 11. 6. 1675 verstarb er in Rottweil.
- 1649 **Pater Bonaventura**  
Der ordentliche Geistliche vom Kloster Salem führte die Geschicke der Kirche ein Jahr lang.
- 1650 **Johannes Kienlien**  
In seine Zeit fällt ein Jubiläum über das uns nichts näheres bekannt ist.
- 1650 **Bartholomäus Ummenhofer**  
Er stammte aus Riedlingen und starb 1664.
- 1660 **Nikolaus Hohenschildt**  
Er stammte aus der Zollernstadt Hechingen.
- 1662 **Konrad Sailin**  
In seinen Einträgen bezeichnet er sich als lic. Theol.
- 1665 **Franz Christoff Walch**  
Der Rottenburger schrieb im selben Jahr das Mitgliederverzeichnis der Rosenkranzbruderschaft neu.
- 1667 **Vinzenz Späth**  
Über den aus Wurmlingen stammenden Späth wird nichts näheres berichtet.
- 1670 **Bartholomäus Scherer**
- 1673 **Josef Öhlhafen**  
Er starb im Jahre 1675 in Lautlingen.
- 1675 **Christian Stopper**  
In seine Amtszeit fällt ein wichtiges Ereignis: 1694. Unter dieser Jahreszahl finden wir in der Chronik von H. Melle folgenden Eintrag: „Im Jahre 1694 wurde in Lautlingen in die Kirche eingebrochen. Die Diebe plünderten den Opferstock der Rosenkranzbruderschaft und scheuten

- sich nicht, den Tabernakel aufzubrechen und die Monstranz und das von Gabriel Schweickhardt in Riedlingen gekaufte Ciborium zu entwenden.  
Der in Rottenburg ansässige Goldschmied Jakob Wilhelm Gerber fertigte beides um den Preis von 72 Gulden im Jahre 1696 neu an. Die Rechnung von damals ist noch erhalten.
- 1702 **Johann Sauter**  
Er begann noch 1702 mit dem 3. Taufbuch der Gemeinde.  
1725 stiftete er den heute noch im Gebrauch befindlichen Festkelch der damals 84 Gulden (fl) kostete. Am Fuß des Kelchs ließ er folgende lateinische Dedication aufschrauben: „A. R. D. Joannes Sauter. Ven. Cap. Ebinig. Camarar. et. paroch. Lautling. Calicam. hunc. sua. reliquit. Ecclesiae. pro. Anniversario. Sacris. celebrando. pro. se. suisque 1725 Constit 84 fl.  
(„Johannes Sauter, Capitel Ebingen, Kammerer und Pfarrer in Lautlingen hat diesen Kelch der Kirche hinterlassen zum Gedächtnis, bei der hl. Messe, an ihn und die seinigen.)  
Der Kelch wurde in Augsburg, in der Werkstatt von Johann Martin Maurer angefertigt.
- 1725 **Daniel (Pfisterer?)**  
Er wurde 1688 in Dotternhausen geboren. Im Jahre 1725 wurde das kleine Kirchlein erweitert und, unter der Bauherrschaft von Fürstbischof Johann Franz von Konstanz und Augsburg (\* 18. 2. 1658 als viertes Kind von Wolff Friedrich Schenk von Stauffenberg und seiner Frau Barbara geb. von Werdnau) der schöne, heute noch stehende Barockturm errichtet. Die Planung und Bauausführung lag in den Händen des Südtiroler Baumeisters Anton Liebhard.  
Ab 1755 hatte der Ortsgeistliche einen Pfarrvikar. Vikar Franz Xaver Scheurer wurde 1726 in Dotternhausen geboren und war bis 1753 als Hilfspfarrer tätig.
- 1760 **Alexander Michael von Bueb**  
Er begann das Familienregister Nr. 1
- ? **Josef Mendele**  
? **Matthäus Knaus**  
Beide waren Vikar in Lautlingen
- 1763 **Fidelis Lenz**  
Er war gebürtig aus Neckarhausen. Am 21. 7. 1732 erblickte er das Licht der Welt. In Lautlingen war er als Kämmerer tätig. Unter ihm wurden die Altäre beschafft. Ebenso die heute noch erhaltenen Kreuzwegstationen. Auch wird ein Zunftstreit erwähnt. 1782 wurde der Lautlinger Kirchenchor erstmals urkundlich erwähnt.
- 1802 **Ignaz Anton Demeter**  
Am 1. August 1773 wurde er als erste Kind des Augsburger Bäckermeisterehepaars Johann Nepomuk Demeter und Eleonore geb. Bruggberger geboren.  
Seine weiteren Lebensstationen waren: 10. 8. 1796 Priesterweihe, 11. 2. 1802 Pfarrer in Lautlingen, 7. 5. 1803 Gründung der heutigen Musikkapelle Frohsinn e. V., 1809 Direktor des Lehrerseminars in Rastatt, 1833 Domkapitular, 11. 5. 1836 Erzbischof von Freiburg. Dort starb er am 21. 3. 1842.  
Seinen ausführlichen Lebenslauf finden wir in einem Sonderdruck aus: „Lebensbilder aus dem bayrischen Schwaben“ 1977.
- 1808 **Placidus Abt**  
Er war vom 28. 12. 1808 bis zum 25. 5. 1809 als Pfarrverweser in Lautlingen.
- 1809 **Josef Kraus**  
Geboren wurde er am 4. 2. 1770 in Reichenbach, ordinierte im Jahr 1801.  
Am 23. 5. 1809 wurde er Pfarrer in Lautlingen und zugleich Kämmerer in Ebingen. Er starb am 27. 8. 1849.
- 1810 **Johann Georg Stehle**  
In Grüningen geboren am 10. 11. 1775, ordinierte am 14. 9. 1803. Er verstarb am 31. 10. 1837.
- 1836 **Placidus Abt**  
Als Pensionär kehrte er nochmals an seine frühere Pfarrstelle zurück. Das gelang bisher nur einem Lautlinger Pfarrer, und zwar Silvester Bihelin. Abt war zwischenzeitlich Kapuziner geworden. Am 24. 1. 1874 starb er.
- 1846 **Johannes Langheinz**  
Er war bis 1847 als Vikar tätig.
- 1847 **Josef Jakob Strobel**  
Auch er war Vikar in Lautlingen.
- 1849 **Karl Breitenbach**  
Pfarrverweser.
- 1851 **Peter Berner**  
Der am 14. 3. 1820 in Erlaheim geborene Berner war später, ab 1872, noch an der Pfarrstelle Michaelwinnaden als Seelsorger tätig. 1893 wurde er pensioniert und verbrachte seinen Lebensabend in Saulgau, wo er am 22. 3. 1902 verstarb.
- 1873 **Gottfried Sayle**  
In der Universitätsstadt Tübingen wurde er am 20. 5. 1845 geboren. Hernach wurde er Pfarrer von Lautlingen. 1884 wurde er nach Eybach berufen. Nachdem er dort zwölf Jahre gewirkt hatte, wurde er 1896 nach Waltershofen versetzt. Dort blieb er bis 1910. Im Jahre 1911 wurde er pensioniert und starb am 16. 7. 1911 in Weissenau. In Lautlingen sind heute noch einige Exemplare der „Rede am Grab des hochw. Herrn Pfarrers Sayle“, gesprochen von Dekan Geisinger aus Weissenau, vorhanden.
- 1884 **Matthias Kögel**  
Der Pfarrverweser starb am 30. 12. 1906.
- 1885 **Josef Berg**  
Geboren wurde er am 2. 10. 1854 in Laupheim. 1888 wurde er zum Dekan geweiht. Unter ihm wurden neue Glocken beschafft und der noch erhaltene, eiserne Glockenstuhl eingebaut. 1896 ging der Schulinspektor als Domkapitular nach Tübingen, wo er am 2. 8. 1907 starb.
- 1896 **? Heim**  
Pfarrverweser Heim beschaffte die Lautlinger Paramente.
- 1897 **Karl Stehle**  
Der gebürtige Binsdorfer baute 1906 das Schwesternhaus aus eigenen Mitteln.
- 1909 **Josef Kopp**  
Pfarrverweser.
- 1910 **Albert Pfeffer**  
Am 15. 12. 1873 in Oberndorf am Neckar geboren, wurde er 1899 ordiniert. Ab 1899 war er dann Vikar in Friedrichshafen und seit 1903 Stadtpfarrer in Balingen. Seit 1910 war er Pfarrer in Lautlingen. 1917 beförderte man ihn zum Bischofskommissär. Nach dem schweren Erdbeben im November 1911 mußte er die Lautlinger Kirche abreißen und eine neue erbauen lassen. Am 27. Oktober weihte sie der Bischof der Diözese Rottenburg zusammen mit weiteren 40 Geistlichen. Vorstand des Kunstvereines wurde er 1926 und 1934/35 nahm er den Neubau der Kirche in Margrethausen in Angriff. 1935 konnte er sein 25jähriges Pfarrjubiläum feiern. Er hatte folgende Vikare:
- 1932/34 **Paul Haug** aus Zuffenhausen.  
1935 Vikar **Segmüller**
- 1935/37 **Bruno Müller**, Vikar.  
Pfarrer Albert Pfeffer starb 1936 hier. „In der Au“ wurde eine Straße nach ihm benannt.
- 1937 **Franz Bihl**  
Pfr. Bihl wurde am 20. 10. 1906 in Mariazell geboren. Seit dem 5. 2. 1938 war er dann Pfarrer in Lautlingen. 1952 wurde er auf die Pfarrstelle Bussmanshausen versetzt.
- 1952 **Alois Stoll**  
Geboren wurde er am 12. 9. 1917 in Bremelau/Münsingen, Ordiniert am 19. 3. 1948. Bis 1952 war er Vikar in Ulm-Söflin-

gen, bis Juli 1953 Pfarrverweser in Lautlingen. 1966 ließ er den St.-Michael-Kinderergarten bauen. 1976 folgte der Neubau des Pfarrhauses zugunsten der Leichenhalle, 1980. Am 1. Juli '87 90. Geburtstag von Schwester Jovilla Fränkel. Danach kehrte sie ins Mutterhaus zurück.  
12. 9. 87 Alois Stoll 70 Jahre alt.  
7470 Albstadt-Lautlingen, am 28. 11. (Sel: Edmund) 1987 Heiko Peter Melle.

## Trauben-Steinbrech

(*Saxifraga aizoon*)



Ein Kleinod unserer Felsenflora ist der Traubensteinbrech, auch immergrüner Steinbrech genannt (griechisch Aizoon = immerlebend). Im Mai treibt er seine 5–40 Zentimeter langen, kurz beblätterten, drüsigen Blütenstiele aus den fleischigen, immergrünen Blattrosetten, die zungenförmige, immergrüne Blätter tragen. Betrachtet man die Ränder dieser Blätter genauer, so findet man dort kleine Grübchen mit einem Kalkkörnchen, was ihm im Pinzgau den Namen „Silbermies“ eintrug, weil diese Körnchen in der Sonne silbrig glitzern. Die Grübchen sind in der Lage, Regen und Tau aufzusaugen, der Kalk aber verstopft wie ein Pfropfen und verhindert das Eindringen von Sonne und Wind, um das Pflänzchen vor Austrocknung zu schützen.

Der Blütenstand ist eine reich verzweigte Rispe mit fünf weißen, rundlich eiförmigen, manchmal rot oder gelb getupften Kronblättern, die in der Knospe von kleinen Kelchblättern eingehüllt werden. Er bietet, wenn seine Blüten alle ihre Schönheit zeigen und ein leichter Wind seine Rispen bewegt, ein prächtiges Bild auf dem kahlen Fels. Ganze Polster bilden manchmal seine Rosetten, und überall sucht er in Ritzen und Spalten neue Lebensgrundlagen. Dies hat ihm wahrscheinlich den Namen Steinbrech eingetragen (*Saxum* = Fels; großer Stein und *frangere* = zerbrechen). Man sagt ihm allerdings auch nach, daß er Blasensteine zertrümmern bzw. auflösen könne.

Von den vielen Arten, die vor allem in den Alpen vorkommen, wo auch unser Steinbrech seine Urheimat hat, gibt es auf der Alb fünf verschiedene Abarten. Zu der Familie der Saxifragaceen im weiteren Sinn gehören aber auch das Milzkraut, das Einblatt, die Stachelbeere und die Johannisbeere.  
K. Wedler

### Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe

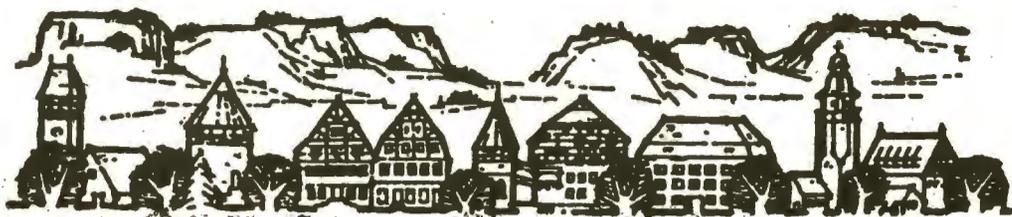
Eugen Gröner, Balingen, Hoffmannstr. 6,  
Tel. 07433/6521  
Heiko Peter Melle, 7470 Albst.-Lautlingen,  
Tierbergstr. 23, Tel. 07431/71799  
Kurt Wedler, Balingen, Im Roßnägele 10,  
Tel. 07433/8139

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 7782.

Redaktion: Robert Kohler, Balingen  
Königsberger Straße 89, Telefon 6336.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.



## Kleindenkmale auf dem Friedhof

(Fortsetzung)

5. Auf der Südostseite des Chores der Friedhofkirche steht ein Kindergrabstein mit der Inschrift Julie Dinkelacker. Es ist der Grabstein des am 11. Mai 1876 verstorbenen 15jährigen Töchterleins des Oberamtsarztes Johann Adolf Dinkelacker und war geboren am 3. März 1861. Warum dieses Kind ein Ehrengrab erhielt, ist nicht bekannt.

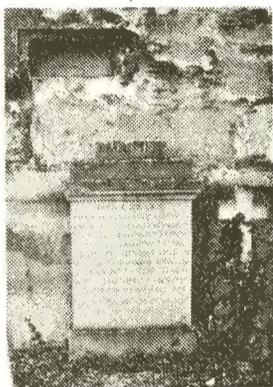


Bild 1: Das Grabmal des Kameralverwalters Hartmann, daneben das Kindergrab Julie Dinkelacker.

6. Dicht daneben hat sich das Grabmal des Kameralverwalters Christoph Friedrich Hartmann erhalten. Es trägt die Inschrift: Denkmal der Liebe. Hier ruhen die irdischen Überreste unseres lieben unvergeßlichen Gatten und Vaters, des gewesenen Cameral-Verwalters Christ. Friedruich Hartmann zu Balingen. Er wurde geb. d. 22. Januar 1764 und starb den 16. Juni 1826 an einer Drüsen-Verhärtung in einem Alter vom 61 Jahren 11 Monaten und 24 Tag. Ruhe sey mit seiner Asche. Die mit Tränen säen werden Psalm 126.5. Hartmann war der Sohn des Expeditionsrathes Christoph Friedrich Hartmann in Wiernsheim und der Christina Sophie Magdalena geb. Faber in Neuenstadt am Kocher. Er hatte sich am 26. Febr. 1805 mit Elisabetha geb. Demberg, Tochter des Amtspflegers von Sulz a. N. verheiratet. Er war Ritter des Civil-Verdienst-Ordens. Der Stein ist leicht beschädigt.



Bild 2: Grabmal des Oberamtmanns Johann von Dettinger.

7. An der Südwand der Friedhofkirche steht das sehr gut erhaltene Grabmal des Oberamt-

manns (heute Landrats) Johann von Dettinger. Es hat als Schmuck beiderseits Blumengewinde, einen Stern und oben im Dreipaß Blattwerk und eine Mohnkapsel (als Sinnbild des Schlafens). Die Inschrift lautet: Hier ruht Oberamtmann Johann von Dettinger, geb. d. 22. Nov. 1811, gest. d. 21. März 1866. Im Familienregister des Kirchenregisteramts steht ergänzend „Besitzer in Kleinbottwar, Oberamtmann, zog 1852 von Oberndorf hierher, Ritter des Ordens der Württembergischen Krone“. Er war der Sohn des Hans Dettinger, Königlicher Hausverwalter in Ludwigsburg. Seine Mutter war Friederike geb. Stengel. Er hatte sich am 17. März 1841 in Kleinbottwar verheiratet mit Wilhelmine Sophie geb. Früh (oder Frech), der Tochter des Jakob Früh (oder Frech) Kammerdiener der verwitweten Großherzogin Stephanie von Baden, der Adoptivtochter von Napoleon. Johannes von Dettinger war in Balingen Oberamtmann vom 25. 1. 1852 bis 1. 3. 1866. Er ist also „im Dienst“ gestorben.



Bild 3: Grabmal des Christian Friedr. Behr

8. Zwei schlichte Kreuze aus Gußeisen kennzeichnen die Ruhestätte von Christian Friedrich Behr und seiner Ehefrau Regina geb. Storz. Das etwas größere Kreuz hat seitlich und oben Blattschmuck, auf dem Sockel einen stehenden Engel. Die Inschrift lautet: Christian Friedr. Behr, geb. den 20. März 1787, gest. den 21. März 1843. Das kleinere Kreuz hat als oberen Schmuck einen Schmetterling, unten ein umwundenes Rutenbündel. Die Inschrift lautet: Regine Dorothea Behr geb. Storz, geboren den 6. November 1790, gestorben den 4. Oktober 1864.



Bild 4: Grabmal der Regine Behr geb. Storz

Christian Friedrich Behr war der Sohn des Pfarrers von Illingen bei Maulbronn und der Stammvater eines Geschlechts, das in der württembergischen Wirtschaft einen guten Namen hatte. Er gründete im Haus neben der Volksbank ein Textilgeschäft, das später von seinem gleichnamigen Sohn übernommen wurde. Sein Enkel Carl Friedrich Behr gliederte einen Fabrikationsbetrieb an, der (nach der Oberamtsberschreibung) schon 1880 200 Arbeiter beschäftigte. Die Firma C. F. Behr Nachf. war lange Zeit der größte Balingener Betrieb, ihr Inhaber wurde vom König mit dem Titel „Kommerzienrat“ ausgezeichnet. Behr stiftete erhebliche Beträge zum Bau der Turnhalle in der Ebertstraße und zur Renovierung der Stadtkirche. Auch die drei Farbglasfenster im Chor der Stadtkirche wurden 1900 von Carl Friedrich Behr gestiftet.

9. Das älteste und zugleich wertvollste Grabmal ist an der Südwestecke der Friedhofkirche in die Wand eingelassen. In einem rechteckigen Feld trägt es die Inschrift: Anno Domine 1627 am 5. Tag November starb der gottsehlig vnd from Jüngling Tobias Pfeffer seines Alters 12 Jar! war sein vatter der ernhaft Herr M. Jeorg Pfeffer Balbierer vnd Wvnd Arzt Sein Muotter die erndugendsam Fräw Anna Kapplerin Mit ihrem beigebrachten Thoechterlin Barbera irr Alters 4 Jar 24 Wochen die bede seliglich in Gott entschlafen. Der Hertzog des Lebens bring vns Bald im ewigen Leben zusammen Am.



Bild 5: Das älteste und wertvollste Denkmal auf dem Balingener Friedhof.

Über der Inschrift ist in einem rundbogigen Feld der Gekreuzigte dargestellt. Zu Füßen des Kreuzes kniet die ganze Familie Pfeffer in der Tracht der damaligen Zeit, links der Vater und der verstorbene Sohn, rechts die verstorbene Mutter mit ihrem Töchterlein. Rechts im Hintergrund sieht man eine Stadt, wohl Jerusalem. Links geht vom Munde des verstorbenen Jünglings aus das Bibelwort: „Das Blut Jesu Christi machet uns rein von aller Sünde.“ Das Ganze ist von 4 Wappen umgeben. Das Grabmal dürfte ein Werk des Balingener Bildhauers Simon Schweizer sein. Nachdem eindeutig nachgewiesen ist, daß Schweizer noch 1623 den Kanzeldeckel und das Kruzifix für die Nürtinger Stadtkirche gefertigt hat, ist es auch möglich, daß er noch 1627 gelebt hat. Der Gekreuzigte ist typisch für Schweizer, der Kopf nach rechts, die Beine nach links. Obwohl das Denkmal 300 Jahre alt ist, ist es noch erstaunlich gut erhalten. Ob es allerdings der heutigen Luftverschmutzung auf die Dauer gewachsen sein wird, erscheint fraglich. Es wäre zu überlegen, ob es nicht besser wäre, das Denkmal von seinem jetzigen Platz zu entfernen und im Innern der Kirche oder im Museum unterzubringen. Vor allem muß das Denkmal aber vor dem Efeu geschützt werden, der von links her schon bedenklich hereinwächst und z. B. die beiden Wappen auf der linken Seite schon zugedeckt hat.

# Vorreformatrische Geistliche in Tailfingen, Truchtelfingen und Ebingen

von Peter Thaddäus Lang

(Eine kleine Ergänzung zu den Veröffentlichungen von Hermann Bizer und Walter Stettner).

Wer eine umfassende Darstellung eines Ortes schreibt, der wird schlechterdings unmöglich auf alle erdenkbaren Gesichtspunkte mit gleichbleibender Ausführlichkeit eingehen können. Insofern ist es nicht als Kritik aufzufassen, wenn hier der Versuch einer kleinen thematischen Ergänzung zu Hermann Bizers „Tailfinger Heimatbuch“ und zu Walter Stettners „Ebingen“ gewagt wird.

Heutzutage erwarten die Gemeindemitglieder von ihrem Pfarrer ein Gebahren und Benehmen ganz besonderer Art, und zwar in jeder Beziehung: freundlich und hilfsbereit soll er sein, gebildet, sparsam und bescheiden, unauffällig in seinem Äußeren, pflichtbewußt und fleißig im Amt, zurückhaltend und maßvoll in seiner persönlichen Lebensführung – im Idealfall wird er als die Summe aller Tugenden angesehen und gilt rundum als Vorbild für jedermann.

In vorreformatrischer Zeit hingegen finden wir hauptsächlich bei der ländlichen und kleinstädtischen Bevölkerung eine prinzipiell andersartige Sinnesweise. Kaum jemand nahm Anstoß daran, wenn die Geistlichen sich nach der Mode ihrer Zeit geckenhaft kleideten oder wenn sie sich im Wirtshaus beim Karten- oder Würfelspiel vergnügten, dabei kräftig dem Alkohol zusprachen und einer herzhaften Prügelei nicht immer aus dem Wege gingen. Desgleichen regte sich kein Mensch darüber auf, daß die Kleriker zu einem beträchtlichen Teil mit ihren Haushälterinnen oder Dienstmägden ehedem zusammenlebten und solchergestalt nicht weniger Kinder zeugten als andere Leute auch.

Demzufolge unterschieden sich die Geistlichen nach aller Regel vom übrigen Volke keineswegs durch ihren Lebenswandel, sondern eben fast ausschließlich durch ihre priesterliche Tätigkeit. Da gab es freilich mancherlei zu tun: die Messe mußte gelesen werden, und zwar nicht nur am Tag des Herrn, sondern auch teils mehrmals an den Festtagen, deren Zahl um ein Vielfaches höher war als heute. Außerdem waren da Kinder zu taufen, Brautpaare zu trauen, Kranke mit dem Sterbesakrament zu versehen und die Toten zu bestatten. Dazu kam noch das Beicht hören, des weiteren das Weihen von Kerzen und Wasser, das Segnen von Kräutern und Fluren wie auch von Vieh und Mensch, das Abhalten von Andachten und Bittgängen, von Prozessionen und Wallfahrten.

Bei aller Vielfalt und Verschiedenartigkeit solcher Handlungen blieb den Priestern dennoch reichlich freie Zeit. Diese mußten sie in erster Linie dazu nutzen, die ihnen von ihren Pfarrkindern zukommenden Zehntabgaben einzusammeln, eine äußerst mühselige und unerquickliche Angelegenheit. Häufig zeigten die Bauern wenig Lust, auf einen Teil ihrer Ernteerträge zu verzichten. Sie hatten stets Ausflüchte und Vorwände parat, wenn die Abgabetermine näherrückten. Zudem suchten die Landleute mit allerhand listenreichen Schlitzohrigkeiten, ihren Pfarrern eine mindere Qualität oder ein geringeres Quantum anzudrehen. Ein Priester, der von Ackerbau und Viehzucht nichts verstand, befand sich deshalb in einer ziemlich üblen Lage, zumal sich von den Einkünften meistens nur so gerade recht und schlecht leben ließ. Manche Kleriker kamen demgemäß nicht einmal auf das Existenzminimum und waren auf Nebenerwerbstätigkeiten angewiesen. Ein Zubrot verdienten sie sich oft als Notar, als Hauslehrer oder Schulmeister, einige übten auch ein Handwerk aus, andere versuchten sich als Kaufleute.

Trotz dieser finanziellen Unzulänglichkeiten erschien es ausnehmend vielen jungen Männern erstrebenswert, in den geistlichen Stand einzutreten. Als Voraussetzungen hierfür gal-

ten (allerdings nur theoretisch): eheliche Geburt, gewisse Grundkenntnisse der priesterlichen Tätigkeiten, Priesterweihe und der Nachweis einer ausreichend dotierten Stelle, um die sich im allgemeinen der Kandidat selbst zu bemühen hatte. (Ein Studium der Theologie wurde nicht ausdrücklich verlangt). In der Praxis aber spielte der Erwerb einer Pfründe die maßgebliche Rolle.

Wer nun Priester werden wollte, mußte zunächst herausfinden, wo in absehbarer Zeit eine Pfarrei oder Kaplanei frei werden würde. Sodann hatte man sich mit jener Einrichtung ins Benehmen zu setzen, die vorrangig für die Besetzung des betreffenden Postens zuständig war. Damit ist beileibe nicht der Bischof gemeint, sondern der Patronatsherr. Als solcher konnte eine adelige Familie fungieren (wie beispielsweise im Falle der Pfarrkirchen von Ebingen und Lautlingen), auch ein Kloster (St. Gallen etwa für Truchtelfingen) oder sonst eine Landesherrschaft (die Grafen bzw. Herzöge von Württemberg z. B. für Tailfingen). Beim Patronatsherrn also mußte sich der Priester Aspirant lieb Kind machen – meist geschah dies, indem sich ein zukünftiger Geistlicher eine Empfehlung verschaffte, sei es von dem Inhaber der frei werdenden Stelle, von einem Amtsbruder desselben oder von irgendeiner einflußreichen und angesehenen Persönlichkeit. Gute Beziehungen zu haben war somit alles; das Wort „Vetternwirtschaft“ trifft die Sache im Kern.

Gemäß den kirchenrechtlichen Vorschriften jener Epoche „präsentierte“ der Patronatsherr seinen Kandidaten dem Bischof, welcher denselben je nach dessen Eignung akzeptierte oder ablehnte. Wurde der Kandidat zurückgewiesen, so hatte der Patronatsherr innerhalb einer festgesetzten Frist einen neuen Kandidaten zu präsentieren. Wenn dieser zweite dem Bischof ebenfalls mißfiel, konnte letzterer von sich aus einen Amtsanwärter bestimmen. Ein derartiges Hin und Her existierte freilich weitgehend nur auf dem Papier, denn fast ohne Ausnahme erhoben die spätmittelalterlichen Bischöfe keine Einwände gegen die Vorschläge der Patronatsherren.

Nachdem auf diese Weise eine Stelle gesichert war, folgten als weitere Schritte auf dem Wege zum geistlichen Amt eine Art „Aufnahmeprüfung“, dann die Priesterweihe und schließlich die Investitur, das ist die formelle Einsetzung in das Amt durch den Bischof. Die Prüfung bildete keine wirklich ernstzunehmende Hürde, weil schwerpunktmäßig nur praktisch-handwerkliche Komponenten des Priesterberufs abgeprüft wurden wie beispielsweise Gesang, Latein und Liturgie.

Wenn nun weder ein Studium noch eine andere formale Ausbildung zwingend gefordert wurden – woher bezogen dann die Geistlichen das für den Kirchendienst notwendige Rüstzeug?

Eine erkleckliche Anzahl der Kleriker bestand aus Priestersöhnen. Im Pfarr- oder Kaplaneihaus aufgewachsen, waren sie seit Kindesbeinen mit allen liturgischen Gepflogenheiten bestens vertraut. (Die Konstanzer Bischöfe sahen in unehelicher Geburt kein Hindernis für Amtsanwärter, sondern eher eine willkommene Einnahmequelle. Gegen eine Gebühr erteilten sie regelmäßig Dispens.) – Ein weiterer Teil der Pfarrerschaft hatte akademische Luft geschnuppert. Freilich darf man den Bildungseffekt eines meist sehr kurzen Universitätsbesuchs nicht sehr hoch veranschlagen, doch hatte der eine oder andere immerhin einen akademischen Grad erworben.

Die meisten Priester jedoch wurden an den bischöflichen Domschulen sowie an den Stifts-, Pfarr- und Klosterschulen auf ihr zukünftiges Amt vorbereitet. Dort konzentrierte sich der Unterricht auf den lateinischen Kirchengesang. Bei feierlichen Gottesdiensten fungierten

die Schüler als Chorknaben; sie konnten dann vorführen, was sie gelernt hatten. Nach der gängigen Meinung der Zeitgenossen erschien eine solche Ausbildung zureichend und angemessen: Ein Priester, der nicht singen kann, so dachte man damals, der hat seinen Beruf verfehlt.

Mit alledem wird sicher zur Genüge deutlich geworden sein, daß die vorreformatrischen Pfarrgeistlichen in ihrer Kleidung, in ihrem Bildungsniveau und überhaupt in ihrer Lebensweise sich von den Bauern und Handwerkern kaum unterschieden, in deren Mitte sie lebten und wirkten.

Zum besseren Verständnis der nachstehenden Listen sind noch einige Worte zu verlieren über die verschiedenen Ausprägungsformen des Priesteramts. Es ist zu unterscheiden zwischen dem Pfarrherrn (lateinisch „rector“), dem Leutpriester (lateinisch „plebanus“), dem Gesellpriester (lateinisch „vicarius“ oder „cooperator“) und dem Meßpriester (lateinisch „altarista“ oder „capellanus“).

Auf den ersten Blick mag es vielleicht überflüssig erscheinen, den Pfarrherrn als den Inhaber einer Pfarrei zu definieren. Bei einer näheren Betrachtung ergeben sich indes Unschärfen und Unklarheiten. War eine Pfarrstelle nämlich ausreichend gut dotiert, so bemühten sich vor allem nachgeborene Söhne des Niederadels darum, „rector“ zu werden, jedoch nur wegen der Einkünfte. Von dem Geld bezahlte der „rector“ einen Leutpriester, der die kirchlichen Amtsgeschäfte verrichtete. Der Begriff wird allerdings nicht ganz einheitlich gebraucht, denn mitunter sprechen Quellen auch von „plebanus“, wenn ein „rector“ (im eigentlichen Sinne) sein Amt nicht delegierte, sondern in eigener Person ausübte. Andererseits nennen die Quellen den vom „rector“ eingestellten und bezahlten Geistlichen auch „vicarius“. Wenn dieser ein genügend hohes Einkommen hatte und meinte, er sei nicht imstande, die Arbeit in der Pfarrei alleine zu bewältigen, so konnte er seinerseits einen Gesellpriester anheuern, der dann in den lateinischen Quellen entweder „vicarius“ oder „cooperator“ heißt.

Neben den Pfarrherren, Leut- und Gesellpriestern finden sich die Meßpriester. In größeren Pfarreien – vor allem in den Städten – hatten während des Mittelalters fromme Leute immer wieder Altäre gestiftet, wobei „Altarstiftung“ nicht nur den steinernen Opfertisch im Gotteshaus meint, sondern hauptsächlich diverse Ländereien, deren Pachterträge einem Meßpriester zukamen. Dieser hatte dann die Aufgabe, mehrmals pro Woche an dem betreffenden Altar die Messe zu lesen. Je nach der Tageszeit, an welcher die Messen zelebriert wurden, unterscheidet man Früh-, Mittel- und Engel- (= Abend)messen. Am häufigsten kommen die Frühmessen vor; die Quellen nennen die hierzu gehörenden Priester auch „Frühmesser“.

Auf dem Lande treffen wir die Meßpriester seltener an: In Truchtelfingen gab es gar keine, in Tailfingen eine einzige Altaristenstelle (St. Katharinenaltar), in Ebingen dagegen deren ganze acht, nämlich vier Altäre in der Pfarrkirche (Marien-, St. Katharinen-, St. Nikolaus- und Allerheiligenaltar), zwei in der Kapellkirche (Marien- und St. Johannesaltar), weiterhin den St. Michaelsaltar in der Beinhaus-Kapelle (neben der Pfarrkirche gelegen) und den Hl.-Geist-Altar im Spital.

## Tailfingen

### Pfarrer/Leutpriester

1386	<b>Rudolf Krapf</b> , Pfarrer, Kreisbeschreibung S. 973
1438	<b>Leonhard Ast</b> , (Pfarrer?), Kreisbeschreibung S. 973
1440-67	<b>Heinrich Wall</b> , Rektor/Pleban, Annatenregister S. 284; Inv.prot. S. 837
1467-71	<b>Stephan Widerspon</b> , Pleban, Inv.prot. S. 837
1471-92	<b>Johann Matz</b> , Pfarrer, Inv.prot. S. 838
ab 1492	<b>Peter Widenmann</b> , Rektor, Inv.prot. S. 838

- 1496 **Walter Schenk**,  
Pfarrer, Kreisbeschreibung S. 973
- 1502 **Georg Binder**,  
Annatenregister S. 291
- Meßpriester (St. Katharinenaltar)**
- 1462-67 **Berthold Bichter**,  
Tailfinger Heimatbuch S. 106;  
Inv.prot. S. 838
- bis 1469 **Ulrich Sulgen**,  
Inv.prot. S. 838
- 1469 **Johann Ul**,  
Inv.prot. S. 838
- bis 1474 **Konrad Schmalzkopf**,  
Inv.prot. S. 838
- 1474 **Nikolaus Knuß**,  
Inv.prot. S. 838
- bis 1486 **Johann Pfauenschwanz**,  
Inv.prot. S. 838
- 1486 **Peter Haßlach**,  
Inv.prot. S. 838
- bis 1492 **Peter Lutfried**,  
Inv.prot. S. 838
- ab 1492 **Peter Widenmann**,  
(gleichzeitig Rektor), Inv.prot. S. 838
- bis 1518 **Bartholomäus Steickleder**,  
Inv.prot. 16. Jh.
- 1518-21 **Egidius Riecker**,  
Inv.prot. 16. Jh.
- ab 1521 **Konrad Stanner**,  
Inv.prot. 16. Jh.
- 1531 **Heinrich Bichter**,  
Tailfinger Heimatbuch S. 108
- Truchteltingen**  
**Pfarrer/Leutpriester**
- 1313 **Hermann**,  
Leutpriester,  
Kreisbeschreibung S. 973
- 1436-37 **Hemerlin**,  
Kreisbeschreibung S. 973
- 1438 **Johann Murer**,  
Rektor, Annatenregister S. 284
- 1439 **Johann Hensinger**,  
Annatenregister S. 284
- 1444-51 **Konrad Tusel**,  
Annatenregister S. 284;  
Kreisbeschreibung S. 973
- 1452 **Johann Soner**,  
Annatenregister S. 285
- 1491 **Mag. Stephan Bickeler**,  
Annatenregister S. 290
- (vor 1500) **Johann Werner**,  
Reg. sub. char. S. 38
- Ebingen**  
**Pfarrer/Leutpriester**
- um 1200 **Berthold**,  
Krißmann
- 1270-87 **Heinrich von Tieringen**,  
(Rektor) Stettner, Ebingen S. 251
- 1293 **Hermann der Schreiber**,  
Stettner, Ebingen S. 251
- 1296 **Albert**,  
(-1313?) Kreisbeschreibung S. 971;  
Stettner, Ebingen S. 251
- 1313-39 **Burkhard Guntz**,  
Leutpriester, Kreisbeschreibung  
S. 971; Stettner, Einwohnerbuch  
S. 230
- 1358/59 **Berthold der Hettinger**,  
Rektor, Krißmann;  
Stettner, Ebingen S. 251
- 1373 **Heinrich Volmar**,  
Rektor, Krißmann
- 1382-1419 **Konrad von Emmingen**,  
Rektor, Stettner, Ebingen, S. 251
- 1436 **Johann Plumsperger**,  
Rektor, Krißmann
- 1436-46 **Albrecht Schaffner**,  
Krißmann
- 1450 **Peter Kromer**,  
Rektor, Annatenregister S. 285
- 1453 **Ulrich Grossalbrecht**,  
Rektor, Annatenregister S. 285
- 1457-70 **Ulrich de Risen**,  
Rektor, Krißmann;  
Stettner, Einwohnerbuch S. 399
- 1470-89 **Mag. Nikolaus Loner**,  
Kreisbeschreibung S. 971
- 1494-99 **Dr. Heinrich Hauser**,  
Stettner, Ebingen S. 251
- 1499-1535 **Johann Tierberger**,  
Stettner, Ebingen S. 251
- Meßpriester**
- 1348 **Hans der Rüber**,  
St. Katharinenaltar in der Pfarr-  
kirche, Stettner, Einwohnerbuch  
S. 377
- 1373 **Johann Mestetter**,  
?, Stettner, Einwohnerbuch S. 333
- 1384 **Nicolas**,  
St. Katharinenaltar in der Pfarr-  
kirche, Stettner, Einwohnerbuch  
S. 347
- 1386 **Aulber**,  
St. Michaelsaltar in der Beinhaus-  
kapelle, Stettner, Einwohnerbuch  
S. 1
- 1386 **Heinrich Rentz**,  
St. Katharinenaltar in der Pfarr-  
kirche, Stettner, Einwohnerbuch  
S. 367
- 1415/16 **Werner Bluklin**,  
Hl.-Geist-Altar im Spital, Annaten-  
register S. 45; Stettner, Ebingen  
S. 239
- 1420 **Konrad Talheim**,  
?, Annatenregister S. 103
- 1427-30 **Heinrich Pfriescher**  
(Pfriescher, Friescher)  
Hl.-Geist-Altar im Spital,  
Stettner, Einwohnerbuch S. 36
- 1433-36 **Konrad Latter**,  
Marienaltar in der Pfarrkirche,  
Inv.prot. S. 190
- 1435 **Albrecht Volk**,  
Nikolausaltar in der Pfarrkirche,  
Stettner, Einwohnerbuch S. 168
- bis 1436 **Johann, von Munderkingen**,  
Marienaltar in der Pfarrkirche,  
Inv.prot. S. 190
- 1436/37 **Berthold Kessler**,  
Marienaltar in der Pfarrkirche,  
Inv.prot. S. 190
- ab 1437 **Konrad Lutfried**,  
Marienaltar und St. Katharinenaltar,  
beide in der Pfarrkirche,  
Inv.prot. S. 190
- ab 1437 **Johann Kromer**,  
Allerheiligenaltar in der Pfarrkirche,  
Inv.prot. S. 190
- bis 1441 **Berthold Schlegel**,  
Marienaltar in der Kapelle, Stettner,  
Einwohnerbuch S. 426
- 1441-46 **Johann Spuler**,  
Marienaltar in der Kapelle, Stettner,  
Einwohnerbuch S. 462
- bis 1461 **Konrad Muhsel**,  
Allerheiligenaltar in der Pfarrkirche,  
Stettner, Einwohnerbuch S. 338
- 1461-74 **Anton Höllstain**,  
Allerheiligenaltar in der Pfarrkirche,  
Inv.prot. S. 190; Stettner, Einwohner-  
buch S. 250
- 1463 **Albert Schailin**,  
St. Katharinenaltar in der Pfarr-  
kirche, Inv.prot. S. 189
- 1464 **Heinrich Pfaff († 1464)**,  
St. Katharinenaltar in der Pfarr-  
kirche, Inv.prot. S. 189
- 1464 **Albert Koler**,  
St. Katharinenaltar in der Pfarr-  
kirche, Inv.prot. S. 189
- 1464-68 **Balthasar Kromer**,  
Katharinenaltar und Marienaltar,  
beide in der Pfarrkirche,  
Inv.prot. S. 189
- 1464-70 **Johann Nicolai**,  
St. Michaelsaltar in der Beinhaus-  
Kapelle, Inv.prot. S. 191
- 1466-83 **Johann Wiler**,  
St. Nikolausaltar in der Pfarrkirche,  
Inv.prot. S. 190
- 1468-72 **Johann Matz**,  
St. Katharinenaltar in der Pfarrkir-  
che (ab 1471 Pfarrer in Tailfingen),  
Inv.prot. S. 190
- 1468-1500 **Konrad Rußlin (Rißlin)**,  
1468-1487 Marienaltar in der Pfarr-  
kirche, 1487-1500 Hl.-Geist-Altar im  
Spital, Inv.prot. S. 191; Stettner, Ein-  
wohnerbuch S. 401
- 1470-82 **Berthold Seyer (Saeger)**,  
St. Michaelsaltar in der Beinhaus-  
Kapelle, Inv.prot. S. 191; Stettner,  
Einwohnerbuch S. 451
- 1470-94 **Johann Ruff**,  
Marienaltar in der Kapelle,  
Inv.prot. S. 190;  
Stettner, Einwohnerbuch S. 411
- 1472-82 **Johann Kayser (Kaiser)**,  
St. Katharinenaltar in der Pfarr-  
kirche, Inv.prot. S. 190;  
Stettner, Einwohnerbuch S. 66
- 1474-83 **Konrad Lacher**,  
Allerheiligenaltar in der Pfarr-  
kirche und Hl.-Geist-Altar im Spi-  
tal (Vorgänger von Peter Nautter),  
Inv.prot. S. 190;  
Stettner, Einwohnerbuch S. 281
- bis 1482 **Peter Nautter**,  
Hl.-Geist-Altar im Spital (Nachfol-  
ger von Konrad Lacher),  
Inv.prot. S. 191
- 1482-83 **Albert Richger**,  
St. Johannesaltar in der Kapelle,  
Inv.prot. S. 191;  
Stettner, Einwohnerbuch S. 368
- 1482-87 **Martin Mesner (Edituus)**,  
Hl.-Geist-Altar im Spital,  
Inv.prot. S. 191
- 1482-96 **Johann Guldin**,  
St. Katharinenaltar in der Pfarr-  
kirche, Stettner, Einwohnerbuch  
S. 226
- 1483-86 **Johann Waltz**,  
St. Nikolausaltar in der Pfarr-  
kirche, Inv.prot. S. 190
- 1483-96 **Johann Winstetter**,  
St. Johannesaltar in der Kapelle,  
Inv.prot. S. 191
- 1486 **Johann Karre**,  
St. Nikolausaltar in der Pfarr-  
kirche, Inv.prot. S. 190
- 1487-96 **Werner Ziegler**,  
Marienaltar in der Pfarrkirche,  
Inv.prot. S. 190;  
Stettner, Einwohnerbuch S. 507
- 1494 **Melchior Eßlinger**,  
(Marienaltar) in der Kapelle,  
Tailfinger Heimatbuch S. 100
- 1496 **Martin Planck**,  
St. Johannesaltar in der Kapelle,  
Stettner, Einwohnerbuch S. 45
- 1496 **Selin**,  
St. Nikolausaltar in der Pfarr-  
kirche, Stettner, Einwohnerbuch  
S. 452
- 1496 **Johann Waltz**  
(vgl. oben 1483; Identität),  
Allerheiligenaltar in der Pfarr-  
kirche, Stettner, Einwohnerbuch  
S. 483
- 1501-20 **Felix Feierabend**  
(Füraubend),  
St. Nikolausaltar in der Pfarr-  
kirche, Stettner, Einwohnerbuch  
S. 163; Inv.prot. 16. Jh.
- 1501-20 **Johann Schott**,  
St. Michaelsaltar in der Beinhaus-  
Kapelle, Stettner, Einwohnerbuch  
S. 440; Inv.prot. 16. Jh.
- 1515-18 **Martin Irsigler**  
(Yrsigler, Irslinger, Gyßlinger),  
1515-1518 Marienaltar in der Ka-  
pelle, 1520/21 Allerheiligenaltar in  
der Pfarrkirche, Stettner, Einwoh-  
nerbuch S. 278; Inv.prot. 16. Jh.
- 1520-21 **Mag. Balthasar Rominger**,  
1518-20, 1520-25 Marienaltar in der  
Kapelle, 1526-35 Marienaltar in der  
Pfarrkirche, Stettner, Einwoh-  
nerbuch S. 404; Inv.prot. 16. Jh.
- bis 1520 **Johann Stahelin**,  
Allerheiligenaltar in der Pfarr-  
kirche, Inv.prot. 16. Jh.
- 1520 **Balthasar Lang**,  
Marienaltar in der Kapelle,  
Inv.prot. 16. Jh.
- 1520-25 **Melchior Fischer**  
(Piscator),  
St. Nikolausaltar in der Pfarr-  
kirche, Inv.prot. 16. Jh.;  
Stettner, Einwohnerbuch S. 167

- 1520-35 **Johann Beck**,  
St. Michaelsaltar in der Beinhaus-  
Kapelle, Inv.prot. 16. Jh.;  
Tailfinger Heimatbuch S. 107
- bis 1521 **Konrad Rynßlin**  
(vgl. oben 1468: Identität?),  
Hl.-Geist-Altar im Spital,  
Inv.prot. 16. Jh.
- 1521-25 **Crispin Hux**,  
Allerheiligenaltar in der Pfarr-  
kirche, Inv.prot. 16. Jh.;  
Stettner, Einwohnerbuch S. 243
- 1521-25 **Johann Thieb**  
(Thyas),  
Hl.-Geist-Altar im Spital,  
Inv.prot. 16. Jh.; Stettner, Urk. reg.
- 1521-35 **Johann Hauser**,  
St. Johannesaltar in der Kapelle  
(mit Unterbrechung 1526),  
Stettner, Urk. reg.;  
Tailfinger Heimatbuch S. 109
- 1525/26 **Paul Fray**  
(Fraider/Frayder),  
1525 Marienaltar in der Kapelle;  
1526 St. Johannesaltar in der  
Kapelle, Inv.prot. 16. Jh.
- 1525-35 **Johann Guntz**  
(Getz),  
St. Katharinenaltar in der Pfarr-  
kirche, Stettner, Einwohnerbuch  
S. 214, 230; Inv.prot. 16. Jh.
- 1525-35 **Johann Salch**,  
bis 1526 Marienaltar in der Pfarr-  
kirche, spätere Pfründe unbe-  
kannt, Stettner, Einwohnerbuch  
S. 415; Inv.prot. 16. Jh.
- 1526 **Johann Alrich**,  
Marienaltar in der Pfarrkirche,  
Inv.prot. 16. Jh.
- 1526 **Walter Schweninger**,  
?, Stettner, Einwohnerbuch S. 451
- 1526 **Paul Volmar**,  
Marienaltar in der Kapelle,  
Inv.prot. 16. Jh.
- 1526-31 **Martin Frick**,  
Marienaltar in der Kapelle,  
Inv.prot. 16. Jh.;  
Stettner, Einwohnerbuch S. 174
- ab 1531 **Johann Hummel**,  
Marienaltar in der Kapelle,  
Stettner, Einwohnerbuch S. 275
- 1535 **Konrad Remp**,  
St. Katharinenaltar in der Pfarr-  
kirche, Inv.prot. 16. Jh.;  
Stettner, Einwohnerbuch S. 358

#### Quellen- und Literaturnachweise zu den genannten Personen

##### Annatenregister:

Manfred Krebs, Die Annaten-Register des Bistums Konstanz aus dem 15. Jahrhundert. In: Freiburger Diözesan-Archiv 76, 1956.

##### Inv.prot.:

Manfred Krebs, Die Investiturprotokolle der Diözese Konstanz aus dem 15. Jahrhundert. Inv.prot. 16. Jh.: Die Investiturprotokolle der Diözese Konstanz aus dem 16. Jahrhundert. Ms. im Erzbischöflichen Archiv Freiburg.

##### Kreisbeschreibung:

Der Landkreis Balingen. Amtliche Kreisbeschreibung, hrsg. vom Statistischen Landesamt Baden-Württemberg in Verbindung mit dem Landkreis Balingen, Bd. II, Balingen 1961.

##### Krießmann:

Stephan Krießmann, Series parochorum. Reihenfolge der Bischöfe, Domkapitulare und Pfarrer der Diözese Rottenburg, Altshausen 1950.

##### Reg. sub. char. 1508:

Fr. Zell, Das subsidium charitativum vom Jahre 1508 unter Bischof von Hohenlandenberg. In: Freiburger Diözesan-Archiv 26, 1898, S. 5-133.

##### Stettner, Einwohnerbuch:

Walter Stettner, Einwohnerbuch der Stadt Ebingen 1270-1600. Ms. im Stadtarchiv Albstadt.

##### Stettner, Ebingen:

Walter Stettner, Ebingen. Die Geschichte einer württembergischen Stadt, Sigmaringen 1986.

##### Tailfinger Heimatbuch:

Hermann Bizer, Tailfinger Heimatbuch, Tailfinger 1953 (unveränd. Nachdr. Tailfinger 1987).

#### Weiterführende Literatur

A. Braun, Der Klerus des Bistums Konstanz im Ausgang des Mittelalters, Münster i./W. 1938 (= Vorreformationsgeschichtliche Forschungen 14).

F.-K. Ingelfinger, Die religiös-sittlichen Verhältnisse im heutigen Württemberg am Vorabend der Reformation, Diss. phil. Tübingen 1940.

D. Kurze, Der niedere Klerus in der sozialen Welt des späten Mittelalters. In: Beiträge zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Mittelalters. Festschrift für H. Helbig, Köln-Wien 1976.

P. Th. Lang, Die tridentinische Reform im Landkapitel Mergentheim bis zum Einfall der Schweden 1631. In: Rottenburger Jahrbuch für Kirchengeschichte 1, 1982, S. 143-171.

P. Th. Lang, Würfel, Wein und Wettersegen. Klerus und Gläubige im Bistum Eichstätt am Vorabend der Reformation. In: V. Press/D. Stievermann (Hrsgg.), Martin Luther - Probleme seiner Zeit, Stuttgart 1986 (= Spätmittelalter und Frühe Neuzeit 16), S. 220-244.

J. Löhr, Methodisch-kritische Beiträge zur Geschichte der Sittlichkeit des Klerus, besonders der Erzdiözese Köln am Ausgang des Mittelalters, Münster i. W. 1910 (= Reformationsgeschichtliche Studien und Texte 17).

F. W. Oediger, Über die Bildung der Geistlichen im späten Mittelalter, Leiden-Köln 1953 (= Studien und Texte zur Geistesgeschichte des Mittelalters 2).

F. Priebatsch, Staat und Kirche in der Mark Brandenburg am Ende des Mittelalters. In: Zeitschrift für Kirchengeschichte 21, 1901, S. 43-90.

K. Schulz, Die Weltgeistlichkeit in der Zimmerischen Chronik, Diss. phil. Halle 1924.

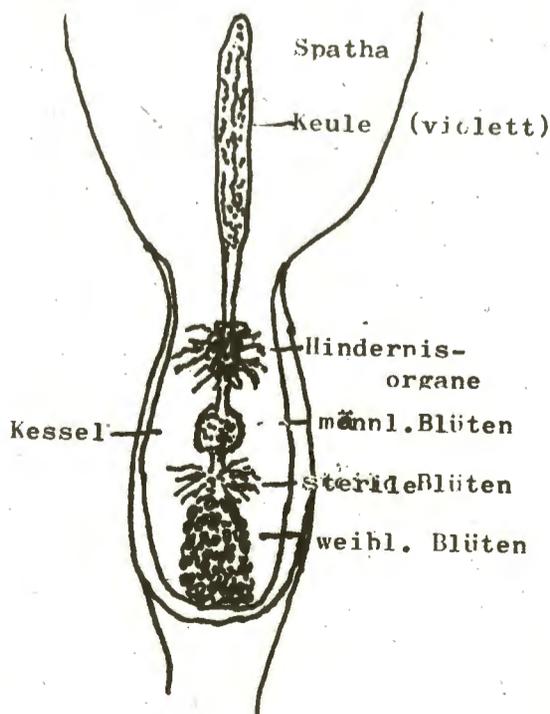
J. Vincke, Der Klerus des Bistums Osnabrück im späten Mittelalter, Münster i. W. 1928.

## Wo kommt der Ausdruck her?

### Etwas Hals über Kopf tun ...

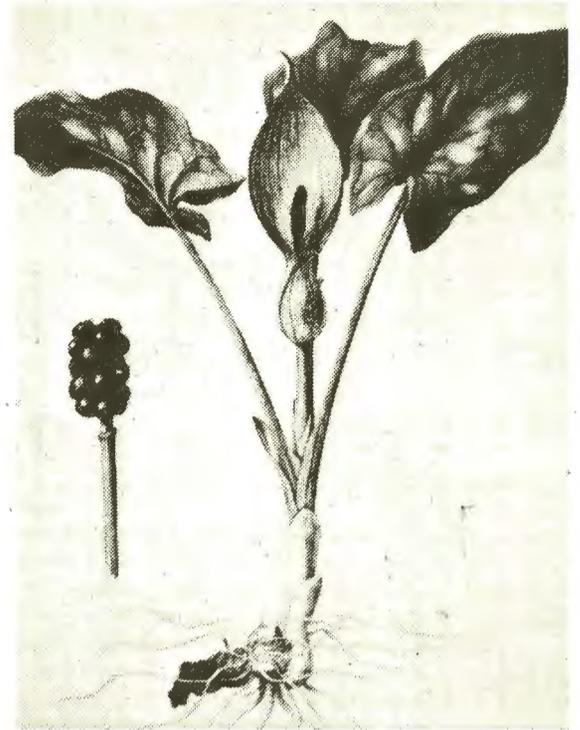
heißt nichts anderes als etwas überstürzt, in ganz besonderer Hast, auszuführen. Ganz von selbst, indem wir uns des Ausdrucks „überstürzt“ bedienen, geraten wir an die Vorstellung des stürzenden Reiters, der über Hals und Kopf des Pferdes hinweg sich überschlägt. So meinen die einen. Andere wiederum erklären: der allzu Eilige, allzu Hetzende, möchte schier das Unmögliche möglich machen, möchte gar den Hals vor den Kopf über den Kopf setzen, der von Natur in aller Bescheidenheit nur erst an den zweiten Platz gehört. Beide Vorstellungen sind bildhaft und entbehren nicht echter Überzeugungskraft. Entscheiden Sie selbst, welche Erklärung Ihnen mehr einleuchtet, der stürzende Reiter oder der Akrobat mit dem Hals überm Kopf.

#### Aronstab



## Aronstab

(*Arum maculatum*)



Diese sehr seltene Pflanze unserer Buchenwälder gehört zu den nur in drei Arten in Deutschland vorkommenden Aronstabgewächsen (Araceae), der Schlangenzwurz (Calla), dem Kalmus (Acerus), der in stehenden Gewässern und an der obersten Donau auch in unserer Heimat vorkommt, und dem Aronstab, den man meist erst im Juli oder August an seinen scharlachroten Beeren erkennt. Merkt man sich aber den Standort, dann kann man im Mai oder Juni des nächsten Jahres auch seine eigenartigen Blüten finden. Die Blütenhülle, bis 15 cm lang, in blaßgrünen, manchmal rötlich gestreiften Farben, umgibt mit einer Kesselfalle die Staubgefäße und Stempel, um sich nach oben mit dem braunroten bis violetten Anhang des Kolbens zu öffnen. Am oberen Rand des Kessels bilden nach unten gerichtete Haare eine Reuse, die verhindert, daß die kleinen Fliegen, angelockt von dem faulenden Geruch des Kolbens und des Hüllblattes, den Kessel verlassen. Sie bekommen dort Nektar und können erst dann wieder die Falle verlassen, wenn die vertrocknete Reuse ihnen den Weg freigibt. Dann fliegen sie mit Blütenstaub beladen zu einer anderen Blüte, um diese zu bestäuben. Die Blätter werden von langen Stielen getragen, sind spitz und manchmal schwarz gefleckt. Alle Teile der Pflanze, auch die Beeren, sind giftig. Der Name Aronstab erinnert an den Stab Aarons, der vor Pharao zur Schlange wurde, der aber auch die Gewässer Ägyptens in Blut verwandelte, daß sie stinkend wurden (2. Mose 7). Der stabartige, schlangenhähnliche Kolben (Schlangenzwurz) und der stinkende Geruch haben der Pflanze den Namen gegeben. K. Wedler

### Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Eugen Gröner, Balingen, Hofmannstraße 6, Tel. 07433/6521

Gerold Riede, 7461 Ratshausen, Baumgartenstr. 6, Tel. 07427/1636

Dr. Peter Thaddäus Lang, 7470 Albstadt, Stadtarchiv, Johannesstraße 5, Telefon 07531/162120

Kurt Wedler, Balingen, Im Roßnägele 10, Tel. 07433/8139

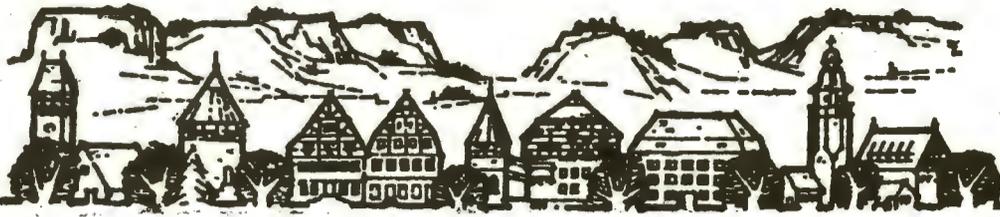
### Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 7782.

Redaktion: Robert Kohler, Balingen

Königsberger Straße 89, Telefon 6336.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.



## Kleindenkmale auf dem Friedhof

von Eugen Gröner (Schluß)

10. An der Südwestecke der Friedhofkirche stehen – vom Efeu stark bedroht – zwei Grabsteine, die wert sind, erhalten zu werden. Der eine trägt die Inschrift „Mit dieser Grabschrift stiften ein Denkmal der Danckbarkeit ihren im Leben lieb und werth geschätzten Vatter und Schwehr-Vatter Hermann Johann Christoph Weisser, Med. Dr. und Physico. Ord. zerschiedener Stätte, Aemter und Clöster. Nat. D. 14. April 1691. Den d. 3. Dez. 1761. Wünschen dem Unsterblichen und schnell Erlösten Geist eine ewige Erquickung und sanfte Ruhe und an jedem Tage eine fröhliche Anschafft Gottes. Die hinterlassenen seine Söhne, Töchter und Toch-



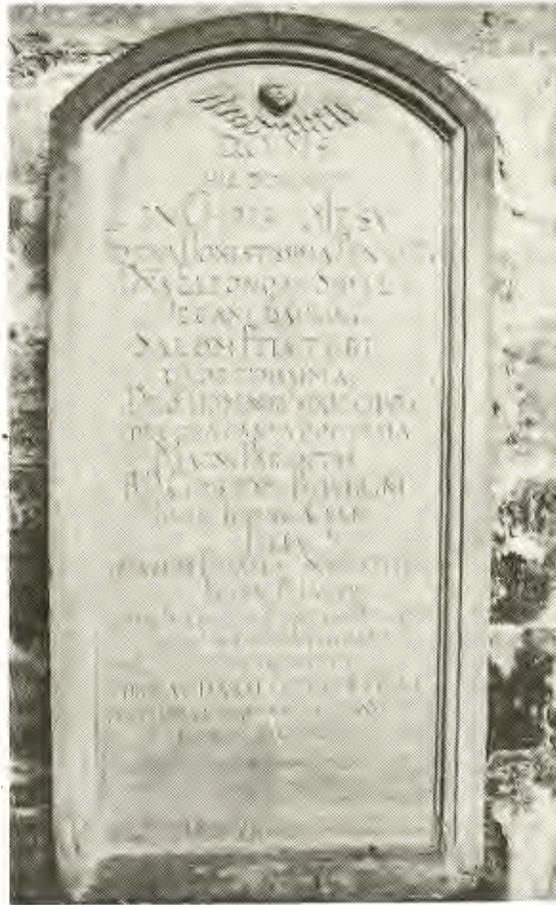
1. Wenn hier nicht Abhilfe geschaffen wird, werden diese beiden Denkmale vom Efeu zerstört werden.

termänner. Leichen Text Luc. XXIII V 46 Vatter ich befehle meinen Geist in Deine Hände“. Weisser hatte insgesamt 13 Kinder. Im Sterberegister steht noch, daß er Leibarzt s. D. des Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen gewesen se-. Das Grabmal hat als Zier in einem kleinen Kreis das Gotteslamm, darüber ein Männlein mit Mütze, in den ausgestreckten Armen zwei verschiedene Blumen. Interessant ist noch, daß sich Weisser am 20. Januar 1746 für seinen Sohn um die durch den Tod des Posthalters Ludwig Murschel freigewordene Posthalterstelle in Balingen beworben hat, jedoch ohne Erfolg.

11. Dicht daneben steht ein Grabmal, dessen Inschrift nur noch zum Teil zu lesen ist. Sie lautet: „Hier ruht die irdische Hülle . . . Tochter Friederike Caroline . . . Gattin des hiesigen Praeceptors Knoll. Sie starb in einem Alter von . . . Jahren 6 Monaten einer glücklichen

Ehe, Mutter eines holden Säuglings hat sie schon 12 Tage nach der Geburt desselben mit . . . Ergebung in den göttlichen Willen 16. Dec. 1825.“ Das Grabmal ist mit einer Vase gekrönt, darunter in einem Ring ein Stern. Wenn hier nicht bald etwas geschieht, wird dieses Grabmal vom Efeu gesprengt werden.

12. Ein stattliches Grabmal steht links vom Hauptportal der Friedhofkirche. Es ist mit einem Engelsköpfchen geschmückt und trägt fol-



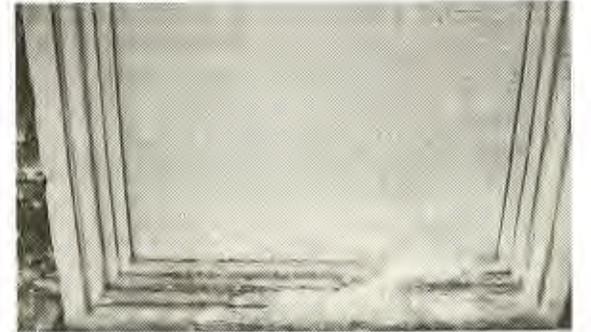
2. Dieses wertvolle Denkmal ist in seinem unteren Teil völlig verwittert.

gende lateinische Inschrift: D.O.M.S (Dem besten, höchsten Gott zu Ehren). Hic dormit in Christo Jesu Femina Honestissima Pientissima Donna Eleonora Sibylla Decani Baling. Salomo Pfisteri uxor fidissima Deo Hominibusque Chara Docta Pia Magni Parentis DD Christoph Reuchlini Theol. Tubing. celeb Filia Duarum Filiorum Superstitium Felix Mater Decus Sexus Ornamentum Domus suae Eheu Desiteratissimum. Natus Stuttg D IX Oct MDCC Denat. D. XXXI Oct MDCCXLH. Es ist also Eleonora Sibylla Pfister geb. Reuchlin, die hier begraben liegt. Ihr Vater war Christoph Reuchlin, im Sterberegister wird er als Feldprediger und Diaconus an St. Leonhard in Stuttgart bezeichnet, von 1700 bis 1705 war er Dekan in Tübingen. Die Inschrift schließt ab mit einem Vers, einem sog. „Alexandriner“, der leider heute nahezu vollständig verschwunden ist. Er lautete: Hier ruht ein Tugend-Bild, ein Muster edler Frauen,

ihr Leib eilt früh zur Ruh, ihr Geist will Jesum schauen.

Ehr, Leser, dieses Grab, verrücke nicht den Stein, es möchte Dir ein Fluch vor (für) Deine Frechheit sein.

13. Auf der anderen Seite des Hauptportals der Kirche steht ein Grabmal, das eine hohe geschichtliche Bedeutung hat. Seine Inschrift lautet: „Die Gebeine von Weiland Herrn M. Ge-



3. Noch schlimmer verwittert ist das Denkmal des Dekans M. Georg Christoph Reinhardt und seiner Ehefrau.

org Christoph Reinhardt Spec. Superintendent und Stadtpfarrer in Balingen und seiner Gattin Frau Katharina Felicitas geb. Hiemer sind in diesem Grabe vereint, wie ihre Herzen es im Leben waren. Sie entschlief den 27. November 1786 in einem Alter von 44 Jahren 1 Monat nach der Entbindung des 14. Kindes, er folgte ihr 20. April 1800 im Alter von 68 Jahren 9 Monaten und 26. Tag und im 40. Jahr seines Amtes. Dieses Denkmal der Dankbarkeit zeige den späteren Enkeln der Bewohner Balingend von der Tugenden dieser verewigten Entschlafenen.“ Auch hier sind die unteren Zeilen völlig verwittert.

Der älteste Sohn dieses Ehepaares, Karl Friedrich Reinhardt (1761-1837) hat es vom Vikar in Balingen (1783) bis zum Pair von Frankreich, französischen Außenminister und Gesandten beim Deutschen Bundestag gebracht. Nach ihm ist die Reinhardtstraße benannt.

14. Ein Grabmal, dessen künstlerische Aus-



4. Völlig verwittert ist das künstlerisch besonders wertvolle Denkmal der Maria Judith Rauesendorff.

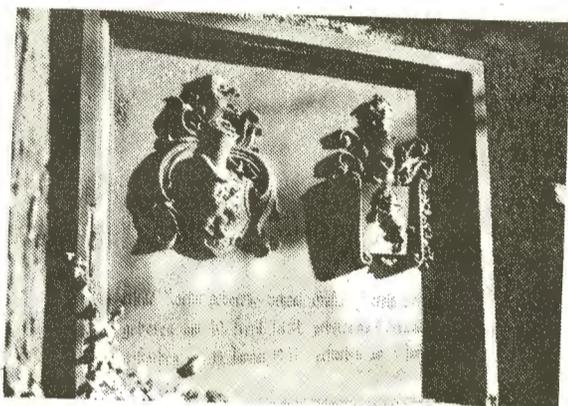
führung hervorragend war, ist leider heute völlig verwittert. Es ist das Grabmal der Ehefrau Maria Judith des Med. Dr. und Stadtphysikus (Amtsarzt) Georg Friedrich Rausendorf. Es trug die Wappen von Balingen und Rosenfeld und zwei Steinmetzzeichen. Sie hat um 1700 in Balingen gelebt und in den Jahren 1690 bis 1705 insgesamt sieben Kinder geboren. Die Tugenden der Frau Rausendorf waren auch hier wieder in einem „Alexandriner“ festgehalten: Die große Esther findet in dieser Gruft ihrsgleichen.

Frau Rausendorffin wollt an Demuth niemand weichen

Ihr Tugend-Muster läßt dem Neider nimmer zu daß eine Vasthi könnt zerstören ihre Ruh.

(zur Erklärung des Wortes Vasthi lese man das erste Kapitel des Buches Esther).

15. Künstlerisch gestaltet ist auch das in die Friedhofmauer eingelassene Grabmal des Fabrikanten Gustav Rößle und seiner Ehefrau Eleonora Aline geb. Schaal. Rößle war Teilnehmer an der Trikotwarenfabrik C. F. Behr Nachf. (späteres Bundeswehrdepot). Er war geboren am 9. September 1875 in Öhingen und verstor-

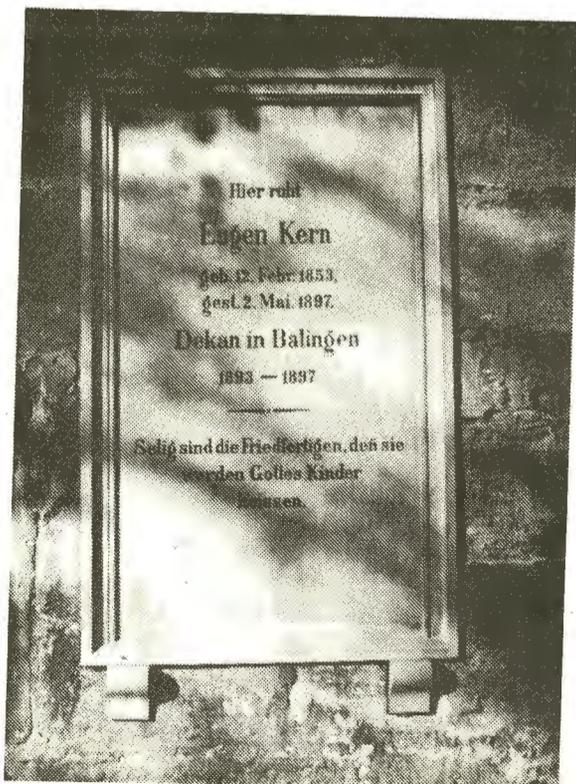


5. In die Friedhofmauer eingelassen ist das Denkmal für Gustav und Aline Rößle.

ben in Tübingen am 8. Juni 1938. Seine Ehefrau war geboren am 10. April 1881 und verstorben in Tübingen am 14. Januar 1937.

16. Dem Andenken an Wilhelm Eisele, geb. 1841, gest. 1914, Stadtvorstand von 1869-1906. Gewidmet von der Stadt Balingen steht auf dem Grabmal des Stadtschultheißen Eisele. Die Schrift ist umrahmt von einem Lorbeerkrantz, darüber ein kleines Kreuz im ovalen Feld. Der Vater, Johann Michael Eisele, war ebenfalls Stadtschultheiß.

17. Völlig schmucklos ist das Grabmal des Dekans Eugen Kern, der am 2. Mai 1897 im



6. Ohne jeden Schmuck ist das Denkmal für den Dekan Eugen Kern.

Alter von 44 Jahren verstorben ist. Er war geboren am 12. Februar 1853 als Sohn des Schultheißen in Winterbach bei Schorndorf, war Pfarrer in Lauterburg, Helfer in Böblingen und 2. Stadtpfarrer in Geislingen/St., kam am 25. 10. 1893 als Dekan nach Balingen und ist schon nach 3½-jähriger Amtszeit verstorben.

18. Ohne Schmuck, aber mit einer sehr schönen Schrift ist auch das Grabmal des Friedrich Eckenfelder, Kunstmaler und Ehrenbürger der Stadt Balingen, geb. 6. 3. 1861, gest. 11. Mai 1938. Leider ist die Schrift kaum mehr lesbar.

19. Schließlich ist noch das an der westlichen Friedhofmauer stehende Denkmal der Friederike Rösler zu nennen, das schwer beschädigt war, jetzt aber wieder tadellos renoviert wurde. Seine Inschrift lautet: Zum dankbaren Andenken an Frau Med: Dr: Friedrike Roesler geb. Maerklin für ihre hochherzige Stiftung zum Besten der bedürftigen Jugend ihrer Vaterstadt. Sie starb am 28. September 1880 in Stuttgart. Das aus rotem Sandstein gefertigte Denkmal ist mit einem Lorbeerkrantz geschmückt, oben eine Hand mit Palmwedel. Frau Rösler, nach der auch die Röslerstraße benannt ist, hat ihr Vermögen von 150 000 Goldmark der Stadt Balingen vermacht mit der Bestimmung, daß von den Zinsen des Kapitals jährlich sechs bedürftige Knaben und sechs Mädchen an der Konfirmation unterstützt werden sollen. Die Stiftung fiel der zweimaligen Geldentwertung zum Opfer und wurde 1951 aufgelöst.



7. Das Rösler-Denkmal, ein schöner Obelisk aus rotem Sandstein, ist jetzt wieder in tadellosem Zustand.

## Der lange Weg zum Kirchenbau in Ratshausen

Entstehungsgeschichte der Ratshausener Kirche von Gerold Riede

Am 24. April dieses Jahres fand in Ratshausen die 200-Jahr-Feier seiner Pfarrei statt. Der Verfasser unseres Beitrages hat die Kirchengeschichte seines Heimatdorfes aus zahlreichen Quellen erforscht, zur 200-Jahr-Feier mehrere bemerkenswerte Veranstaltungen initiiert und in einer Festschrift „200 Jahre Pfarrei St. Afra Ratshausen“ seine Forschungsergebnisse veröffentlicht.

Der früheste, schriftliche Bericht über Kernhausen (auf Gemarkung Ratshausen) stammt aus dem Jahre 1258, als die fünf Söhne Ulrich, Berthold, Eberhard, Heinrich und Hugo des +Ritters Heinrich von Lupfen, „Die Meisterin und den Convent Kenhusen“ durch eine großzügige Schenkung veranlaßten, nach Offenhausen (im Tal der kleinen Lauter bei Marbach) zu übersiedeln.

Diese von dem Salemer Abt und der Äbtissin von Rottenmünster bezeugte Schenkung vom Jahre 1258 war dann auch der Anlaß für die im Jahre 1262 schon abgeschlossene Verlegung des „Convents Kernhausen“ nach Offenhausen, wo er unter dem Namen St. Marien-Gnadenzell weitergeführt und später unrühmliche Bekanntheit erlangte.

Nach unserem schwäbischen Chronisten Prof. Martin Crusius hat sich die Geschichte dieser „Klostergründer“ folgendermaßen zuge- tragen:

Nach einem Frevel der Adligen an Papst Leo III. verbannte Karl der Große um 789 sämtliche Übeltäter auf ewige Zeiten von Rom und zerstreute sie in seinen Landen. So sollen sich angeblich unter anderen, auch die späteren Herren von Württemberg, Teck, Zollern, Helfenstein, von Lupfen usw. darunter befunden haben, welche in unserer Gegend heimisch wurden.

Einige Jahrhunderte später, als deren Nachkommen dem Kaiser Friedrich II. um 1250 einen Heerzug gegen Papst Gregor IX. wegen seiner Ländereien Apulien und Sizilien veweigerten, wollte er sie wegen Ungehorsams mit „Krieg überziehen“. Doch auf ihre Bitten um Gnade, schlossen Kaiser, Kurfürsten und Reichsstände in Rottweil einen Vergleich, wo-

bei die „Rebellen“ die Auflage erhielten, zur Sühne ein Kloster zu gründen.

Um die verrufene Gegend auf der Münsinger Alb, die noch sehr dem Heidenkult mit Zaubern, Hexenmeistern und Teufelsdienern anhing, und von „Gottlosen“ besiedelt war, dem Christentum zu erschließen, wurde jene Gegend zur Klosterneugründung erwählt.

Weil die Herren von Lupfen mit der eingangs erwähnten Schenkung den Nonnen von Kernhausen die Übersiedlung nach Offenhausen ermöglichten, nimmt man an, daß die Urgründung des „Convents zu Kernhausen“ ebenfalls von den Herren von Lupfen ausging.

Eines Berichts des ehemaligen Beichtvaters der Nonnen zu Offenhausen, Felix Fabri (um 1483), zufolge, habe seinerzeit auch das Kloster den schlimmen Ruf des Ortes geteilt. Durch die leichtsinnige Lebensart der „Gottgeweihten Jungfrauen“ sei es zu einem offenen Haus geworden, dessen Mauern oft Kindergeschrei gehört hätten. Alle Versuche bessere Zucht und Ordnung einzuführen, scheiterten an dem Leichtsinn und Mutwillen der im Kloster herrschte. Letztlich sah sich Graf Eberhard gezwungen, das ganze verdorbene Volk auseinanderzujagen, und das Closter mit einer neuen Colonie zu besetzen.

Ob diese verlassene, um 1400 erstmals schriftlich erwähnte Kirche in Kernhausen (zwei Hölzer ob der Kilch) die auch von den Bewohnern Ratshausens benützt wurde, nur Klosterkirche, oder aber Pfarrkirche des abgegangenen Ortes Kernhausen und der hl. Afra geweiht war, läßt sich heute nicht mehr feststellen.

Der Kirchweihstag zur hl. Afra ist erst aus dem 16. Jahrhundert überliefert. Der Widumhof St. Afra gehörte bereits bei seiner ersten Benennung im Jahr 1513 der Mutterpfarre Schömberg, später dem Chorherrenstift Waldkirch, das ihn als Mann- und Erblehen an verschiedene Lehenträger verlieh. Seine Nutznießung stand jedoch bis zur Errichtung einer selbständigen Orts-Pfarrei am 24. 4. 1788 dem Pfarrer in Schömberg zu, dem Ratshausen als Filial-Kaplanei unterstand. Dieser Widumhof

ging später in Privateigentum über und war bis 1862 als Reuthalderhof bewirtschaftet.

Die damaligen Orte dürfen allerdings nicht mit heute verglichen werden. Selbige bestanden oft nur aus wenigen Gehöften. Der ehemalige Reuthalderbauer und Ortsvogt Wolfgang Dannecker äußerte sich um 1770: Daß vor ca. 200 Jahren (also um 1500) Ratshausen nur aus sieben Gehöften bestand und dem Ortsvogt von Weilen unterstand. In einer Steueraufnahme im Jahr 1582 wurden in Ratshausen erst 23 Häuser gezählt.

Im Laufe einer Kaplanei-Umbesetzung im Jahr 1530 nistete sich ein Oberhohenberger Obervogt im Kaplaneigebäude ein, und die Gemeinde hatte allerlei Not, ihn wieder loszuwerden. Weil schon damals die Kaplanei erbärmlich arm war, blieb sie von 1603-1698 wegen Geringfügigkeit ihrer Einkünfte unbesetzt, und wurde von Schömberg aus im Wechsel mit Weilen pastoral versorgt.

Um im 30jährigen Krieg die alten Kirchendokumente zu sichern, verbrachte sie der Pfarrer in die befestigte Stadt Schömberg, wo alle 1644 beim Stadtbrand ein Raub der Flammen wurden.

Erst Kammerer Caspar Reiser aus Benzigen ermöglichte durch eine Kapitalstiftung von 115 Gulden die Erneuerung der Filiakaplanei Ratshausen; er ließ auch ein neues Kaplaneigebäude errichten (1698). Auch die Gemeinde trug (1710/20) mit der Stiftung von 12 Jauchert Felder an die „Hailige Fabrik“, zum besseren Unterhalt eines Gemeindepastors bei.

Anscheinend war die pastorale Versorgung des Ortes immer noch nicht gewährleistet, darum machten Vogt und Richter (Gemeinderat) von Ratshausen im Jahr 1728 eine Eingabe an den Bischof um Verbesserung der seelsorgerischen Betreuung. Generalvikar und Weihbischof Johann Anton, Titularbischof von Uthina, ordnete im Jahr 1735 die ständige Besetzung mit einem Kaplan in Kernhausen an, der jeden Sonntag eine Messe mit Predigt sowie Vesper und 2-3 Werktagsmessen zu halten hatte. Weiter war er gehalten, die jährlichen „Creutzgäנג“ so in der Kirche Gottes gebräuchlich zu führen, als auch die alten Creutzgäנג nach Neukirch, ?, Dautmärgen, Dormettingen und den Balmühl“.

Um das Jahr 1750 gab es Zwistigkeiten mit Pfarrer Ketterer von Schömberg, wegen seines Ansinnens zum Sakramentsempfang in der Schömberger Kirche, sowie wegen seiner versuchten Inanspruchnahme der Kirchenpflegerkassen von Weilen, Ratshausen und dem Palmühl zur Finanzierung seines Pfarrhauses und Kirchturms in Schömberg, als auch zwischen ihm und seinen beiden Kaplanen Rodenbach, Ratshausen, und Joachim Koch von Weilen betreffes ihrer Besoldung.

Am Abend des St. Thomastages (21. 12.) 1757 brannte das Kaplaneigebäude in Kernhausen

bis auf die Grundmauern nieder. Eine vermutete Brandstiftung konnte jedoch nicht erwiesen werden.

Mit dem restlichen Stiftungsgeld von Kammerer Reiser zur Erhaltung der Kaplanei, wurde 1760 das Gebäude wieder errichtet. Um jene Zeit ist eine Episode der Gemeindegirten interessant (1763): Die älteren Kinder von 10-13 Jahren, mußten für ihre Eltern als Gemeindegirten (Ziegen, Enten, Gänse) hüten. Um sich die Zeit zu vertreiben, versuchten sie im Spiel „erhängen“ zu probieren. Als während des „Versuches“ ein Feldhase vorbeihoppelte, ließen die Kinder ihren 12jährigen Kameraden „fallen“ und rannten dem Hasen nach. Als sie wieder umkehrten, stellten sie fest, daß sie ihren Kameraden ohne Wollen und Wissen erhängt hatten.

Weil sich dieser tragische Unfall im Dienst für die Gemeinde „abspielte“, stiftete selbige eine Jahrtagsmesse auf ewige Zeiten für diesen Hütejungen, welche bis zum Jahr 1980 jährlich als sogenannten „Hirtenmesse“ zelebriert wurde.

Bestrebungen um eine Kapelle oder kleine Kirche in den Ort selber zu bekommen waren anscheinend im Gange, bestand doch um 1768 eine kleine Kapitalstiftung von 95 Gulden 20 Kreuzer für einen Kapellen-Neubau in Ratshausen, welcher aber in den folgenden Jahren nicht zur Verwirklichung kam.

Endlich, am 24. April 1788, erhob Maximilian Christoph, Bischof zu Konstanz, Reichsfürst, Herr der Reichenau und Oeningen, Großkreuzprotektor des Johanniterordens zu Malta, die Filiakaplanei Ratshausen zur selbständigen Ortspfarre. In diesem Zuge ordnete er die Anschaffung eines Taufsteines, sowie die Anlegung eines Ortsfriedhofes an, damit die Bewohner nicht mehr in Schömberg getauft und beerdigt werden mußten.

Die amtliche Kreisbeschreibung notiert die Anlegung eines Friedhofes von der Gemeinde ins Jahr 1791, nach kirchlichen Unterlagen wurde derselbe jedoch erst am 4. 10. 1810 eingeseget und befand sich damals noch außerhalb Ortsetters. Anfänglich wurden Familiengräber angelegt, doch 1850 ging man aus Platzmangel zu Reihengräbern über.

Für die neue Pfarrei Ratshausen wurden aus einem stattlichen Fonds viele Kirchengerechenschaften beigeuert. Im Jahr 1795 besaß der „Heilige“ (Kirchenpfleger) nur noch zwei Äcker und zwei Wiesen vom Kaplaneilehen, welche er bis 1800 fast alle verlor.

Im Jahr 1790 appellierte Pfarrer Killinger an die Obrigkeit, wegen Einsturzgefahr und Bau-fälligkeit der Kirchengebäude im „Gewann Kernhausen“ im Ort einen Neubau zu erstellen. Dieser geplante Kirchenneubau soll um 1790 vorgesehen und schon genehmigt gewesen, doch infolge der napoleonischen Kriegsläufe nicht zur Ausführung gelangt sein; denn 1798 mußte die Gemeinde zur Reparatur der Kir-

chen- und Kaplaneigebäude in Kernhausen „Hand- und Zugfronen“ (Gespanne) leisten.

Am 28. 7. 1810 stellte die Gemeinde erneut einen Antrag an die inzwischen württembergische Herrschaft, um Erstellung einer neuen Kirche im Ort, da wegen Einsturzgefahr und Bau-fälligkeit des Kernhauser Kirchleins, jederzeit ein größeres Unglück befürchtet werden müsse. Auch sei es den kranken und alten Leuten nicht mehr zumutbar, bei Hochwasser und zur Winterszeit den viertelstündigen Weg zur Kirche auf sich zu nehmen. Damals gab es noch keine Brücke, sondern nur einen Steg über die Schlichem. Ebenso sei es dem Pfarrer oftmals unmöglich, bei solchem Wetter die Kranken und Sterbenden rechtzeitig mit den Sterbesakramenten zu versehen. Weil frühere Anträge aus den Jahren um 1790 wegen der Napoleonischen Kriege unberücksichtigt blieben, sei Eile dringend geboten. Die Gemeinde war bereit, den Baugrund zu stellen sowie beim Bau Frondienste zu leisten.

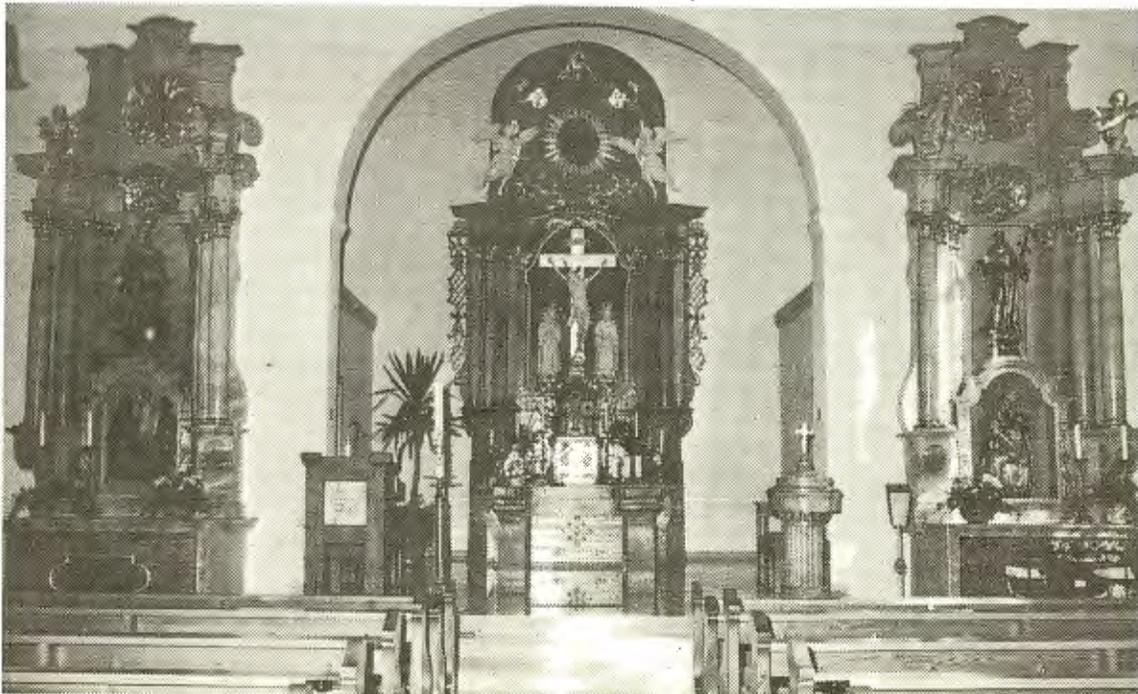
Nach Erzählungen alter Leute hing auf dem später abgebrannten Haus unterhalb der Pfarrscheuer eine kleine Glocke, welche die Gläubigen zum Gottesdienst nach Kernhausen rief. Dieses Glöckchen kam später auf das Schulhaus und leistet derzeit als Totenglöcklein Dienst auf der Friedhofshalle.

Weil der hiesige „Heilige“ völlig unvermögend war, ließ die Königlich-württembergische Staatsfinanzverwaltung, aufgrund des von Österreich übernommenen Religionsfonds, auf ihre Kosten während der Jahre 1816-18 eine Kirche und Pfarrhaus und 1823 eine Pfarrscheuer mit Stall in Ratshausen erbauen. Auf dem Bauplatz stand das Häuschen des Messers Joh. Michael Staiger, dem es die Gemeinde abkaufte und als Baugrund zur Verfügung stellte. Das Areal für die Pfarrscheuer stammt aus der Gemeindeallmand.

Beim Kirchenbau leistete die Gemeinde Hand- und Zugfrondienste. So mußten allein 2600 Wagenladungen Steine vom Plettenberg an den Fahrweg geschafft und mittels Kuh- und Ochsen gespannen an die Baustelle gefahren werden. Dies bedeutete neben der anfallenden landwirtschaftlichen Arbeit für Menschen und Tiere eine sehr schwere, zusätzliche Belastung. Nur noch die Älteren unter uns, welche noch mit Kuhgespannen „fuhrwerken“ mußten, können ermessen, welche Schinderei dies für Menschen und Tiere gewesen sein muß. Einem Bauer, der nicht mehr so recht wollte, wurde Arrest angedroht, darauf soll er geantwortet haben: „Das wäre mir gerade recht, dann könnte wenigstens mein Vieh ein paar Tage ausruhen“.

Die zwei Glocken von Kernhausen fanden in der neuerbauten Kirche Verwendung. Darunter unsere alte Wetterglocke, die aus der Zeit um 1400 stammten soll, sowie eine aus dem Jahr 1655 (nach Mone, Quellensammlung). Eine größere Glocke kam aus der abgerissenen Kirche von Poltringen. Aus dem säkularisierten Religionsfonds des Oberamtes Rottenburg wurden gebrauchte Kirchengerechenschaften der noch jungen Pfarrei und Kirche Ratshausen zugewiesen. Die beiden Seitenaltäre sowie der Hochaltar, Altarblatt-Bild vom Erscheinungsfest, Orgel, Kanzel und Beichtstuhl kamen aus der profanierten und später abgerissenen Klosterkirche von Margrethausen.

Die beiden Seitenaltäre sind gute Arbeiten aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Das Altarblatt-Bild von der Erscheinung der hl. drei Könige wurde 1744 vom Minoriten P. Heinrich Werner, Spiritual des Klosters Margrethausen, geschaffen. Ansonsten war der gesamte Kircheninnenraum kahl und schmucklos. Die Kirche selbst, ein schlichter Saalbau im Kameralamt/Finanzkammerstil (mit antikisierenden Rundbogenfenstern, besitzt nur eine Dachreiter-Holzkonstruktion als Glockenturm. Das baufällige Kirchlein in Kernhausen wurde 1817 abgerissen, und das Mesnerhäuschen um 46 Gulden verkauft, aus dessen Abbruchmaterial Mesner Staiger, den Urtyp meines jetzigen Hauses (Baumgarten) erbaute. Die gesamten Baukosten beliefen sich auf 10748 Gulden. Am 1. 7. 1819 fand die „Kirchweihe“ durch Johannes Baptista von Keller, Titularbischof von Evara, statt.



# Dietrich Bantel, ein Ebinger Malermeister (1831 - 1911)

Wanderjahre (Folge I) – von Dr. Walter Stettner

Wir veröffentlichen hier und in den nächsten Folgen Auszüge aus dem Tagebuch eines Ebinger Malermeisters. Herr Dr. Stettner schreibt dazu: „Das ist ein glücklicher Zufall für Ebingen, denn aus dem 19. Jahrhundert sind uns nur für die ersten Jahrzehnte die Chronik des Bleichers Jerg und für die mittleren Jahre die Jugenderinnerungen des Gipsmüllers Linder erhalten – es wäre denn, daß im Privatbesitz noch weitere Aufzeichnungen vorhanden wären, die bisher das Tageslicht scheuten. Das Stadtarchiv wäre in diesem Falle der richtige Ort für die Aufbewahrung und auf Wunsch auch für die Veröffentlichung.“ Letzteres gilt nicht nur für Ebingen, sondern auch für Balingen und die anderen Orte unserer engeren Heimat.

Es wird nur noch ganz wenige Ebinger geben, die ihn gekannt haben, den Malermeister und Privatier Dietrich Bantel, der sich mit 70 Jahren zur Ruhe setzte und von seinem Ersparthen dann noch zehn Jahre gut leben konnte. Seine Werkstatt hatte er in der Bühelstraße, die zehn Jahre des Ruhestandes verbrachte er mit seiner Frau in einer Mietwohnung der Friedrichstraße. Bis kurz vor seinem Tod konnte man ihn noch auf der Straße sehen, aufrechten Ganges, gerne im Gespräch mit Bekannten. 55 Jahre seines Lebens hat er in Ebingen verbracht, aber geboren war er in Ulm. Die Eltern hatten zunächst Glück, als sie vor den Toren der Stadt eine Kaltwasserbadeanstalt eröffneten, nachdem der Vater durch eine solche Kur gesund geworden war. Zur Badeanstalt kam ein Gasthaus mit Gastbetten und dann auf Pump noch weitere Gebäude. Aber die Freude über das gut laufende Geschäft wurde schnell getrübt, als Ulm zu einer der stärksten Bundesfestungen des Deutschen Bundes ausgebaut werden sollte. Da kamen nun 7000 Arbeiter aus aller Herren Ländern, nicht lauter ehrliche und fleißige Leute, und die Zahl der Badegäste sank schnell. Der ganze Erlös beim Verkauf deckte eben noch die Schulden, da der Wert des Anwesens stark gesunken war. Zu allem Unglück starb der Vater mit 48 Jahren, und die Mutter stand da mit acht Kindern ohne größere Mittel.

Dietrich, das vierte von acht Kindern, hatte eben Schule und Konfirmation hinter sich. Vor der Zukunft stand ein großes Fragezeichen. Er probierte es in mehreren Berufen, aber drei Anläufe sagten ihm nicht zu. Erst der Versuch mit der Malerlehre klappte, dabei wollte er bleiben, obwohl der Anfang nicht leicht war. „Ich mußte die Färblein rühren, das Häfele dem Gehilfen hinhalten, acht Wochen lang.“ Im Herbst bekam er die Bleikolik, und damit schon damals eine Ahnung von den Gefahren des Bleis, noch lange, ehe es das erste Blei im Benzin gab. Im Jahre 1847 blieb ihm der Hunger nicht erspart wie Tausenden seiner Schicksalsgenossen. Aber unter einem tüchtigen Lehrmeister brachte er seine Lehrjahre gut zu Ende. „Endlich war ich frei und kam zum Lakier-Bayer in Ulm. Wie lachte mir das Herz im Leib, als ich den ersten Wochenlohn von einem Taler bekam; ich war reich!“

Im Revolutionsjahr 1849 forderte man ihn auf, mitzutun und den aufständischen Badenern zu helfen. „Einen Robert-Blum-Hut hatte ich schon, fehlte bloß noch Bluse und Felleisen. Gewehr und Säbel bekomme man im Badischen, wenn nur einmal der Mann da sei.“ Da sagte ihm ein Kollege, in Baden sei schon ein preußisches Armeekorps eingerückt. „Nun dachte ich selbst, wenn's so aussieht, wird es beim Malen sicherer sein als bei den Freischärnern.“

Der Leser wird vielleicht fragen, woher wir dies und vieles weitere wissen. Nun, Dietrich Bantel muß ein gutes Gedächtnis gehabt haben. Im Ruhestand machte er sich daran, Tagebuch zu schreiben, ein Tagebuch, das ganz in Leder gebunden war. Dieses Tagebuch ist heute in der Hand eines Urenkels, der in der Gegend von Aalen wohnt. Er hat in Ebingen angefragt, ob noch etwas von der Arbeit seines Urgroßvaters zu sehen sei. Das mußte zwar verneint werden, aber der Urenkel hat das Tagebuch für kurze Zeit zur Verfügung gestellt. Das ist ein glücklicher Zufall für Ebingen, denn aus dem 19. Jahrhundert sind uns nur für die ersten Jahrzehnte die Chronik des Bleichers Jerg und

für die mittleren Jahre die Jugenderinnerungen des Gipsmüllers Linder erhalten – es wäre denn, daß im Privatbesitz noch weitere Aufzeichnungen vorhanden wären, die bisher das Tageslicht scheuten. Das Stadtarchiv wäre in diesem Fall der richtige Ort für die Aufbewahrung und auf Wunsch auch für die Veröffentlichung.

Anstatt den Heckerschen Freischaren zuzuziehen, machte sich Dietrich Bantel auf die Wanderschaft. Beim Zunftvorstand jeder Stadt bekam der wandernde Geselle ein „Geschenk“, das ihm ermöglichte, sich bis zur nächsten Stadt durchzuschlagen.

Der junge Malergeselle wandte sich zunächst nach Augsburg und München. Dort fand er auch Arbeit, aber „Logis war eine Kammer ohne Fenster, und die Wanzen haben mich schier aufgefressen“. Aber „an Allerheiligen wurde mir gesagt, ich müsse eine zeitlang aussetzen, das sei so viel wie Abmarschieren, wenn ich nicht mein gespartes Geld in München aufbrauchen wolle“. Also weiter, über Rosenheim, Traunstein, Reichenhall nach Salzburg, wo er das schöne Glockenspiel hörte. In Maria Plain, hoch auf einem Berg mit prächtiger Aussicht, bewunderte er die 70 cm hohe silberne massive Mutter Gottes in der Kirche. Bei Braunau lieh er einem Reisekollegen zehn Gulden, der damit in die Stadt hinein durfte. „Wie wurde mir da die Zeit lang vom Mittag bis abends 1/2 8 Uhr, jedoch er kam und brachte meine zehn Gulden wieder“. Von da nach Alttötting mit der Wallfahrtskapelle. Inwendig viele Krücken von geheilten Personen, außen viele Bilder mit Wundertaten, auch eine ganz schwarze Mutter Gottes auf dem Altar. Über Passau, Regensburg und Augsburg kam der Malergeselle zurück nach Ulm.

Bald führte ihn eine zweite Reise nach Norden. Über Stuttgart und Heilbronn kam er nach Heidelberg, wo ihm das Schloß, der Hofnarr mit täglich 36 Schoppen Wein, die Uhr mit dem Fuchsschwanz und das große Faß auffielen. Mitten auf der Rheinbrücke zwischen Mannheim und Ludwigshafen wurde er von preußischen Soldaten festgehalten, die an seinem Robert-Blum-Hut Anstoß nahmen. Der eine schlug ihm den Hut vom Kopf, so daß er ihn nur noch in den Fluten schwimmen sah. Unterwegs riet ihm einer, sein Geld in eine Leibbinde einzunähen und diese auf den bloßen Leib zu schnallen, was er auch tat.

Über Frankfurt, Marburg und Treysa gelangte er nach Kassel. Dort vermißte er den Gurt mit seinem Geld. Was nun? Die Umfrage bei den anderen Wanderern ergab nichts. Er macht Anzeige bei der Polizei. Die verdächtigt seinen Reisekollegen, einen Buchbinder aus Emden, der Turner war und bei den Freischärnern in Baden gekämpft hatte. Dafür hatte er in Rastatt 26 Wochen lang auf verfaultem Stroh kampieren und mit Händen aus dem Kübel essen müssen. Er bekam von den Turnvereinen überall Unterstützung, so daß er knapp davon leben konnte. „Diesen wollte man in Untersuchung ziehen, weil er mein Schlafkollege war. Ich bin aber zum Gericht und habe gesagt, daß er mein Geld nicht habe, man solle ihn laufen lassen, was dann auch geschah. Ich habe bei Gericht hinterlassen, daß ich nach Hannover reise. Mittags versetzte ich mein Felleisen, nahm zwei Taler darauf und wollte zurück nach Freysa, da begegnete mir unterwegs der Aktuar.“

Fortsetzung folgt

## Riesenschirmling – Parasol (*Macrolepiota procera*)



Dieser große Schirmling, auch Parasol, also „Sonnenschirm“ genannt, ist von Juli bis Oktober in lichten Wäldern und an Waldrändern meist als Einzelgänger zu finden. Pilzfrende schätzen ihn sehr als einen der besten Speisepilze mit einem kernigen, nußähnlichen Geschmack, den auch der Stielring bei rohem Genuß sehr deutlich aufweist. Auch sein Geruch ist angenehm. Er gehört zu den größten und schönsten Pilzen unserer Heimat, wird er doch bis zu 35 Zentimeter hoch, und sein Hut kann einen Durchmesser bis zu 30 Zentimeter erreichen.

Beim jungen Pilz ist der Hut eiförmig zum Stiel heruntergezogen und durch den Stielring, der sich beim weiteren Wachstum vom Hut löst, mit ihm schleierartig verbunden. Der Hut trägt, auch beim Jungpilz, eine leicht hochgezogene braune Kappe, während die übrige Fläche beim Größerwerden schuppenartig aufreißt. Sein Fleisch ist wie feinstes, zarter, weißer Schaumstoff, seine Lamellen ebenfalls weiß, dicht, breit und frei vom Stiel. Diese werden bei der Zubereitung mit verwendet.

Der Stiel, nach unten keulenförmig verdickt, ist hohl und für das Pilzgericht nicht geeignet. Er ist mit einer braunen Hülle bedeckt. Andere Schirmlinge, Zwerge gegenüber dem Riesenschirmling, sind der Kastanienbraune, der Grünschuppige und der Grünblättrige Schirmling, und giftig sind der Weinrote und der fleischrötliche Schirmling. Sie alle sind aber mit dem eigentlichen Parasol nicht zu verwechseln.

Schon vor 300 Millionen Jahren hat es Pilze gegeben, vielleicht auch noch früher. Heute zählt man rund 100 000 Pilzarten, darunter etwa 3000 Großpilze, wozu all die Wald- und Wiesenpilze zu rechnen sind. Die Mykologie (Pilzkunde) ist aber noch eine junge Wissenschaft, die noch viele Aufgaben, vor allem die der Systematik, der Soziologie und der Verbreitung zu lösen hat.

K. Wedler

### Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Eugen Gröner, Balingen, Hofmannstraße 6, Telefon (07433) 6521  
Gerold Riede, 7461 Ratshausen, Baumgartenstraße 6, Telefon (07427) 1636  
Dr. Walter Stettner, 7470 Albstadt 1, Friedrich-List-Straße 57, Telefon (07431) 4229  
Kurt Wedler, Balingen, Im Roßnägele 10, Telefon (07433) 8139

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 7782.

Redaktion: Robert Kohler, Balingen  
Königsberger Straße 89, Telefon 6336.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

# Heimatkundliche Blätter

## Balingen

Jahrgang 35

31. August 1988

Nr. 8

## Die Mühlen und Sägen an der Schlichem

Ihre Besitzer und ihre wechselvolle Geschichte  
von Wolfgang P. Bernhard

Mühlen (der verschiedensten Art) zählen mit zu den ältesten Zeugen vergangener Zeiten – jedenfalls in unserem Heimatbereich. Im Schlichemtal bei Schömberg wird (wie Fritz Scheerer, Balingen, zu berichten weiß) bereits 1269 „die Mühle zu Holzheim“ erwähnt. 1384 wird (laut Balingen Kreisbeschreibung von 1961) eine hohenbergische Lehenmühle genannt. Nach Karl Otto Müller ist die „herrschaftliche Mühle“ 1450 abgebrannt. Sie wurde jedoch sofort wieder aufgebaut. 1557 (und wohl schon 1513) gab es im Schlichemtal zwei Schleifmühlen. Eine davon wurde (laut Uli Fricker) von einem Hans Weiß betrieben. Diese sollen hier jedoch nicht interessieren. Auch nicht die, der Stadt am nächsten gelegene Bertschenmühle, später Sonnenwirtmühle genannt, die in diesem Zusammenhang – weil sie nie sehr lange im Besitz einer Familie war – eine gewisse Außenseiterrolle spielt. Widmen wir uns der unteren und der oberen Mühle sowie der unteren und der oberen Säge. Familiengeschichtlich gesehen wird man die „Untermüller“ und die „Obermüller“ am besten zusammenfassend betrachten. Dazu kommen die obere und die untere Säge. Sie werden bereits in der Schömberger „Erneuerung“ von 1582 als Sägmühlen aufgeführt. Als Säger- und Müllerfamilien finden wir die Faulhaber, die Mager, die Rottler, die Koch, die Feyrer und später die Besenfelder. Auch an Querverbindungen unter diesen Familien fehlt es nicht.

In Schömberger Archivalien stoßen wir zuerst auf die „Untere Mühle“. Alfons Besenfelder weiß zu berichten, daß die untere Mühle um 1575 im Besitz von „Hans Faulhabers Witwe“ war. Von Hans Faulhaber sind (durch einen Le-

henbrief) zwei Söhne bekannt: Peter und Hans Jakob. Uli Fricker sagt in seiner Magisterarbeit aus, daß es sich bei der „herrschaftlichen Mühle“ um eine Bannmühle handelt. An anderer Stelle läßt er erkennen, daß er damit die von Hans Faulhaber betriebene Mühle meint. Demzufolge wäre die „untere Mühle“ die „herrschaftliche“ Mühle gewesen. Fricker spricht andererseits auch von der (1582 erwähnten) „städtischen“ Mühle. Die logische Folgerung daraus ist, daß mit der „städtischen Mühle“ die „obere Mühle“ gemeint ist (denn „städtisch“ ist nicht gleich „herrschaftlich“). Andererseits lag die untere Mühle näher an der Stadt als die obere.

Aus einem im Hauptstaatsarchiv Stuttgart verwahrten Lehenverzeichnis von 1653 erfahren wir, daß der damalige „Unndermüller“ ein Hans Faulhaber war. Er könnte um 1630 oder früher geboren sein. Hans hatte mindestens zwei Brüder: Martin und Jakob Faulhaber. Wahrscheinlich waren alle drei Müller gewesen. Von Martin weiß man es, von Jakob kann man es nur vermuten. Jakob Faulhaber war mit einer Barbara Rottler verheiratet.

Nach Auskunft von Engelbert Mager hatte der verstorbene Schömberger Familienforscher Dr. Anton Obert ermittelt, daß am 14. Mai 1629 der Säger Hans Mager um die Bewilligung zur Errichtung einer Mahlmühle neben seiner Säge bat. Nun war es wohl so, daß der „Unteren Mühle“ der Familie Faulhaber eine Säge unmittelbar angeschlossen war (die nicht identisch ist mit der „Unteren Säge“) und daß der Säger Hans Mager es dem Faulhaber gleichtat und 1629 seiner Säge eine Mahlmühle anschloß. Damit war für jeden die volle Ausnut-

zung der Wasserkraft gegeben. Ähnlich verhielt es sich mit der oberen Säge. Ihre Betreiber werden teils als Müller, teils als Säger und zum Teil auch als Sägmüller bezeichnet. Bei der, der unteren Mühle angeschlossenen Säge könnte es sich um die spätere Bertschenmühle handeln, die laut Besenfelder eine Sägmühle war. Sie ist 1895 und auch in späteren Jahren noch ein paarmal abgebrannt. Heute befindet sich auf dem Terrain die Wirtschaft „zum Staudamm“. Überhaupt stehen heute fast überall anstelle der abgegangenen Mühlen gastronomische Betriebe.

Für die Zeit von 1681 bis 1713 ist ein jüngerer Martin Faulhaber als Betreiber der unteren Mühle belegt. Er wurde um 1650, spätestens 1660, geboren und war mit Agatha Bernhardtin, der 1651 geborenen Tochter eines Jacob Bernhardt aus Schömberg verheiratet. 1713 wird „Meister Martin Faulhaber“ in einem Kaufbuch erwähnt, das sich in den Beständen des Schömberger Stadtarchivs befindet; 1681 ist er in einer Heiligenrechnung aufgeführt. Ebenfalls um 1713 (und auch 1720) begegnet uns ein Jacob Faulhaber, Müller. 1716 lebte außer einem „Alt Hans Faulhaber, Müller“ ein „Jung Hans Faulhaber, Müller“. Letzterer wird auch 1738 erwähnt. Er war mit Justina Rottler, der 1691 geborenen Tochter des Schuhmachermeisters Balthasar Rottler und einer (anno 1660 geborenen) Agatha Bernhardt, verheiratet. Johannes Faulhaber und Justina Rottlerin hatten einen Sohn Peter (geboren 1727), der nach ihm die Mühle übernahm und um 1755 mit Anna Bernhardt die Ehe einging. Sie war die Tochter des Stadtbaumeisters, Richters und Spitalpflegers Oswald Bernhardt. Peter Faulhaber muß relativ wohlhabend gewesen sein. Immerhin – so geht aus einem Stadtgerichtsprotokoll von 1785 hervor – hatte er einen Dienstknecht. Peters Schwester Agatha Faulhaber vermählte sich 1757 mit dem Bauern Caspar Rottler, dessen 1760 geborener Sohn Otmar uns später als Säger begegnet.

Die Verbindungen der Faulhaber zu den Rottler sind damit weiter ausgebaut worden. Aus der Sicht der Rottler hat sich in diesem Zusammenhang eine beruflich-existentielle Veränderung ergeben: Der Bauernsohn wurde Säger. Otmar hatte 1785 eine Theresia Faulhaber geehelicht. Sie war eine Tochter von Joseph Faulhaber, Müller. Das führt zu der Annahme, daß zwischenzeitlich auch die untere Säge in den Besitz der Faulhaber gelangt sein könnte – zumindest kurzzeitig. In einer Lehenrequisition (= Überprüfung) von 1739 – verwahrt im Hauptstaatsarchiv in Stuttgart – wird ein Joseph Faulhaber als Leheninhaber der Mahlmühle in „Unter-Schömberg“ erwähnt (womit sicher die untere Mühle gemeint ist). Wahrscheinlich war er ein Bruder von Peter. Josephs Tochter Theresia heiratete 1758 – wohl in erster Ehe – Johannes Seeburger, „Beck und Rathsdeputat“. Joseph Faulhaber selbst war mit einer Susanna Tod verheiratet. Peter Faulhabers Tochter Theresia ehelichte 1793 den Müller Johannes Koch. Dieser war ein Sohn des Bauern und Ratsherrn Jordan Koch. Er dürfte von seinem Schwiegervater die untere Mühle übernommen haben. 1794 wurde dem Paar (wie aus einer Ahnentafel Koch hervorgeht) ein Sohn Peter geschenkt, der, wie der Vater, Müller wurde.

Die Verbindung Faulhaber – Koch um 1780 ist im übrigen nur eine Wiederholung dessen, was es früher schon gab: Jordan Kochs Vater



Die untere Mühle ums Jahr 1937. Sie war noch bis 1957 in Betrieb.

war der Schmied Leonhard Koch, und dieser war seinerseits mit einer Maria Faulhaber verheiratet. Bereits um 1625 hatte ein Conrad Koch eine Anna Faulhaberin zur Frau genommen. Wahrscheinlich war dieser Conrad, wie sein Sohn Jacob und sein Enkel Conrad, ein Schmied. Man wird auch annehmen dürfen, daß der Schmied Leonhard Koch aus dieser Familie stammt. Vielleicht war er ein Sohn des jüngeren Conrad.

Peter Koch ehelichte (zur Abwechslung) eine Auswärtige, die 1817 einen Sohn Matthäus zur Welt brachte. Diesem wiederum wurde 1850 ein Sohn Matthäus geschenkt. Alle waren sie Müller auf der unteren Mühle. Der jüngere Matthäus – er tritt auch als Matthias Koch in Erscheinung – starb 1934 mit 84 Jahren. Sein Sohn Karl August Koch, geboren 1884, übernahm die Mühle im Zuge seiner Verheiratung im Jahre 1919. Anfang der 1920er Jahre baute er den Betrieb um und stattete ihn, weil die Wasserkraft nicht mehr ausreichte, zusätzlich mit einem Dieselmotor aus. Ab etwa 1940 wurde die Mühle dann elektrisch angetrieben. Der letzte Müller auf der unteren Mühle war schließlich Karl Koch, der Sohn Karl Augusts, der sie noch bis 1957 betrieb. Mit der Ehefrau Karl August Kochs lebte im übrigen noch einmal eine Namensträgerin Faulhaber auf der unteren Mühle.



Die untere Säge an der Schlichem (Teilansicht ums Jahr 1928). Die dazu gehörige Ölmühle (links) wurde 1895 vom Hochwasser weggespült und danach neu errichtet.

Die untere Säge war, wie eingangs gesagt, 1629 im Besitz von Hans Mager. Natürlich handelte es sich, wie bei der unteren Mühle, um einen Lehenbesitz, das heißt, Eigentümer war die Herrschaft (das Haus Habsburg), die solche Mühlen und Sägen in der Regel als Erblehen vergab.

Um 1650 – nach dem 30jährigen Krieg – finden wir Lorenz Mager als Betreiber der unteren Säge. Jedenfalls wird er in den Familiengeschichtsquellen als Säger bezeichnet. Er war zeitweilig auch Bürgermeister in Schömberg. Das beweist einmal mehr, daß die Mühlenbesitzer aus dem Schlichemtal im Städtchen angesehen und zumeist auch vermögend waren. Dies wird ebenso durch die häufig zu beobachtenden Eheschließungen mit Töchtern oder Söhnen von angesehenen, einflußreichen Stadtbürgern unterstrichen.

Um 1715 wird Lorenz Magers mutmaßlicher Enkel Hans Martin als Säger und Müller erwähnt. Er war 1672 geboren worden. Fast gleichzeitig wird dessen 1681 geborener Bruder Lorenz als Säger genannt. Lorenz hatte eine Anna Maria Koch zur Frau. Danach begegnet uns ein jüngerer Lorenz Mager (der 1708 geborene Sohn des älteren Lorenz) als „Sägerlorenzle“. Wie die untere Säge dann in den Besitz von Ottmar Rottler kam, ist nicht geklärt. Es kann auf dem Umweg über einen Seitenzweig

der Familie Faulhaber geschehen sein (Ottmar und sein Vater Caspar hatten jeweils eine Faulhaber zur Frau), ebensogut kann der Übergang aber auch auf Ottmars Großvater Caspar zurückreichen, der mit einer Anna Mager verheiratet war. Diese könnte eine Schwester vom „Sägerlorenzle“ gewesen sein. Der Übergang der Säge von Lorenz Mager auf Anna Mager, die Frau des älteren Caspar Rottler erscheint sogar wahrscheinlicher. Die Frage ist nur, warum hier eine Generation dazwischen liegt.

Die Untere Säge – sie muß als kleiner Weiler betrachtet werden – umfaßte später zwei Sägmühlen, eine Ölmühle, eine Flachsreibe und eine kleine Gipsmühle. Der größeren der beiden Sägmühlen war noch eine kleine Mahlmühle angeschlossen. Wie Helmut Dannecker anhand von Katasterkarten aus der Zeit um 1838 ermittelte, war die größere der beiden Sägen sowie die dazugehörige Mahlmühle und die kleine Gipsmühle zu dieser Zeit im Besitz von Xaver Rottler, der außerdem noch ein separates Wohnhaus sowie ein Wasch- und Backhaus dort stehen hatte. Auch Sebastian Feirers Witwe besaß noch ein Haus und eine Scheuer in der Unteren Säge. Die kleinere Säge war im Besitz von Julius Feirer und seinen Schwestern Marie und Olga. „Jule“ betrieb sie bis etwa 1912. Davor gehörte diese Säge Ignatius Hehl und Bonifatius Feirer gemeinsam. Die naheliegende

ver (geboren 1797). 1903 zog dann Christian Merz aus Tübingen auf der unteren Säge auf.

Zur Unteren Säge gehörte die ebenfalls an der Schlichem gelegene Ölmühle. Sie erfuhr durch das Hochwasser von 1895 ein ungewöhnliches Schicksal: Sie wurde durch die Wassermassen regelrecht weggeschwemmt. Damals war sie im Besitz von Dominikus Alber, der sie gleich nach dem Unglück wieder aufbaute. Von ihm kam die Ölmühle 1914 durch Verkauf an Julius Nufer. 1950 wurde sie abgebrochen und bei gleichzeitiger Höherlegung neu erstellt. Doch bereits 1956 wurde der Betrieb eingestellt. Heute betreibt Ella Böttrich, seine Tochter, in den umgebauten und erweiterten Räumen eine Gaststätte.

Die obere Säge war seit etwa 1746 im Besitz von „Jacob Feyrer“, Seegmüller und Hintersäß allhier“ (in Schömberg). Er war von Wellendingen gekommen, wo er und seine Eltern in Diensten der Freiherren von Freyberg gestanden hatten. Da es in Wellendingen zwei Mühlen beziehungsweise Sägmühlen gab, ist anzunehmen, daß er auf einer dieser Mühlen zu Hause war.

1768 verlangte Jacob Feyrer, wie ein Deputations-Protokoll des engeren Rats der Stadt Schömberg aussagt, „ein Seegbaum Thann zu 2 Wasserräder“. Wir dürfen wohl davon ausgehen, daß es sich bei der von Jacob Feyrer betriebenen Säge um die obere Säge handelte, denn erstens sind die späteren Feirer auf der oberen Säge nachgewiesen und zweitens dürften auf der unteren Säge zu dieser Zeit die Mager (später die Rottler) ansässig gewesen sein. Jacob Feyrer, der in Schömberg zugezogen war, vermählte sich 1745 mit Sabina Seeburgerin. Es könnte sein, daß es für ihn eine Einheirat war, doch belegt ist es nicht, daß Sabinas Vater, Stephan Seeburger, Besitzer der oberen Säge gewesen wäre. Ein Sohn der Eheleute Feyrer-Seeburger war Mathias Feyrer (geboren 1747). Er ist als „Miller“ vielfach belegt. 1776 heiratete er die zehn Jahre jüngere Maria Anna Guldin aus Zepfenhan. In einem Steuerbuch „deren Bürger zu Schömberg – wieder erneuert und angefangen den 18ten November 1794“ ist Matthias Feyrer mit einem Vermögenswert von 1286 Gulden verzeichnet. Das war für damalige Schömberger Verhältnisse schon recht beachtlich. Hauptteil des Vermögens war „eine Behausung samt der Mühl, taxiert ad 700 f“. In deutlich früherer Zeit zahlte ein Müller (laut Uli Fricker) mit Abstand den höchsten Zins in der Stadt. Er war also wohl auch der vermögendste Mann. Zu Zeiten Matthias Feyrers waren allerdings die Wirte in Schömberg erheblich wohlhabender. Der Bierwirt Fidelis Koch besaß 1794 ein Vermögen von 2222 Gulden; der Weinschenk Johann Jacob Bernhardt versteuerte 40 Jahre davor schon ein Vermögen von 1562 Gulden. Als erstes Kind Mathias Feyrers wurde 1777 Fidelis Feyrer geboren. Auch er wurde Müller. Nach Fritz Scheerer waren die Getreidemühlen in unserer Gegend im 18. Jahrhundert fast alle mit zwei Mahlgängen und

Vermutung, daß die drei Geschwister Feirer Kinder des Bonifaz seien, fand keine Bestätigung.

Nachfolger von Ottmar Rottler – er lebte von 1760 bis 1843 – war sein vorgenannter Sohn Xa-



Die obere Säge als sie noch in Betrieb war.

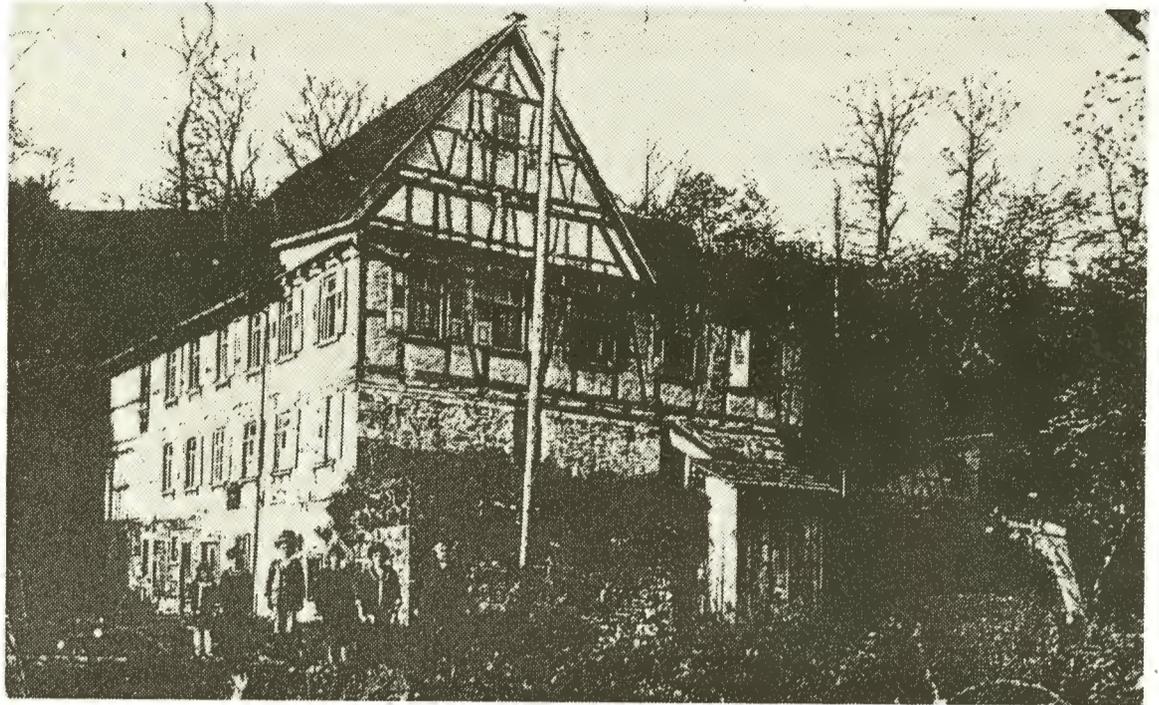
einem Gerbgang ausgestattet und mit einer Sägmühle verbunden. So könnte man annehmen, daß Fidelis die Mahlmühle und sein 1785 geborener Bruder Sebastian die Sägmühle betrieb. Wilhelm Besenfelder, der heutige Besitzer des Anwesens meint allerdings, daß die obere Säge nie mit einer Mahlmühle gekoppelt war. Das wiederum führt zu der Überlegung, ob nicht Fidelis Feyrer auf der Unteren Säge lebte und dort neben dem Sägwerk die kleine Mahlmühle betrieb. Dieses Denkmodell gewinnt umso mehr Bedeutung, als mit Jule Feirer ja ein Namensträger auf der Unteren Säge war. Auch der 1783 geborene Bonifaz Feirer, der Bruder von Fidel und Sebastian, wird teilweise als Säger bezeichnet (allerdings auch als Sattler). Sein Sohn Johann übernahm von Sebastian, dem Onkel Johanns, im Jahr 1837 die obere Säge. Bald danach – um 1840 – errichtete Johanns Bruder Xaver für sich und seine Familie neben der Säge ein zweites Gebäude.

Bonifaz hatte 1809 Genoveva Rottler, 1786 geborene Tochter des Sägers Ottmar Rottler, geheiratet. Diese Tatsache deutet darauf hin, daß das kleinere der beiden Sägwerke der Unteren Säge wirklich den Rottler gehörte. Genovevas Bruder Xaver Rottler begegnet uns ebenfalls als „Seeger“. Vielleicht ging das Rottlersche Sägwerk von ihm auf die Feirer über.

Sebastian Feirer ehelichte 1817 die Löwenwirtstochter Maria Anna Bernhard. Seine Kinder waren, als er 1837 mit 52 Jahren starb, all noch zu klein, um die Säge zu übernehmen, und so kam sie auf Johann Feirer. Von ihm ging sie wahrscheinlich zunächst an dessen jüngeren Bruder Xaver, der in den Jahren 1858 bis 1862 des öfteren als Säger erwähnt wird. Johann Feirer könnte dann die kleine Ölmühle übernommen haben, die neben der oberen Säge lag. Er könnte aber auch die Ölmühle der Unteren Säge betrieben haben. Jedenfalls wird Johann Feirer teilweise auch als Öler bezeichnet. Außer der Säge und der Ölmühle bestand noch eine Hanfreibe und eine Mosterei auf dem Anwesen Obere Säge. 1874 vermählte sich Johanns Tochter Thessalina Feirer mit dem Schreiner Franz Besenfelder, der, wie aus der Chronik von Eduard Besenfelder hervorgeht, 1898 die Säge für 24300 Mark erwarb. Verkäufer war, nach Aussage Wilhelm Besenfelders, Xaver Feirer, mit dem der Erwerber einen „langwierigen Prozeß vor dem Oberlandesgericht Rottweil“ führte, bei dem es um Wasserrechte ging. Nach Auskunft von Alfons Besenfelder hatte der Verkäufer den Vertrag nicht einhalten wollen. Auf Franz Besenfelder folgte dessen Sohn Johann Baptist. Er übernahm die Säge um 1909. 1963 baute dessen Sohn Wilhelm Besenfelder das Gebäude zu einem Gasthof um (das er schon relativ bald – um 1972 – verkaufen mußte, weil es sich wirtschaftlich nicht trug).

Nach ortsgeschichtlichen Aufzeichnungen von Alfons Besenfelder bestand die obere Säge in späterer Zeit aus zwei Anwesen. Das eine gehörte nach wie vor der Familie Feirer, das andere der Familie Besenfelder. Als Franz Besenfelder 1874 die Tochter Johann Feirers heiratete, dürfte er freilich der erste Besenfelder auf der oberen Säge gewesen sein. Wann die obere Säge errichtet wurde und wer sie errichtete, ist nicht bekannt.

Unweit der unteren Säge lag die obere Mühle. Diese war um 1664 im Besitz eines Hans Koch. Er war seit etwa 1630 mit Ursula Faulhaberin verheiratet. 1675 ist er verstorben. Es folgte ein jüngerer Hanns Koch (wahrscheinlich sein Sohn), der 1684 erwähnt wird. Der jüngere Hans muß eine Anna Riedlinger zur Frau gehabt haben, denn 1691 finden wir im Sterberegister: Anna Riedlingerin, „die alt Obermüllerin“. Der nächste Obermüller war Joseph Koch. Er ist 1714 und 1716 in einem Kaufbuch genannt. Auf ihn folgte wahrscheinlich zunächst sein Sohn Johann Georg und dann, etwas zeitverschoben, Joseph, sein vermutlich jüngerer Sohn, der 1737 geboren wurde und später mit Julian Riedlinger die Ehe schloß. Nach ihm ging die obere Mühle auf Matthäus Koch, den Sohn Johann Georgs und Neffen des jüngeren Joseph Koch über. Matthäus lebte von 1768 bis 1826. Sein Gesamtvermögen ist im Steuerbuch von 1794 mit 1180 Gulden angegeben. Verheira-



Die einstige obere Mühle an der Schlichem bei Schömberg. Ihre Grundmauern befinden sich noch heute unter der Wasseroberfläche des Stausees.

tet war Matthäus Koch mit Magdalena Schwenk. Auf Matthäus folgte sein 1802 geborener Sohn Anton. Dieser ging 1826 mit Barbara Bernhard, der Tochter des Sonnenwirts Fidelis Bernhard, die Ehe ein. Einer der Söhne dieses Paares, Fidel Koch (geboren 1831 und mit Eva Kiene verheiratet) wird in den Kirchenbüchern als Sägmüller bezeichnet. Nach Aussage von Albrecht Koch betrieb er zunächst die untere Säge, die als erste durch eine Dampfmaschine angetrieben wurde. Eines (nicht ermittelten) Tages verkaufte Fidel die Säge und zog auf der oberen Mühle ein, die bis dahin wohl von seinem Vater oder einem anderen nahen Verwandten betrieben worden war. Beim Verkauf wurde, wie Albrecht Koch zu erzählen weiß, die Dampfmaschine vergessen, die der Käufer natürlich nach der Übernahme nicht mehr herausrücken wollte. Fidelis Sohn Anton, der neunte Obermüller mit Namen Koch, wurde 1862 geboren. 1912, als er bereits 50 Jahre alt war, vermählte er sich mit Maria Theresia Manz, die genau halb so alt war wie er. Ältere Schömberger wissen noch zu berichten, daß Anton ein leidenschaftlicher Jäger war. Sein älterer Bruder war Lehrer geworden und als solcher zuletzt in Biberach tätig. Nebenbei wirkte er als Organist. Maria Manz brachte vier Kinder zur Welt. Unter ihnen zwei Söhne: Albrecht (geboren 1915) und Fidel (geboren 1918). Zusammen betrieben diese die Mühle bis 1938. Albrecht Koch vermählte sich 1953 mit der Witwe Maria Brigitta Bross geb. Staiger, die 1915 in Ratshausen geboren worden war. Er war (zusammen mit seinem jüngeren Bruder) der letzte, der auf der oberen Mühle noch gemahlen hat. Die obere Mühle war eine ausgesprochene Mahlmühle. Sie ist am 28. November 1897 abgebrannt. Wohl wurde sie im darauffolgenden Jahr wieder aufgebaut; aber mehr als 40 Jahre waren ihr nicht mehr gegönnt. Die

Zeit der Mühlen neigte sich dem Ende zu. 1943 mußten sogar die Gebäude dem Bau des Stausees weichen.

Seit 1981 betreibt Heinz Koch, der Sohn Albrechts, an etwas höher gelegener Stelle das Hotel-Restaurant „Waldschenke“. Zum erstenmal ist mit Küchenmeister Heinz Koch ein Namensträger Koch (aus dieser Familie) auch von Beruf ein Koch. Die sprichwörtliche Lust am Wandern ist bei den Schömberger Müllern rückblickend nicht zu beobachten. Vielmehr blieben die Mühlen und Sägen über viele Generationen im Besitz der selben Familie, deren Angehörige, wie wir gesehen haben, immer wieder untereinander heirateten und die auch relativ vermögend waren. Vielleicht gerade wegen ihres Heiratsverhaltens und wegen ihrer Selbsthaftigkeit. Lediglich die Bertschenmühle hatte, wie Alfons Besenfelder zu erzählen weiß, im Laufe der Jahrzehnte viele Besitzer gehabt. Um 1800 war es Peter Bertsch, dann wohl dessen Sohn Sebastian und nach diesem Peters Tochter Theresia und ihr Mann, der Sonnenwirt Josef Anton Bernhard. 1895, als sie abbrannte, war sie im Besitz von Joseph Bertsch, und 1903 – nachdem sie offenbar wieder hergestellt worden war – finden wir Constantin Bernhard als Besitzer. Die Schömberger Mühlen standen – auch das weiß Besenfelder zu berichten – wegen der Hochwassergefahr nicht direkt am Bach. Um einigermaßen gleichbleibende Wassermengen erwarten zu können, mußten die Müller an der Schlichem Stauwehre errichten und das Wasser von dort in kleinen Kanälen zur Mühle führen. Daß die Mühlen auch brandgefährdet waren, zeigen die vielen Beispiele. An kaum einen anderen Platz mußte die Feuerwehr so oft gerufen werden. Die Müller an der Schlichem – so muß man einräumen – lebten angesichts dieser elementaren Gefahren doch sehr gefährlich.



Der Obermüller Anton Koch mit seiner jungen Frau ums Jahr 1912.

# Dietrich Bantel, ein Ebinger Malermeister (1831 - 1911)

Wanderjahre (Folge I) - von Dr. Walter Stettner (Fortsetzung)

Dem habe ich von meinem Vorhaben gesagt, der hat mir aber vollständig davon abgeraten mit der Bemerkung, es sei vom Gericht schon hingeschrieben worden. Ich habe meine Sachen wieder eingelöst und bin mit einem Groschen nach Göttingen, der ersten Stadt in Hannover, gekommen. Dort mußte ich wieder mein Reisegeld vorweisen. Da blieb mir nichts übrig als Felleisen versetzen, Reisegeld vorweisen, wieder einlösen, ohne Geld weiter marschieren. Da mußte ich betteln, was mir schwer ankam. Ein junger Zimmermann, der brachte das fertig. Wir gingen im Anfang zu zweit fechten, der sagte aber: Mit deiner Ängstlichkeit bringe ich weniger zusammen als allein, und verhielt mich bis Hannover; natürlich fett wurde ich dabei nicht. Immer und immer keine Arbeit. Am dritten Tag wollte ich weiter. Natürlich hatte ich mein Felleisen schon wieder versetzt, da kam ein Gerichtsdienner, ob kein Maler Bantel aus Ulm da sei, ich solle gleich mit ihm kommen. Da hat alles aufgeschaut in der Meinung, ich werde verhaftet. Als ich aufs Stadtamt kam, wurde ich gefragt, ob ich etwas verloren habe. Auf meine Bejahung mußte ich diese Sache beschreiben, und da war meine Binde uneröffnet mit meinen eingenähten Kronentalern. Nun war ich wieder der Herr Bantel. Gekostet hat es beim Gericht nichts, kein Porto. Ich hab mich höflichst bedankt. Nun ging's nach Bremen.

Nach 9 Uhr kam ich im „König von Württemberg“ an, wo unser Malerverkehr war. Wirt war ein Schwabe namens Rapp aus dem Schwarzwald. Ich wurde freundlich aufgenommen und bestellte Beefsteak und gebratene Kartoffeln, was mir herrlich schmeckte. Dann kam ein Gehilfe Maler, der mir gleich sagte, daß ich Arbeit bekommen werde, was mich sehr freute.

Wie ich gegessen hatte, kommt einer und fragte mich, ob ich nicht bei den Freimaurern aufgenommen zu werden wünsche. Ich erwiderte, es sei mir gleich, ich sei schon fünf Wochen auf der Reise. Der Geschäftsführer aus dem Malergeschäft Ratjen war auch da, zu dem kam ich andern Tags ins Geschäft. Wir waren 26 Gehilfen, 12 im Haus und 14 außer dem Haus, ich war im Haus. Als ich nun bei den Freimaurern eintrat, saßen wenigstens 60 Mann hinter einander wie auf Schulbänken. Ich wurde aufgefordert, zuerst eine Generalbeichte abzulegen, was ich in humoristischer Weise tat. Die Zuschauer hatten herzlichst zu lachen. Nun hieß man mich setzen, ich sei aufgenommen. Wie ich mich hinsetze, stehen meine beiden Nachbarn auf und ich falle auf den Boden; sie hatten ein Tuch über zwei Stühle gespannt, in der Mitte hohl.

Arbeit wurde hübsche gemacht, wir hatten tüchtige Malergehilfen, die konnten Gips malen und das äußerst gewandt. Ich habe mehr Holz gemalt, Türen weiß lackiert, die Füllungen mit Goldbronze frisch marmoriert. Im Sommer sagte mir ein Ostfrieser, welche viel nach Bremen kommen und meistens bloß Anstreicher sind: Bantel, wenn Du im Winter mal keine Arbeit hast, so komm zu mir und lerne mich malen, dann kannst den ganzen Winter bei mir bleiben, kostet nichts. Ich habe wenig Acht darauf gehabt und glaubte auch, keine Veranlassung zu haben.

Im November malte ich mit einem Russen aus Libau eine Veranda und eine Kassettendecke. Der Prinzipal kam und sagte: Bantel und Berger, machen Sie, daß Sie mit diesem Geschäft fertig werden, Sie haben beide Winterarbeit bei mir, was uns beide recht freute. Da ich hörte, in Norddeutschland gebe es so strenge Winter, kaufte ich gleich einen Überzieher von meinen Ersparnissen. Ende November kam ich mit meinem Freund Geschäftsführer ins Odeon, Fußbodenparkett zu malen. Um 1/2 10 Uhr sagte derselbe zu mir: Wir wollen um einen Groschen Schnaps und um einen Groschen Wurst holen. Gleich war ich einverstanden. Bald darauf sagte er: Wir wollen noch um einen Groschen Schnaps holen. Ich trank von diesem Schnaps vielleicht ein Viertel, war auch meinem Geschäftsführer gegenüber nicht neidisch, der konnte Schnaps besser vertragen als ich. Doch wurde ich gesprächig, der Schnaps löste mir die Zunge. Wir sprachen wie junge Leute sprechen: Was wird in Hamburg für Arbeit gemacht? Kann man da noch mehr lernen oder soll man auch diese berühmte Stadt bereist und gesehen haben? In Hamburg wird meistens in Stuck gemalt, und es sei sehr schön dort. Leider habe ich dann mit meinem Schwätzen, das ich durch den Schnaps bekommen, gestanden, ich müsse nächstes Jahr zum Spiel (um den Soldatendienst), da möchte ich doch auch noch in Hamburg arbeiten. Am Sonntag bekam ich meinen Zettel: Dietrich Bantel, Malergehilfe aus Ulm, arbeitete bis heute in meinem Geschäft. Bremen, den 2. Dezember 1850.

Da stand ich nun mit meinem Überzieher und meinen Balletstiefelchen ohne Geld außer dem letzten Wochenlohn. Jetzt dachte ich an meinen Ostfriesen, dem bin ich auch gleich zugesteuert, nach Oldenburg, von da nach Leer, wo mich ein Maler eingeladen hat, zu Mittag zu speisen. Unter dem Essen sagte er mir: Hier können Sie mal ostfriesische Kost schmecken,

war auch wirklich gut, Kraut und Speck zur Genüge. Jetzt auf nach Nickelcampenfahrn (?) bei Leer, wurde da gut aufgenommen. Allein, „arm und klein ist meine Hütte“. Der Stubenboden aus Lehm, kein Ofen, vorne brannte auf ein paar Ziegelsteinen ein Feuer aus Torf, ein Kamin darüber, eine Kette hing herunter mit einem Teekessel, den man gleich in Tätigkeit setzte, Schweineschmalz als Butterbrot und dazu Tee. Das schmeckte mir vortrefflich. Dann hat man ein Stückchen Speck heruntergeschnitten, eine Pfanne in die Kette gehängt, vergehen lassen und von der Blutwurst ein paar Rädchen heruntergeschnitten und gebraten.

Abends zu den Nachbarn mit Harmonika in Holzschuhen. Ich hatte die Flöte bei mir. Da ging's lustig her, barfüßig wurde getanzt. Dann ins Bett. Was heißt Bett? Bettlade, Stroh darin, Leintuch darüber, Strohpfulben, jeder ein kleines Kopfkissen.

Fortsetzung folgt

## Nelkenwurz

(Geum urbubum)



Die Nelkenwurz hat ihren Namen von dem nelkenartigen Duft, den ihr Wurzelstock ausströmt, der auch in der Heilkunde Verwendung findet (Magen- und Darmerkrankungen, Gallenbeschwerden, Hämorrhoiden). Die gelben, fünfteiligen, fünf- bis sieben Millimeter großen Blüten, die von Juni bis September zu sehen sind, stehen auf langen Stielen, die in halber Höhe noch ein Blattpaar zeigen. Stengel und Blätter sind rauhaarig. In Gebüsch, Wäldern und Hecken ist die Nelkenwurz anzutreffen. Die Samen, braunrot und mit Hafthaaren versehen, stehen in kugeligen Köpfchen. Sie gehört, wie das Fingerkraut, zu den Rosaceen. Verwandt mit ihr ist die gelb bis rot blühende Bachnelkenwurz.

K. Wedler

### Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Dr. Walter Stettner, 7470 Albstadt 1, Friedrich-List-Str. 57, Tel. (07431) 4229  
Wolfgang P. Bernhard, 7247 Sulz a. N., Schillerstr. 39, Tel. (07454) 2510  
Kurt Wedler, 7460 Balingen, Im Roßnägele 10, Tel. (07433) 8139

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 7782.

Redaktion: Robert Kohler, Balingen  
Königsberger Straße 89, Telefon 6336.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Albkuriers“.



Aus dem Skizzenbuch von Malermeister Bantel.



## Das große Kruzifix und der Kanzeldeckel in der Balingener Stadtkirche – 375 Jahre alt

von Eugen Gröner



Christus als der Gute Hirte mit den Symbolen der Evangelisten Matthäus und Johannes

Am 12. February des Jahres 1613 wurde auf dem Balingener Rathaus mit dem Maler Melchior Drescher ein Vertrag abgeschlossen über die Ausmalung der Stadtkirche zu Balingen mit „biblischen Historien“. Aus einer Notiz auf der Rückseite des Vertrages ist zu entnehmen, daß der Balingener Bildhauer Simon Schweizer an seiner Abfassung beteiligt war. Simon Schweizer, dessen Namen wir erst seit 1913 wissen (der bedeutende Kunsthistoriker Pfarrer Pfeffer aus Lautlingen hat ihn zusammen mit dem Balingener Stadtpfarrer Klemm in den Balingener Kirchenbüchern entdeckt), hatte sich schon durch mehrere Schöpfungen in Balingen einen Namen gemacht. Die Holzepithaphien für Caspar Murschel und Peter Scher von Schwarzenburg, das Steinepitaph für Magdalene von Tierberg hingen bereits in den Balingener Kirchen, dazu das große Epitaph der Magdalene vor Tegernau, das zu den schönsten Werken der Spätrenaissance zählt. Es ist deshalb höchst wahrscheinlich so, daß Simon Schweizer als Sachverständiger für die Renovierung der Kirche eingesetzt wurde, zumal er sich offenbar mit dem Obervogt gut verstand. Bei der Geburt seines Sohnes Jeremias am 15. 9. 1608 ist als Taufpate ins Taufregister eingetragen; Friedrich von Tegernau, praefecti superior. Vielleicht hat Schweizer den Maler Melchior Drescher (der die Balingener nachher schwer hängen ließ) sogar vermittelt. In die Ausschmückung der Stadtkirche von 1613 fällt sicher auch die Herstellung des großen Kruzifixes und des Kanzeldeckels. Diese beiden Stücke sind also 1988 375 Jahre alt. Das Kruzifix strahlt eine abgeklärte Ruhe aus, der Künstler hat hier den Moment dargestellt, von dem es in der Heiligen Schrift heißt „Es ist vollbracht“.

Über den Kanzeldeckel schreibt Pfarrer Pfeffer im Jahre 1914: „Mit seiner Fülle von Ornamenten ist er unzweifelhaft ein Werk des Balingener Bildhauers. Der Aufbau ist klar, aus gotischen Prinzipien konstruiert, aber in der Formensprache der späteren Renaissance geziert. Die Einzelheiten sind äußerst mannigfaltig und abwechslungsreich, von Grazie und edler Vornehmheit. Die Figur des Guten Hirten ist eine echte Arbeit des Simon Schweizer, noch mehr aber die musizierenden Putten, die zum Schönsten gehören, was die Renaissance in Schwaben hervorgebracht hat. In ihrem echt kindlichen Empfinden, in ihrer Natürlichkeit und vollendeten technischen Ausführung stehen sie unter den Arbeiten des Meisters obenan.“ Von den Putten spielt jede ein anderes Instrument, ein richtiges Engelskonzert. Eine spielt eine Tragorgel, Portativ genannt, eine eine Flöte, eine eine Laute und die Vierte einen schwarzen oder krummen Zinken. Zwischen den Putten stehen die Symbole der vier Evangelisten, der Engel für Matthäus, der geflügelte Löwe für Markus, der geflügelte Stier für Lukas und der Adler für Johannes. Putten und Symbole sind auf schneckenförmigen Voluten aufgestellt, die nach oben halbkugelig zusammenlaufen. Darüber schwebt ein turmförmiger Baldachin, der

in einem Kreuz endigt. Unter diesem Baldachin steht Christus als Guter Hirte in einem vielfach gefalteten Gewand mit einem Lamm auf der Schulter. Bis zur Kirchenrenovierung 1913/14 war der Kanzeldeckel verunstaltet und von einer jahrhundertalten Staubschicht bedeckt. Erst damals entdeckte man seinen Wert und seinen Schöpfer. Er wurde damals von Bildhau-

er Schenk aus Saulgau unter Mitwirkung des Bildhauers Pollermann aus Balingen und des Schreinermeisters Bames aus Balingen restauriert und ergänzt. Pfarrer Pfeffer schrieb 1914: „Die Balingener Kirchengemeinde darf auf diesen ganz einzigartigen Kanzeldeckel, der aus elenden Trümmern wieder so herrlich erstanden ist, stolz sein“.



Das große Kruzifix der Stadtkirche



Die musizierenden Putten am Kanzeldeckel

## Dietrich Bantel, ein Ebinger Malermeister (1831 – 1911)

Wanderjahre (Folge II) – von Dr. Walter Stettner (Fortsetzung)

Wir schliefen in einem Bett, nebenan der Webstuhl vom Vater. So ging es drei Tage. Nun sagte ich, daß wir jetzt mit Malen beginnen wollten, worauf er erwiderte; Mein Vater hat gesagt, wenn du nur wöchentlich einen halben Taler zahlen könntest, würde man Dich gerne behalten, allein wir haben auch nicht so viel, um Dich verhalten zu können. Da mir der ganze Winter vorschwebte, zu reisen ohne Mittel, machte ich ihm folgenden Vorschlag: Ich habe einen reichen Onkel Konditor Rallhardt in Ulm; dem will ich schreiben um 5 Gulden. Das habe ich gemacht. Jetzt mache ich eine Rundreise über Aurich, Emden, Norderney, Jever, Varel. In acht Tagen wird auch Geld da sein, dann bleibe ich bei Dir, solange das Geld reicht. Gesagt, getan.

Nun ging's wieder los. Überzieher und Sonntagkleider hatte ich in Bremen um 2 Taler ver-

setzt, so hatte ich nicht schwer zu tragen. In Aurich wollte ich zum Schluß meines Fechtens noch bei einem Bäcker ein Stückchen Brot zum Nachtessen betteln. Da kam ich schön an: Stand da ein junger Mann in einer Turnjacke, den sprach ich gleich an. Er sagte: Kommen Sie nur herein, ins Nebenzimmer. Da zieht er seine Turnjacke aus und den Gendarmen Kittel an, das Seitengewehr umgeschwungen, der fertige Landjäger stand vor mir. Haben Sie ein Wanderbuch? Ich gab es ihm, da sagte er: Sie laufen gerade rein wie das Schwein in den Schweinestall. Sie können morgen früh beim Stadtamt ihr Wanderbuch abholen. Dann hätte man mich heimdirigiert, nachdem ich vorher vielleicht 24 Stunden Arrest hätte brummen müssen. Das habe ich auf dem Zug. Lange habe ich um mein Wanderbuch angehalten und gebettelt, es half nichts. Wie ich mich empfehlen wollte, kommt

der Brigadier: Was machen Sie mit diesem Mann? war die Frage. Nachdem er berichtet hatte, fing ich bei diesem auch an zu betteln und vorzustellen, daß ich kein Landstreicher oder Tippelbruder sei. Nachdem ich ihm meine Lage erzählt hatte, gab er mir mein Wanderbuch mit der Warnung, hier nicht mehr zu fechten. Das brauchte er mir nicht zweimal zu sagen, ich hatte genug Angst ausgestanden.

Nun ging's in aller Frühe nach Emden. Da suchte ich gleich meine Maler (zunft) auf, um das Geschenk zu holen. Wie ich da eine Straße durchlief, riefen mir Buben: He, du Taschendieb. Ich hatte eine lederne Tasche an mir hängen für mein Wanderbuch und schriftliche Sachen. Ich wollte mich umdrehen; wenn ich die Lausbuben bekommen hätte, hätte ich ihnen ein paar runtergehauen. Da sah ich unter der Haustür einen Mann winken. Ich ging auf ihn zu und fragte ihn: Was wünschen Sie? Er: Haben Sie nicht im letzten Sommer bei Maler Ratjen in Bremen gearbeitet? Ich bejahte, da lud er mich ein, hereinzutreten in sein Haus. Gleich wurde ich mit Tee und Butterbrot bewirtet. Am Abend nahm er mich mit zu Verwandten und zeigte den jungen Schwaben aus Ulm, da fragte mancher: Wo ist Ulm? Ich wurde reichlich beschenkt, so daß am anderen Morgen ein Taler in meiner Tasche klimperte, ich war wieder reich. Nun ging's nach Norderney Seebad, aber vor Weihnachten waren keine Seebadegäste da, ein langweiliges Städtchen. In Jever machte ich mir eine Bekanntschaft zunutze. Ich kannte den Namen eines Malergesellen, Wirtssohn aus Jever. Das Haus kundschaffete ich aus, fand's auch richtig und richtete Grüße vom Sohn aus Bremen aus. Da wurde ich wieder aufs freundlichste bewirtet. Dann nach Varel und zurück nach Nickelkampenfahr (?) am Weihnachtsabend. Meine erste Frage war, ob nichts für mich angekommen sei. – Nein, aber der Postbote werde bald eintreffen. Richtig, er kam mit einem Brief an mich. Voller Erwartung öffnete ich ihn, da stand: Lieber Vetter, die Zeiten sind wirklich sehr schlecht, die Zinsen gehen mir von keiner Seite ein, es laufen ja viele hundert Handwerksburschen ohne einen Kreuzer Geld herum; man wird klug und macht Erfahrungen. In diesem Brief war noch einer von meinem Vetter, Schneider Bantel, auf dem Münsterplatz und ein Fünftalerschein. Der schrieb mir, wenn ich wieder zu Kräften komme, hoffe er, ich werde sie ihm heimbezahlen (dazu als spätere Anmerkung: hat mich im 75. Jahr hier in Ebingen besucht, hab's ihm heimgezahlt, hat beim Abgang vor Freude geweint). Zuerst ließ ich mir von dem Geld meine Ballettschuhe verschuhen, daß ich wieder trockene Füße bekommen habe, dann blieb ich fünf Wochen in Nickelkampenfahr, aber das Malen wollte mein Freund nicht lernen. Im Wirtshaus hatte es keine Tische, bloß Stühle, die wurden, wenn ein Gast kam, weggenommen und ans Kamin gestellt, die Holzschuhe heruntergetan, die Füße darauf gestellt und am Torffeuer gewärmt, eine zinnene Kanne Bier verlangt, dunkelbraunes, mistlachenfarbiges Zeug, ein paar Pfund Sirup hinein, in die Glut gestellt, Pfeife angezündet und geschwätzt, meistens Fischer- und Schifferabenteurer. Dann kam zu guter letzt eine Ziehharmonika und wurde getanzt, man vergnügte sich, so gut als man eben konnte. Die Hemder habe ich selbst gewaschen mit dem braunen, versessenen Wiesenwasser; Quellen hat es da nicht, mit Regenwasser wird gekocht und Tee gemacht, ein ganz ebenes Land.

Nach fünf Wochen ging's weiter mit noch ein paar Groschen in der Tasche nach Vegesack. Ehe ich dorthin kam, mußte ich über die Weser fahren. Es war etwas stürmisch, der Schiffer wollte mich nicht übersetzen wegen zu hohen Wellenschlags. Da kam auf einmal ein Leutnant von der Marine daher, da gab's keine Bedenken mehr, der Schiffer mußte einfach fahren. Ich wollte aber schnell, der Leutnant von der Marine wäre nicht gekommen. Ich hatte bei der Überfahrt nicht wenig Angst. Mein Felleisen habe ich abgelegt, aber schwimmen konnte ich nicht. Die Wellen hat's über uns zusammengeschlagen, ich war pudelnaß. Der Leutnant sagte am Schluß, das ist gesund, min Jung. Ich

war froh, wieder an Land zu sein. Nun nach Vegesack, vier Stunden von Bremen. Es gab wenig zu tun, aber ich habe doch gleich Arbeit bekommen. Später habe ich mit dem Lehrling gemalt bis oft spät in der Nacht.

Originale haben wir von Herrn Wallmann bekommen. Die Kost war sehr gut. Da traf ich Flaschner Albrecht von Tübingen. Der ließ nicht nach, bis ich mit ihm ging, Hamburg war unser Ziel. Zuerst Bremerhafen-Lehe. Jetzt Halt! Wir gingen, das Geschenk zu holen. Ich wurde von der Malersfrau aufs freundlichste willkommen geheißen und Pfannkuchen gemacht; der Mann komme bald nach Hause. Meinem Landsmann ging's weniger gut. Wir kamen im Wirtshaus zusammen. Am Abend kam der Malermeister und sagte, ich könne gleich morgen früh anfangen zu arbeiten. Ja, sagte ich, wir wollen morgen nach Hamburg, mein Kollege Flaschner hat keine Arbeit bekommen, da bleibe ich auch nicht. Ja, dafür ist schon gesorgt, der Flaschner kriegt auch Arbeit, ich habe mit dem Meister gesprochen. Nun war guter Rat teuer. Ausreden hatten wir keine mehr. Am anderen Morgen in aller Frühe wollten wir durch den Ort schleichen. Als wir bereits am letzten Haus waren, tauchte unser Malermeister auf und wünschte uns Guten Morgen, das ließ ich mir gefallen, so früh schon auf den Beinen. Wir machten gute Miene zum bösen Spiel und blieben da. Der Flaschner kam zwar gleich wieder zu mir, da bleibe er nicht. Er blieb aber dann auch. Ich mußte gleich auf Landarbeit, Plafond malen bei einem Baron oder Edelmann, aber da war keine Zeichnung, gar nichts da. Der Meister war Maler und Glaser zugleich. Den ersten Tag aßen wir mit dem Gesinde, dann habe ich mich beim Fräulein beschwert, ich sei andere Kost gewöhnt. Da hat man mir das Essen ins Comptoir (Kontor) gebracht, feine Kost mit Eingemachtem. Nun mußte meinem Meister, der anfangs mit dem Gesinde gegessen hatte, auch zu mir gedeckt werden, von da an war das Essen ordinärer. Nach sechs Wochen machte ich Feierabend und packte meine Sachen zusammen. Da kommt der Stadtakziser zu mir herauf und bittet an mir herum, ich solle doch bleiben, er gebe zu meinem Lohn noch einmal so viel dazu. Ich wollte nicht, da gab er mir täglich einen Taler nebst Kost und Logis, fein immer extra in einem netten Zimmer. Ich ersparte 18 Taler in drei Wochen, wurde aber vom Meister angeklagt. Da ging der Steuerbeamte mit und stellte seine Lage vor, es half nichts. Da schrieb mir der Herr einen Zettel: Wer den Maler Bantel einstellt, bekommt von mir täglich sechs gute Groschen. Damit bin ich nach Lehe und hatte sofort einen Meister. Meinem Flaschner hatte ich zwei Taler gegeben, der reiste acht Tage damit herum und kam wieder. Jedoch ich war noch nicht fertig, so ging er allein nach Hamburg. Als wir im Sommer eines Abends etwas lang spazieren gingen, konnten wir beide nicht mehr ins Haus, es war geschlossen. Läuten wollten wir nicht. Da machten wir den Plan, an die offene Seemauer zu spazieren. Wir wußten, daß es drei Stunden sind, da liefen wir immer auf dem Damm fort. Morgens vier Uhr fragten wir einen Bauern, wie weit es noch ans Meer sei. Er fragte, woher? Von Dahrum. Da habt ihr gerade noch drei Stunden bis Dahrum und von dort noch drei Stunden ans Meer. Wir seien gerade entgegengesetzt gelaufen. Nun gingen wir ohne Meer zurück nach Dahrum. Mein Flaschner Albrecht hatte seines Meisters Hund bei sich, der fand unterwegs einen Igel. Wir hetzten ihn auf den Igel. Der Hund wurde ganz wütend, weil der Igel nicht zu packen war, und verführte einen Mordsspektakel. Auf einmal wurden wir auf ein Gebrumm aufmerksam, da war auf der anderen Seite der Straße über einem breiten Wassergraben eine ganze Herde Rindvieh. Je mehr der Hund Spektakel machte, desto mehr brüllte das Vieh. Wenn eines herübergesprungen wäre, so wäre die ganze Herde nachgekommen, die hätten uns zertreten. Da machten wir uns so schnell wie möglich aus dem Staub. Morgens sieben Uhr kamen wir heim, müde und schläfrig. Ich mußte bald von meiner Leiter herunter, sonst wäre ich heruntergefal-



len. Und nun nach Hamburg. Wir liefen nach Cuxhaven und fuhren mit dem Dampfschiff nach Hamburg. Aber dort gab es keine Arbeit. Albrecht ging nach Kopenhagen, ich nach Hamburg, wo ich ein Vierteljahr Arbeit hatte. Dann im November nach Schwerin. Dort malte ich in der Sakristei der Kirche. Am 15. Januar wurde ich aufs Stadtamt geholt. Der schimpfte mich aus, wie ich imstande sei, am 15. noch hier zu verweilen, ob ich nicht wüßte, daß am 1. Januar mein Wanderbuch abgelaufen sei. Ich habe sofort die Stadt zu verlassen. Ich erwiderte ihm, daß ich ja erst am 1. März spielen müsse, und noch lange Zeit sei heimzukommen. Das half alles nichts. Ich berichtete es meinem Herrn, der sagte, so gerne er mich noch behalten hätte, da sei nichts zu machen. Ich solle zu seiner Mutter hinunter, die werde mir etwas sagen, daß ich frei vom Militär werde. Er glaube zwar selbst nicht an solche Sachen, aber das müsse er zugeben, daß alle gewonnen haben, die es so gemacht hätten. Ich dachte: Hilft's nichts, so schadet's nichts, und bin zu der Frau gegangen. Sie sagte mir ganz feierlich, wenn ich am Abend zu Bett gehe und mein Gebet verrichtet habe, solle ich mit dem linken Fuß ins Bett steigen, am Morgen mit dem linken Fuß heraus, mein Gebet verrichten und dann, was ich auf dem Leib trage, verkehrt anziehen, aber ja niemand etwas davon sagen. Ich habe es so gemacht. Von Schwerin reiste ich Magdeburg zu. Unterwegs übernachtete ich in einem Dorf. Wie noch öfters wurde uns auf dem Boden mit Stroh gebettet, aber wenig eingeheizt, so daß wir nachts 2 Uhr vor Kälte aufwachten. Wir waren

so 12-15 Handwerksburschen. Zum Glück hatte man uns das Wanderbuch nicht abgefordert. Wir haben alles Stroh verbrannt und uns daran gewärmt. Morgens drei Uhr haben wir durchs Fenster französischen Abschied genommen, sind aber gelaufen, wie wenn einer hinter uns her wäre. Dann nach Wittenberg, Halle, Leipzig.

Ich habe dort einen Vetter Reichle, Bandagist, vermögliche Leute. Meine Effekten hatte ich von Schwerin nach Leipzig geschickt, aber obwohl ich von Schwerin gelaufen bin, waren meine Sachen mit der Bahn noch nicht angekommen. Ich hatte nichts auf dem Leib als einen wollenen gestrickten Kittel und einen mit Farbe angestrichenen Soldatenkittel. Meine guten Kleider hatte ich zur Schonung in ein Kistchen verpackt und so vorausgeschickt. Den Vetter Reichle wollte ich aber nicht gern hinauslassen. So blieb mir keine Wahl als mit dem angestrichenen Soldatenkittel hinzugehen, was mich stark genierte. Ich wurde aber aufs freundlichste empfangen, bekam gleich einen Überzieher. Ich besuchte auch Schlosser Napoleon Reichle. Beim Abgang erhielt ich von jedem noch einen Taler. Die Töchter vom Napoleon begleiteten mich noch vor das Tor. Dann ging's Altenburg zu. Dort kaufte ich mir ein frisches Hemd vom Leipziger Geld, dann nach Podelwitz bei Gößnitz zu meinem Schwager Claus Rüger, wo ich ebenfalls sehr gut aufgenommen wurde. Ich wurde auch mit Geld ausgestattet, wenn es auch nur ein Taler war. Dann nach Reichenbach und Plauen. Wie hat mir das Herz gejubelt, als ich nach langer Zeit die Ber-



ge wieder sah, namentlich bei Reichenbach. Dann nach Bamberg, Nürnberg, Ellwangen, Heidenheim; da habe ich meinen Lehrherrn besucht, der hat mich zum Mittagessen eingeladen und mir einen Taler geschenkt, und von da nach Ulm.

Auf seine Familie kommt Bantel des öfteren zu sprechen. Sein Vater Philipp Bantel wurde im Jahr 1800 in Ulm, der alten Reichsstadt, geboren, die 1802 an Bayern und 1810 an Württemberg kam. Manchmal meint man in dem Maler noch etwas von dem Selbstbewußtsein eines Reichstädtlers zu spüren.

„Mein Vater heiratete 1825 eine Konditorstochter namens Katharina Kallhardt von Ulm. Er war ziemlich lang als Schneider in der Fremde, auch einige Jahre in Polen, und kam mit einem polnischen Rock angetan heim. Der Rock war vorne auf der Brust mit feinen seidenen Litzen verschnürt, an den Armen waren Arabesken, auf dem Rücken eine Verzierung auf russisch-grünem feinen Tuch. Das war ein schönes Stück Kleidung, in Ulm machte er als sauberer junger Mann Aufsehen. Zwei Jahre war mein Vater Soldat und brachte es zum Unteroffizier. Eine besondere Vorliebe muß er zum weiblichen Geschlecht gehabt haben; er hatte Glück bei den Mädchen. So kam es, daß er die ebenfalls saubere Konditorstochter bekommen hat. Sie ist eine brave tüchtige Mutter geworden.

Das Schneiderhandwerk hatte Vater gründlich gelernt. So hat er auch den ersten Kleiderladen in Ulm eröffnet. Er hat dazu ein schönes Haus in erster Lage gekauft. Als 1831 der Polenaufstand war, die Polen vertrieben wurden und auch über Ulm kamen, soll er ein gutes Geschäft gemacht haben, er konnte etwas polnisch reden und polnische Anzüge machen.

Die Familie vermehrte sich rasch, ich war anno 1831 schon das dritte Kind. Wir hatten es gut, eine sorgsame Mutter, das Geschäft ging gut, man hatte 4-5 Schneidergesellen. Meinen Vater habe ich nie auf der Boutique gesehen, er schnitt immer die Anzüge auf einem Tisch zu.

Nun wurde aber mein Vater krank, Nervenfieber. Unser Dr. Palm konnte scheint's nicht mehr helfen. Da kam ein Dr. Mündel von Gräfenberg, der dort die Kaltwasserheilanstalt besuchte und studierte. Der rettete meinen Vater durch die Kaltwasserkur. Eine Badewanne wurde ins Zimmer gestellt, der Lehrling mußte auf den Tisch stehend aus einer Gießkanne kaltes Wasser über ihn hinunterleeren, dann ins warme Bett. Man mußte ihn mit Gewalt halten, da der nicht bei Besinnung war, Hitze im höchsten Grad, aber geholfen hat es.

Nach der Krankheit riet Dr. Mündel meinem Vater, da er mit Unterleibsbeschwerden behaftet sei, solle er mehr gehen, Bewegung tue ihm gut; er solle irgendwo vor der Stadt ein Gärtchen kaufen, das ihm Veranlassung gebe, sich mehr zu bewegen. Mein Vater kaufte ein Gärt-

chen, ein Viertel Morgen beim Alberbrunnen um 800 Gulden. Der Brunnen hatte gutes frisches Wasser und war ein beliebter Spaziergang für die Ulmer. Wir Kinder hatten eine große Freude an dem Platz und dem Gärtchen. Mein Vater entdeckte eine Quelle, an die machte er ein Glockenspiel mit einem Rad, viele Ulmer kämen, die Spielerei zu betrachten. Der Doktor redete meinem Vater zu, hier eine Kaltwasserkuranstalt zu bauen. Das war 1838. Mein Vater baute ein einstöckiges Haus mit sechs Zimmerchen und ein großes Gerüst mit Reservoir. In jedes Zimmer kam eine Badewanne nebst Bett. Das ging ganz flott, so daß der Bau bald zu klein wurde. Man baute ein Sommerhaus dazu, kaufte noch einen Garten, 7 Morgen groß, mit 100 Obstbäumen. Als man die angemeldeten Badgäste nicht genügend beherbergen konnte, wurde um 8000 Gulden ein massives Haus erstellt. Schließlich belief sich der Wert der ganzen Anlage samt Einrichtung auf 24000 Gulden; Vater hatte 12000 Barvermögen, das fehlende Geld gab Onkel Kallhardt, der Konditor. Die Gäste waren zufrieden.

Aber 1842 begann man Ulm zur Bundesfestung auszubauen. Von da ab ging das Geschäft rückwärts. Es kamen so 5-7000 Schanzarbeiter in die Stadt. Alles wurde umgegraben; so ganz sicher war es auch nicht mehr in der Stadt mit diesen Leuten aus aller Herren Länder. So ging das Geschäft aus. Vater stellte sich auf die Arbeiter ein, schaffte Betten für 40 Arbeiter an, aber im Winter bei Frost und an Regentagen konnten die Arbeiter nichts verdienen und die Miete nicht bezahlen. Das Geschäft ging zurück, obwohl die Eltern sehr sparsam lebten; der Vater trank nur Wasser, nie Bier oder Wein. Jeden Tag bekam er einen kalten Umschlag um den Leib; wenn der einmal unterblieb, war es ihm nicht recht. Er starb mit 48 Jahren an Unterleibsverhärtung, wie sich Dr. Palm ausdrückte. Die Mutter stand da mit acht unerzogenen Kindern.

Mein ältester Bruder Philipp ging bald nach Amerika, hat auch einige Male geschrieben. Er bekam ein Patent für eine Uhr, welche mit einmaligem Aufziehen ein ganzes Jahr gehen mußte. Meine Schwester heiratete einen Schachtmeister aus Pedelwitz bei Geßnitz in Sachsen. Der hat eine Strecke Grabarbeit an der Eisenbahn nach Stuttgart übernommen, aber mit unserer Wirtschaft hatte er keinen Erfolg. Schließlich hat sie mein Vetter Kallhardt um 11000 Gulden übernommen und später um 7000 Gulden verkauft. Meine liebe Mutter wurde Kindbettpflegerin im Spital; als ich mich in Ebingen etablierte, nahm ich sie zu mir, sie ist aber schon nach einigen Jahren an einem Hirnschlag gestorben. Sie ist eine sehr fleißige und für uns Kinder besorgte, aber viel geplagte Frau gewesen. Eine von meinen Schwestern ist mit ihrem Mann in den Kaukasus nach Gna-

denburg gezogen, wohin damals viele Württemberger gingen.

In Ebingen gründete Dietrich Bantel also seinen eigenen Hausstand. Dreimal hat er geheiratet, in erster Ehe 1858 Amalie, die Tochter des Schulmeisters Hiller, Jahrgang 1835. Sie schenkte ihm drei Kinder, von denen zwei überlebten: Lucie Amalie, die sich später mit dem Hutmacher Streich in Schwäbisch Hall verheiratete, und Ameile, die die Frau des Bortenmachers Julius Beck wurde.

Nach dem frühen Tod seiner ersten Frau vermählte sich Dietrich in zweiter Ehe 1862 mit Pauline Krimmel, geboren 1837, einer Tochter des Kaufmanns Jakob Krimmel zur Post.

Fortsetzung folgt

## Hanf

(Cannabis sativa)



Die behaarten Stengel des Hanfs werden bis 150 cm hoch. Die Blätter sind schmallanzettlich gefiedert. Im oberen Teil verzweigen sie sich manchmal. Der Hanf ist einjährig, hat aber eine lange Pfahlwurzel. Da der Hanf zweihäusig ist, hat er seine männlichen und weiblichen Blüten je getrennt auf zwei verschiedenen Pflanzen. Am Stengelende stehen die in Rispen gelblichen männlichen Staubblüten. In den Blattachsen der weiblichen Pflanze findet man die unscheinbaren Stempelblüten. In einem eiförmigen Nüßchen sitzen die Samen des Hanfs, die auch als Vogelfutter Verwendung finden. Die Heimat des Hanfs ist Asien, und er wird zur Faser- und Drogengewinnung (Haschisch) verwendet. In Europa wurde er schon zur Zeit Karls des Großen angebaut.

K. Wedler

### Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Eugen Gröner, Balingen, Hofmannstr. 6,  
Tel. 07433/6521  
Dr. Walter Stettner, 7470 Albstadt 1, Friedrich-List-Str. 57, Tel. 07431/4229  
Kurt Wedler, Balingen, Im Roßnägele 10,  
Tel. 07433/8139

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 7782.

Redaktion: Robert Kohler, Balingen  
Königsberger Straße 89, Telefon 6336.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.



Aus dem Skizzenbuch von Malermeister Bantle.

# Heimatkundliche Blätter

## Balingen

Jahrgang 35

31. Oktober 1988

Nr. 10

### „Damit hörte die Synagoge auf, ein Gotteshaus zu sein“

Das Novemberpogrom 1938 in Hechingen – von Otto Werner

„Die Nacht vom 9. bis 10. November 1938 steht mir ewig in Erinnerung. Ich, meine Frau und mein Kind Hanni mußten zusehen und zuhören, wie unsere schöne, schmucke Synagoge im Innern vollständig demoliert wurde. So konnten nur Vandalen hausen, so konnten nur die Hunnen zerstören. Sicherlich wäre das Gotteshaus in Brand aufgegangen, wenn nicht Gefahr für die eng angebauten Häuser bestanden hätte. Um 6 Uhr morgens war alles vorüber, die Horde in Zivil zog ab... Ich schaute auf die Straße (Goldschmiedstraße) hinaus und sah, wie städtische Arbeiter Gebetbücher, Talismane, Zylinder etc. durch die eingeschlagene Synagogen-türe wieder in die Synagoge schaufelten. Viel Volk stand auf der Straße und schaute sich die Sache näher an, die einen mit hämischen schadenfrohen Blick, die anderen, aber es waren nur wenige, schlugen die Hände zusammen und „dachten sich ihr Teil“. Die eingeschlagenen Türen wurden mit Brettern zugenagelt, und damit hörte die Synagoge auf, ein Gotteshaus zu sein; es war eine Ruine, und man kann

sagen, daß damit die alte, ehrwürdige jüdische Gemeinde Hechingen aufgehört hatte zu existieren. Das gleiche Schicksal hatte die Synagoge in Haigerloch und Rexingen ereilt; auch diese waren nur im Innern demoliert worden.“ So erinnerte sich Karl Hamburger, Kultusbeamter der jüdischen Gemeinde Hechingen, nach seiner Emigration in Amerika 1943 an den Novemberpogrom 1938 in Hechingen – jene Nacht, in der in ganz Deutschland und auch im nur kurz zuvor angegliederten Österreich tausende jüdische Synagogen, Geschäfte und Wohnungen zerstört wurden, jene Nacht, der die NS-Machthaber den zynischen Namen „Reichskristallnacht“ gaben. Karl Hamburger, der die Ereignisse in Hechingen von einem Fenster des neben der Synagoge stehenden Schul- und Gemeindehauses aus beobachtet hatte, berichtet vom Vorstand der jüdischen Gemeinde, Emil Weil, weiter: Er hat die Synagoge nicht mehr gesehen, er wollte nicht, er sagte einmal: „Ich hätte den Anblick nicht ertragen können“. 1

Doch zurück nach Hechingen. Was die längst gleichgeschalteten Zeitungen später als spontane Antwort des Volkzorns auf das Pariser Attentat ausgaben, begann wie anderswo als planvoll vorbereitete Kommandoaktion, deren Befehlskette heute genau nachgezeichnet werden kann. In der Nacht vom 9. auf den 10. November erteilte SA-Brigadeführer Erich Hagenmayer in Ulm auf Anweisung von SA-Oberführer Weiß in Stuttgart dem Standartenführer der SA in Reutlingen Karl Schumacher telefonisch den Befehl, die Synagoge in Hechingen in Brand zu stecken und jüdische Geschäfte zu demolieren.

Schumacher ließ durch den Hechinger Sturmführer die dortige SA alarmieren und befahl, diese solle in „Räuberzivil“ beim Alarmplatz antreten. In der Zwischenzeit fuhr Schumacher mit SA-Obersturmführer Albert Marion und Willi Weiß nach Hechingen, um die „Judenaktion“ zu überwachen.

Der zitierte Zeitungsbericht sollte als offizielle Darstellung das Bild der Ereignisse bestimmen. Privatpersonen wie Photographen war es daher auch strengstens untersagt, die Zerstörungen im Bild festzuhalten. Wie trotz dieser Vorkehrungen Bilder der demolierten Synagoge entstehen konnten, die uns heute Zeugnis vom Geschehen in jener Nacht geben, hat Manuel Werner beschrieben. Obwohl bei den He-



Die Hechinger Synagoge am Morgen des 10. November 1938.

chinger Fotogeschäften keinerlei Aufnahmen zum Entwickeln abgegeben wurden, „... liegen uns Aufnahmen des zerstörten Synagogeninnenraumes und eine Außenaufnahme der demolierten Synagoge vor, da der Truppführer von der SA Sturm 3/125 den Auftrag bekommen hatte, für die Standarte 125 Fotos von der zerstörten Synagoge zu fertigen, und dafür von der Gestapo, Außendienststelle Sigmaringen, die Erlaubnis erhielt... Nach Mitteilung des Fotomeisters Herrn Josef Scheu, Hechingen, mußten diese Bilder im Labor unter Aufsicht entwickelt werden. Es wurde darauf geachtet, daß keine Probeabzüge liegenblieben.“ 9

Die Aufnahmen, Bilddokumente der Zerstörung, waren also als „Trophäen“ für das Erinnerungsalbum und die Chronik des SA-Sturms gedacht.

Mit der Zerstörung der Hechinger Synagoge verschwand nicht nur das Judentum aus dem religiösen Leben der Stadt, es verschwanden in der Folgezeit auch die Juden selbst. Wer von ihnen nicht auswandern konnte, wurde 1941 und 1942 nach Riga, Izbica, Mauthausen, Theresienstadt deportiert und ermordet. Die Träger der Parteiabzeichen und Hakenkreuzbinden, der Totenköpfe mit den gekreuzten Knochen und der zermalmenden Schaffstiefel, die Schreier von Propaganda- und Hetzparolen hinterließen Trümmerhaufen, unter denen viele Hoffnungen begraben liegen, Scherben, die nicht mehr zusammengefügt werden können, die Blutspur eines versiegenden Lebensstromes. Die Initiatoren und die Ausführenden erreichten, daß auch Hechingen nahezu „judenfrei“ wurde. Damit setzten die Nationalsozialisten gewaltsam und verbrecherisch einer Jahrhunderte währenden Tradition ein Ende.

Zur Alarmierung der Hechinger SA stellte Friedrich Erhart seinen Kraftwagen zur Verfügung, so daß sich am Ende beim Reichsbahnhof zehn bis zwölf SA-Männer in Zivil einfanden, die zum Teil mit Äxten und Beilen „bewaffnet“ waren.

Zwischen vier und fünf Uhr morgens erschien Standartenführer Karl Schumacher mit drei Mann auf der Hechinger Polizeiwache und kündigte an, daß die Hechinger Synagoge als Racheakt auf die Ermordung des deutschen Gesandtschaftsrats vom Rath in Paris durch den Juden Herschel Grynspan zerstört werde. Gleichzeitig erhielt der Landrat des Kreises Hechingen, Paul Schraermeyer, von der Außendienststelle Sigmaringen der Geheimen Staatspolizei Weisung, nicht gegen die Aktionen gegen die Juden einzuschreiten.

Kurz danach begann die als spontane Racheakt inszenierte Aktion. Die inzwischen angerückten SA-Männer schlugen die Türen der Synagoge ein, zerschlugen die Fenster, demolierten die Inneneinrichtung völlig und ließen mit der völligen Zertrümmerung des Tora-Schreines mit seinen Schriftrollen auch den heiligsten Bereich einer Synagoge nicht ungeschoren. Gegenstände, die beim Gottesdienst verwendet wurden, warfen sie auf die Goldschmiedstraße. Allein das drohende Übergreifen der Flammen auf die eng angebauten Nachbarhäuser hielt sie davon ab, die Synagoge in Brand zu stecken. Gegen sechs Uhr zogen die Zerstörer des Gotteshauses wieder ab.

Nachdem Landrat Schraermeyer im Beisein des stellvertretenden Bürgermeisters den Umfang der Demolierungen in Augenschein genommen hatte, gab er den Polizeibehörden Weisungen, die zertrümmerten Fensterläden und Hauseingänge durch Holzverkleidungen zu verschließen, um Unbefugten und Neugierigen den Zutritt zu versperren.

In den frühen Morgenstunden wurde auf der Straße vor der Synagoge aufgeräumt. Städtische Arbeiter schaufelten die herausgeworfenen Gegenstände – Gebetbücher, Gebetriemen, Zylinder etc. – wieder in das Innere der Synagoge. Die Eingangstüren und die Fenster zur Straßenseite hin vernagelten sie unter den Blicken zahlreicher Zuschauer mit Dielen und Brettern.

Während draußen auf der Straße die Spuren des nächtlichen Pogroms verwischt wurden, richtete sich drinnen nun der Terror gegen die Personen. Die SA hatte ihr Zerstörungswerk in

der Goldschmiedstraße noch nicht vollendet, da erreichte den Landrat ein Anruf der Gestapo-Außenstelle Sigmaringen mit dem „Ersuchen“, sofort 15 tunlichst reiche Juden verhaften zu lassen. Er gab den dazu im Hechinger Rathaus zusammengerufenen Gendarmeriebeamten die erforderlichen Weisungen, worauf die Gendarmerie- und Polizeibeamten – die Gestapo hatte mittlerweile ausdrücklich befohlen, keine alten und kranken Juden zu verhaften – morgens zwischen sechs und sieben Uhr in Hechingen Kaufmann Edmund Eppstein, Handelsvertreter Ernst Grumbacher, Kaufmann Otto Hofheimer, Versicherungsagent Karl Levi, Kaufmann Kurt Model, Lehrer i. R. und Rabbinatsverweser Leon Schmalzbach und Kaufmann Harry Weil festnahmen. 7

Eigens auf Ersuchen des Hechinger Ortsgruppenleiters wurde schließlich um 14 Uhr

## Juden in Ebingen?

von Eberhard Blum, Pfarrer / Peter Thaddäus Lang, Stadtarchivar

„Wir brauchen in Ebingen keine Gedenkstunde zur Erinnerung an die Reichskristallnacht, in Ebingen gab's keine Juden“ – das ist wahr und falsch zugleich. Wahr ist, daß sich in Ebingen – trotz der lokalen Bezeichnung „Judenschule“ für den Vorgänger des heutigen Dienstgebäudes der Polizei – eine Tradition früherer und über längere Zeit in Ebingen ansässiger jüdischer Mitbürger nicht nachweisen läßt. Aber was heißt das schon, wo doch Hechingen und Haigerloch mit ihren jüdischen Gemeinden gewissermaßen „vor der Haustür“ lagen. Und auch in Ebingen waren die Judengemeinden in Rexingen bei Horb, in Buchau am Federsee oder in Buttenhausen auf der Münsinger Alb durchaus ein Begriff. Was mit ihnen vor 50 Jahren geschah, konnte auch in unserer Stadt nicht verborgen geblieben sein.

Aber sie hatten wenig Sympathisanten unter uns. Ihre Freunde waren dünn gesät. Und auch die Christen haben weithin geschwiegen. Wieviele alte Vorurteile eines christlich verbrämten Antisemitismus gegen die „Christus-Mörder“ unseligen lutherischen Angedenkens kamen da wieder zum Vorschein! Vergessen – oder noch nie zur Kenntnis genommen? – waren die hervorragenden Leistungen jüdischer Mitbürger in den kaum einhundert Jahren ihrer freien Entfaltung unter uns. Vergessen und totgeschwiegen, als könnte man ihren Beitrag zu unserer gemeinsamen deutschen Geschichte (sie wollten Deutsche sein!) so einfach auslöschen.

Die Christen hätten es besser wissen müssen: „Wer euch antastet, der tastet meinen Augapfel an“ predigt schon der Prophet Sacharja (2,12) im Alten Testament als Gottes Wort über die Juden. Und Jesus selber war eben doch ein Jude, auch wenn die „geistigen Ahnherren“ des Dritten Reiches uns unermüdlich anderes glauben machen wollten. „Die Juden sind unser Unglück“ haben wir Älteren in der Schule gelernt. Und sie waren es in der Tat. Ihr millionenfacher Tod durch unsere Schuld hat sich am deutschen Volk bitter gerächt. „Die Juden sind unser Unglück – aber wir haben es nie geglaubt!“

„In Ebingen gab's keine Juden“ – das ist so einfach falsch. Zumindest in den Jahren zwischen 1930 und 1939 gab es in unserer Stadt einige wenige jüdische Mitbürger. Haben sie das abgelegene Albstädtchen als einen Zufluchtsort empfunden in einer für sie tödlichen Welt? Es waren wenige, aber in Ebingen sind sie sicher nicht gänzlich unbekannt geblieben. Einigen von ihnen gelang noch die Emigration, andere sind nachweislich nach ihrem „Wegzug“ aus Ebingen schändlich umgekommen. Die Veröffentlichung ihrer Namen an dieser Stelle mag ein Ausdruck unseres notwendigen Gedenkens an ihr Schicksal sein für das es sonst keine mahnende Tafel zur Erinnerung in Ebingen gibt.

„Wer vergißt, ist dazu verdammt, was er vergessen wollte, noch einmal zu erleben“ – davor behüte uns Gott! „Wenn ihr selber die schreckliche Vergangenheit nicht vergeßt, dann können wir sie begraben. Sonst aber steht sie auf immer zwischen uns!“, dieses Wort eines Hollän-

auch noch Landgerichtsrat i. R. Dr. Moritz Meyer inhaftiert. Die Verhafteten wurden zunächst in das Amtsgerichtsgefängnis Hechingen eingeliefert. Während die über sechzigjährigen Edmund Eppstein, Karl Levi und Dr. Moritz Meyer bald wieder freigelassen wurden, kamen die anderen ins Konzentrationslager Dachau.

Im Gegensatz zu den späteren Greuelthaten in den Vernichtungslagern ereigneten sich die Vorgänge jenes Novemberpogroms vor aller Augen. Keiner der damaligen Zeitgenossen kann sagen, er habe sie nicht wahrgenommen. Die Lüge von der Volksempörung und vom Volkszorn konnte – und kann heute noch – leicht durchschaut werden: So wenig die Gewaltaktionen spontane Racheakte waren, so wenig ist uns von Empörung und Zornesausbrüchen über das Pogrom bekannt.

ders, der die Konzentrationslager überlebte, weist uns in eine gemeinsam mögliche Zukunft, auch für Juden, Christen und Deutsche.

Charlotte Bernheim, Hausfrau, geboren am 10. 6. 1850 in Buchau am Federsee, in Ebingen amtlich gemeldet ab 16. 9. 1929, gestorben in Ebingen am 8. 11. 1935.

Klara Einstein, Buchhalterin, geboren am 14. 10. 1886 in Nördlingen, in Ebingen amtlich gemeldet vom 10. 3. 1933 bis zum 14. 3. 1936.

Emilie Gidion, ohne Beruf, geboren am 21. 10. 1880 in Rottenburg/Neckar, in Ebingen amtlich gemeldet vom 1. 9. 1933 bis zum 10. 4. 1934, verschollen am 1. 12. 1941 in Riga.

Ernst Samuel Israel Gidion, Kaufmann, geboren am 31. 10. 1909 in Rottenburg/Neckar, in Ebingen amtlich gemeldet vom 2. 9. 1931 bis zum 29. 3. 1939. Nach England ausgewandert.

Fanny Gidion, geb. Münzesheimer, Hausfrau, geboren am 25. 11. 1879 in Diedelsheim, in Ebingen amtlich gemeldet vom 2. 9. 1931 bis zum 27. 3. 1939, am 1. 12. 1941 in Riga, für tot erklärt.

Hans Karl Israel Gidion, Kaufmann, geboren am 10. 6. 1918 in Reutlingen, in Ebingen amtlich gemeldet vom 4. 8. 1938 bis zum 29. 3. 1939. Nach England ausgewandert.

Sigmund Israel Gidion, Kaufmann, geboren am 23. 10. 1879 in Rottenburg/Neckar, in Ebingen amtlich gemeldet vom 2. 9. 1931 bis zum 27. 3. 1939, am 1. 12. 1941 in Riga, für tot erklärt.

Walter Gidion, Kaufmann, geboren am 25. 5. 1907 in Rottenburg/Neckar, in Ebingen amtlich gemeldet vom 2. 9. 1931 bis zum 1. 11. 1937.

Adolf Grünberg, Kaufmann, geboren am 28. 9. 1903 in Costina/Rumänien, in Ebingen amtlich gemeldet vom 12. 10. 1928 bis zum 4. 7. 1933.

Jakob Grünberg, Kaufmann, geboren am 5. 10. 1907 in Costina/Rumänien, in Ebingen amtlich gemeldet vom 23. 8. 1932 bis zum 9. 3. 1933.

Sigmund Grünberg, Zahntechnikerlehrling, geboren am 25. 9. 1905 in Costina/Rumänien, in Ebingen amtlich gemeldet vom 15. 5. 1930 bis zum 15. 8. 1933.

Martha Hammel, geb. Gidion, Hausfrau, geboren am 11. 4. 1903 in Horb/Neckar, in Ebingen amtlich gemeldet vom 28. 10. 1931 bis zum 2. 3. 1936.

Dr. Otto Hammel, Facharzt für Hals-, Nasen- und Ohrenkrankheiten, geboren am 8. 1. 1897 in Straßburg/Elsaß, in Ebingen amtlich gemeldet ab 28. 10. 1931, gestorben in Ebingen am 23. 11. 1935.

Rosa Hammel, geb. Marx, Witwe, geboren am 21. 1. 1860 in Sandhausen/Baden, in Ebingen amtlich gemeldet vom 21. 6. 1932 bis zum 2. 3. 1936.

Julius Sichel, Kaufmann, geboren am 30. 6. 1902 in Augsburg, in Ebingen amtlich gemeldet vom 1. 6. 1932 bis zum 31. 8. 1933, am 1. 12. 1941 in Riga, dort vermutlich am 26. 3. 1942 erschossen.

Sofie Sichel, geb. Höchstätter, Witwe, geboren am 20. 12. 1872 in Laupheim, in Ebingen amtlich gemeldet vom 8. 8. 1931 bis zum 21. 9. 1935, am 22. 8. 1942 in Theresienstadt, am 16. 5. 1944 in Auschwitz, für tot erklärt.

Heinrich Weil, Kaufmann, geboren am 13. 3. 1883 in Haigerloch, in Ebingen amtlich gemel-

det vom 25. 10. 1930 bis zum 1. 3. 1935, am 1. 12. 1941 in Riga, für tot erklärt.

(Die Angehörigen einer weiteren Person baten darum, den Namen nicht zu erwähnen).

## Der Judenpogrom 1938 in Haigerloch

von Karl Werner Steim

In der Nacht zum 10. November 1938, zwischen 2 und 4 Uhr, kam es zu schweren Ausschreitungen im Haigerlocher Judenviertel „Haag“, wo damals in geschlossener Siedlung etwa 160 Juden wohnten, und zur Zerstörung des Inneren der Synagoge sowie des jüdischen Schulhauses durch etwa 50 Angehörige der SA und SA-Reserve aus Sulz am Neckar. Die örtliche SA, die in der folgenden Nacht an der Zerstörung der Synagoge in Baisingen bei Horb dabei war, beteiligte sich in Haigerloch nicht direkt, Einzelpersonen zeigten aber die Häuser der Juden, an denen insgesamt 111 Fensterscheiben und Schaufenster jüdischer Geschäfte eingeschlagen wurden. Elf Juden wurden verhaftet und kamen für einige Wochen ins Konzentrationslager Dachau, unter ihnen der Lehrer und Rabbinatsverweser Gustav Spier, der auch mißhandelt wurde.

Die 1. Strafkammer des Landgerichts Hechingen befaßte sich am 16., 17., 18. und 19. Dezember 1947 mit den Ereignissen der Pogromnacht in Haigerloch und verhandelte gegen 23 Angeklagte, davon drei aus Haigerloch. Der Haupttäter G. W. wurde zu 18 Monaten Zuchthaus, die übrigen 17 zu Gefängnisstrafen zwischen 10 Monaten und 6 Wochen verurteilt, fünf freigesprochen. Insgesamt verhängte das Gericht neun Jahre Freiheitsstrafen. Gegen sieben Personen konnte wegen Abwesenheit bzw. Abtrennung des Verfahrens nicht verhandelt werden. Der Strafsenat des Oberlandesgerichts Tübingen bestätigte im Revisionsverfahren im wesentlichen die Urteile.

Wie die Verhandlung vor dem Landgericht Hechingen ergab, wurde die Aktion der Sulzer SA in Haigerloch durch einen Telefonanruf des SA-Oberführers Weiß aus Stuttgart an den früheren Ortsgruppenleiter der NSDAP in Sulz, W. L., in Gang gebracht. Bei diesem Telefongespräch, das am 9. November – wahrscheinlich gegen 23 Uhr – stattfand, gab Weiß den Auftrag, dem Standortführer der SA in Sulz den Befehl zur Alarmierung zu übermitteln und zwar mit der Bemerkung, daß in dieser Nacht „die Judenfrage gelöst werden solle“. Die SA-Männer wurden auf den Marktplatz in Sulz bestellt. Alle erschienen nicht in Uniform, sondern in Zivil und nahmen an der anschließenden Fahrt nach Haigerloch so teil. Dies läßt sich nicht durch einen bloßen Zufall erklären, sondern geht auf eine entsprechende allgemeine Anordnung zurück; die nationalsozialistische Regierung wollte die von ihr geplanten Ausschreitungen durch die SA begehen lassen. Von vornherein war beabsichtigt, diesen Ausschreitungen den Anschein einer „spontanen Kundgebung“ zu geben, deshalb war eine derartige Anordnung geradezu notwendig, stellte das Landgericht fest.

Die Sulzer SA fuhr gegen 1 Uhr morgens mit einem Omnibus nach Haigerloch. Ferner wurden von späteren Haupttätern zwei Privatwagen benutzt. Noch bevor der Omnibus in Haigerloch ankam, war dort schon der Kreiskassier E. D. eingetroffen, hatte Ortsgruppengeschäftsführer J. K., der in der Nähe der St.-Anna-Kirche wohnte, geweckt und ihm gesagt, er solle sich schnell „Räuberzivil“ anziehen; es kämen Kraftwagen mit SA-Männern, denen er die Judenhäuser in Haigerloch zeigen sollte. Nachdem sich J. K. bereit gemacht hatte, trafen die angekündigten Kraftwagen etwa um 2 Uhr früh ein und wurden unweit der St.-Anna-Kirche angehalten, was darauf schließen läßt, daß dieser Platz als Treffpunkt vereinbart war. Nachdem die Sulzer SA-Leute ausgestiegen waren, versah sich ein Teil von ihnen mit Zementbrocken, die vor einem Haus in der Nähe der St. Anna-Kirche lagen. Einige SA-Männer hatten auch Prügel in der Hand, einer war mit einer Pistole bewaffnet. Dann rückte der Trupp in das Stadtviertel Haag ab. Das erste jüdische Haus, an dem der Zug vorbeikam, gehörte dem Kaufmann Reutlinger. Hier wurden die Fen-

sterscheiben eingeworfen, wobei man sich der mitgebrachten Zementbrocken bediente. Dann zog man unter lautem Schreien und Johlen weiter. Selma Weil beobachtete von einem Fenster ihrer Wohnung aus, wie ein Haufen von etwa 30 in Zivil gekleideten Männern von dem Reutlingerschen Hause her sich näherte, an ihrem Hause vorbeikam und in die in das Haag herabführende Straße einbog, wobei er an jüdischen Häusern die Fenster einwarf oder einschlug; sie konnte das Vorbeiziehen bis zu der jüdischen Gastwirtschaft zur „Rose“ verfolgen. Im Gasthaus selbst wurde das Inventar größtenteils vernichtet. Das Ganze vollzog sich „mit einem Furcht und Schrecken hervorrufenden Geschrei wie ‚Raus mit den Juden‘ und ‚Saujuden‘, wie das Gericht feststellte.

Berta Levi, die damals etwa 100 Meter unterhalb der „Rose“ wohnte, wurde ebenfalls durch den Lärm geweckt und beobachtete vom Fenster ihrer Wohnung aus, wie der erwähnte Trupp in die ihrer Wohnung gegenüberliegende Synagoge gewaltsam eindrang und, nachdem in der Synagoge Licht gemacht worden war, die Fenster der Synagoge einwarf und deren Inneneinrichtung verwüstete, insbesondere die auf der Frauenempore befindlichen Bänke nach unten herunterwarf. Auch wurde der Kronleuchter herabgerissen. In der Synagoge wurde versucht, Feuer zu legen. Ob dieser Versuch der Brandstiftung mißlungen ist oder ob und aus welchen Gründen er aufgegeben wurde, konnte nicht festgestellt werden. Die Absicht, die Synagoge in Brand zu setzen, hat jedenfalls bestanden, wie sich schon daraus ergibt, daß einer der Haupttäter bei seinem Eintreffen in Haigerloch von einem Mitglied der politischen Leitung aus Horb die Mitteilung erhalten hatte, daß die Synagoge anzubrennen sei. Der Grund dafür, daß die Ausführung jenes Planes unterblieb, ist nach der Überzeugung des Landgerichts nicht darin zu suchen, daß die Beteiligten sittliche Hemmungen hatten, sondern darin, daß der Brand der Synagoge voraussichtlich auf mehrere Häuser übergreifen hätte und man das Risiko einer solchen Ausdehnung des Feuers nicht verantworten zu können glaubte.

Einzelne zu dem Haufen gehörige Personen versuchten, gewaltsam in das nahe bei der Synagoge gelegene Haus des Wolf Levi einzudringen. Das jüdische Gemeindehaus, in dessen Erdgeschoß sich die jüdische Schule befand und in dessen Obergeschoß der Lehrer Spier wohnte, lag in einer Seitengasse hinter der Synagoge; um es zu finden, brauchten die Sulzer SA-Männer zweifellos einen ortskundigen Führer. Sie hatten an J. K. die Frage gerichtet, wo der „Rabbiner“ wohne. Es wurden sodann im jüdischen Gemeindehaus die Fensterscheiben zertrümmert, die Schuleinrichtung und die umfangreiche jüdische Bibliothek aus den Regalen gerissen, auf den Boden oder durch die Fenster auf die Straße geworfen. Drei Mann drangen gewaltsam in die Wohnung des Lehrers Spier ein und zertrümmerten teilweise die Wohnungseinrichtung. Schließlich wurde Spier selbst mißhandelt, ebenso der in dem Gemeindehaus wohnende junge Max Ullmann, dem man in jener Nacht ein Büschel Haare ausriß.

Die Ausschreitungen dauerten bis gegen 4 Uhr morgens. Die Täter haben sich dann auf einen Pfiff hin bei der Synagoge gesammelt und sind, nachdem sie zuvor noch die beiden Kandelaber vor der Synagoge umgestürzt hatten, abgezogen. Aus verschiedenen Zeugenaussagen ging hervor, daß die SA-Leute aus Sulz ihre Herkunft selbst vor ihren Haigerlocher Kameraden verheimlichen wollten, was nicht gelang, da einige persönlich miteinander bekannt waren.

Offenbar nicht beteiligt an den angerichteten Verwüstungen im Haag war die Haigerlocher SA. Wie angeführt, hatten nur drei von ihnen,

unter ihnen der Ortsgruppengeschäftsführer, wunschgemäß die jüdischen Häuser gezeigt. In der Nacht telefonisch informiert über die Aktion wurde auf jeden Fall Ortsgruppenleiter und SA-Oberführer V. S. in Bittelbronn durch den Stuttgarter SA-Oberführer Weiß. Dabei teilte dieser mit, daß wegen der Ermordung des Botschaftsrats vom Rath in derselben Nacht eine Aktion gegen die Juden durchgeführt werden solle, wobei er beiläufig bemerkte, daß in Stuttgart schon die Synagoge brenne. Einen Auftrag soll Weiß aber nicht erteilt haben, was denkbar ist, da ja die Sulzer SA mit der Ausführung beauftragt war. Nach diesem Telefongespräch will sich der Haigerlocher Ortsgruppenleiter wieder ins Bett gelegt haben. Er sei erst nach einer halben Stunde aufgestanden, nachdem er Schüsse aus Richtung Haigerloch hörte. Nach seiner Aussage vor Gericht wollte V. S. dann mit dem Fahrrad nach Haigerloch fahren, um zu sehen, was los war. Als ein Reifen platzte, weckte er einen benachbarten Autobesitzer und fuhr mit diesem nach Haigerloch, wo sie bei der St.-Anna-Kirche auf einen Omnibus aus Sulz stießen und dort anhielten. Der dort zur Bewachung des Fahrzeugs abgestellte Mann habe keine Auskunft über Herkunft und Zweck der Fahrt gegeben. Da sich V. S. – so seine Aussage – in einer Einbahnstraße befand, fuhr er nicht weiter und ging zu Fuß in Richtung Haag. Auf Höhe der evangelischen Kirche sei ihm bereits ein Trupp entgegengekommen. Bei der Synagoge traf er den SA-Sturmführer aus Sulz und eine Menge Fremder. Auskunft über das Geschehene will der Ortsgruppenleiter nicht erhalten haben. V. S. war seit 1927 Mitglied der NSDAP, brachte es in der SA bis zur Röhm-Affäre 1934 zum Sturmbannführer, wurde dann aus der SA entlassen, durfte aber die Uniform eines Standartenführers und später eines SA-Oberführers tragen. Seit 1932 war er Reichstagsabgeordneter der NSDAP, 1934 Kreisbauernführer und 1938 Ortsgruppenleiter von Haigerloch.

Die Polizei hat gegen die Aktionen, die etwa um 2 Uhr morgens anfangen und gegen 4 Uhr beendet waren, nichts unternommen. Zwar wurde der damals in Haigerloch stationierte Gendarm M. von dem jüdischen Kaufmann Reutlinger, dessen Haus als erstes angegriffen wurde, telefonisch um Schutz gebeten und begab sich dann ins Haag. Als er eintraf, war die Verwüstung der Synagoge gerade im Gange. Da er aber alsbald bemerkte, daß die Täter in Zivil gekleidete auswärtige SA-Angehörige waren, und daraus mit Recht folgerte, daß die Ausschreitungen durch die nationalsozialistische Partei organisiert waren, ging er nach kurzem Aufenthalt nach Hause zurück, rief den damaligen Landrat Sch. an, trug ihm den Tatbestand vor und bat ihn um Verhaltensmaßregeln. Er erhielt vom Landrat den Rat, zu Hause zu bleiben und weitere Anordnungen abzuwarten. Dem kam M. nach, nachdem er in der Annahme, weitere Weisungen zu erhalten, vorsorglich die benachbarten Gendamerieposten in Bad Imnau und Rangendingen telefonisch alarmiert hatte. Die erwarteten Weisungen blieben jedoch aus; statt dessen bekam M. bei Tagesanbruch den Befehl, zehn der wohlhabendsten Juden aus Haigerloch zu verhaften. Diesen Befehl führte er aus. Die Verhafteten wurden in das Konzentrationslager Dachau verbracht. Zeugenaussagen belegten, daß auch der NSDAP-Ortsgruppengeschäftsführer an den Verhaftungen mitwirkte. Die Strafverfolgung der an den Ausschreitungen beteiligten Personen ist weder eingeleitet noch durchgeführt worden, obwohl die Aktionen, über die sogar in der lokalen Presse berichtet wurde, ohne Zweifel sofort zur Kenntnis der Staatsanwaltschaft gekommen sind und es ohne Schwierigkeit möglich gewesen wäre, die Täter zu ermitteln, so das Gericht.

Wie es scheint, beabsichtigte die Haigerlocher SA die – aus welchem Grund auch immer – unterbliebene Inbrandsetzung der Synagoge nachzuholen. Wie von Zeugen in der Gerichtsverhandlung ausgeführt wurde, rechneten auch die „Offiziellen“ damit. Der Hechinger Landrat habe deshalb veranlaßt, daß die Gendamerie und die Feuerwehr in den nächsten

Tagen die Bewachung der Synagoge übernehmen sollten. Tatsächlich wurden etwa ein Dutzend Feuerwehrleute und vier Gendarmen eingeteilt. Jeweils an den Ecken stand ein Feuerwehrmann Wache. Mehrmals kamen, so die Aussage eines Feuerwehrmannes vor Gericht, Haigerlocher SA-Leute „und stänkerten fortwährend“. In der zweiten Nacht – gegen Mitternacht – näherten sich zahlreiche fremde, uniformierte SA-Leute der Synagoge, nachdem sie unterhalb des Judenfriedhofs mit einem Lkw geparkt hatten, zogen aber angesichts der Feuerwehr wieder ab. Während der Haigerlocher Ortsgruppenleiter nach seiner Aussage selbst zum Schutz der Synagoge durch die Feuerwehr aufgerufen haben wollte, unterstellte ihm das Gericht, er habe in der Nacht „die Feuerwehr durch Bedrohung von der Überwachung der Synagoge abhalten“ wollen. Außerdem soll er die Parole ausgegeben haben, aus der Synagoge solle eine Turnhalle werden. Später in der Nacht gesellte sich auch der Haigerlocher NSDAP-Ortsgruppenleiter hinzu, der die Feuerwehrleute fragte, was sie hier eigentlich wollten und sie aufforderte, heimzugehen.

Selma Weil sagte aus, sie habe in der Nacht nach dem Pogrom O. M. und F. W. gesehen, wie sie von der Synagoge her kamen. Von Feuerwehrleuten habe sie erfahren, diese hätten die Synagoge in Brand stecken wollen. Weiter habe sie von einem Feuerwehrmann gehört, daß in der zweiten Nacht auch A. M. und G. M. mit zwei Kanistern Benzin gekommen seien, um die Synagoge anzubrennen. Ein anderer Zeuge hatte ebenfalls einige fremde Personen sowie zweimal G. M. und A. M. um die Synagoge herumerschleichen sehen. Eine Inbrandsetzung unterblieb.

Zwei Tage nach der Synagogenbeschädigung hat der Haigerlocher SA-Sturmführer P. K. mit seinem Sturm Propagandamärsche in der Nähe der Synagoge durchgeführt. Dabei wurden Hetzlieder gesungen, wie sich Selma Weil erinnerte.

Belästigt wurden in der Nacht des Pogroms aber auch Christen, die mit Juden zu tun hatten. Vor dem Haus der Familie B. erklangen Rufe: „Raus mit der Judenmagd“ und „Raus mit dem Judenknecht“. Die P. B. war vor ihrer Verheiratung Hausangestellte bei Lehrer Spier und arbeitete auch noch danach – ebenso wie ihr Mann – für jüdische Familien. Allerdings unterblieben dort irgendwelche Zerstörungen. Dieser Vorfall beweist, daß die Männer aus Sulz nicht nur wußten, daß in dem betreffenden Haus die nicht-jüdische Familie B. wohnte, sondern auch, in welchen Beziehungen sie zu jüdischen Familien in Haigerloch stand, und er läßt den Schluß darauf zu, daß ihnen diese Tatsache durch Mitteilungen einer in Haigerloch ansässigen Person bekannt worden war.

Bei der Strafzumessung hat das Gericht bei allen Angeklagten in Betracht gezogen, daß sie nur als Gehilfen zu bestrafen waren, daß sie in dem Bewußtsein gehandelt haben, die Ausschreitungen in Haigerloch entsprächen dem Willen der damaligen Regierung, und daß ihnen deshalb das Bewußtsein der formellen Rechtswidrigkeit ihres Handelns gefehlt habe.

#### Quellen:

Stadtarchiv Haigerloch: Akten Nr. 695, 901  
Staatsarchiv Sigmaringen: Ho 235 (Preußische Regierung Sigmaringen) I/VIII, Nr. 338 und Nr. 339; Ho 400 (Landgericht Hechingen) Nr. 576-579

In der Arbeit an diesem Projekt stand im Mittelpunkt die nicht nur von Jugendlichen sonst vielfach allgemein und abstrakt erfahrene Geschichte konkreter werden zu lassen. Indem die ca. 60 Jugendlichen zwischen elf und 20 Jahren in die Rollen von Menschen schlüpfen, die meist real gelebt hatten (in einigen Fällen traten auch „fiktive“ Figuren auf), wurde ein interessanter Lernprozeß in Gang gesetzt; Lernen Schüler normalerweise historische Fakten über den Kopf – meist solche, die sich in Berlin, Nürnberg oder sonstwo abgespielt hatten – verlangt das Theater eine Identifikation mit einer Person (die freilich für einen historischen Kontext stehen kann). Die Leiter der Theater-AG – unterstützt von einem Hechinger Schauspieler – mußte nun nicht „nur“ dafür sorgen, daß Texte gelernt und aufgesagt wurden, sondern daß Idee und Atmosphäre des Stückes in einem Produktionsprozeß gemeinsam mit den Schülern auch von den Zuschauern erfahrbar wurden. Die Auseinandersetzung mit den Rollen der Exponenten der jüdischen Gemeinde in der Reichspogromnacht, aber eben auch mit ihren Gegnern, Peinigern und Vernichtern erforderte detaillierte, mühselige Kleinarbeit, die sich gelohnt hat. Dabei ist nicht nur die Wirkung des Stückes in der Öffentlichkeit wichtig, auch nicht nur, daß das Thema der jüdischen Geschichte in Hechingen in einer klaren Weise öffentlich „besetzt“ wurde, sondern primär der Gewinn aus dem ganz „unpädagogischen“ Lernprozeß, den die Jugendlichen durchliefen. Fragen der Jugendlichen aus der Arbeit an dem Stück mündeten in einem kleinen Folgeprojekt. Die Jugendlichen wollten über die Lebensgeschichte der letzten Hechinger Juden Genaueres wissen. Mit Bleistift und Tonband machten sie sich auf die Suche nach Zeitzeugen. Die Erfahrungen dieser „Spurensicherung“ führte wiederum die ganze Palette der Formen von Auseinandersetzung und Verschweigen, die heute real sind, vor. Nicht nur Details der Geschichte wurden deutlicher, sondern auch die komplexen Ebenen der Bewältigung – vor allem das latente Problem der „Schuld“ – einer für „moderne“ Jugendliche in anderen Zusammenhängen eigentümlich antiquierten Kategorie.

Mit dem Theater- und dem „Spurensicherungsprojekt“ Zeitzeugenbefragung“ wurden interessante neue Formen der Auseinandersetzung mit Lokalgeschichte erprobt – und einem spezifischen Ausschnitt daraus, dem Zusammenleben mit den Hechinger Juden und ihre Vertreibung und Vernichtung. In der Fortsetzung dieser Beschäftigung mit Lokalgeschichte durch Jugendliche über methodische Formen unkonventionellen Lernens könnten weitere Projekte angegangen werden: Stadt- und Synagogenführungen von Jugendlichen für Schulklassen beispielsweise oder Formen eines „lebendigen Museums“, das – ebenfalls für Kinder und Jugendliche gedacht – Figuren aus der Geschichte „leibhaftig“ auftreten läßt und mit dieser Verknüpfung von Informationen über Geschichte und Theater kind- und jugendgemäße Vermittlungsformen ausprobieren könnte.

#### Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe

Dr. Gebhard Stein, Diplompädagoge, Goldschmidstraße, 7450 Hechingen.  
Otto Werner, Rektor, Listweg, 7450 Hechingen.  
Karl Werner Steim, Journalist, 7940 Riedlingen.  
Eberhard Blum, Pfarrer, Albstadt.  
Peter Thaddäus Lang, Stadtarchivar, Albstadt.

#### Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Robert Kohler, Balingen  
Königsberger Straße 89, Telefon 63 36.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

## Vergangenheit aufarbeiten – aber wie?

von Dr. Gebhard Stein

In der Nacht vom 9. auf 10. November 1988 jährt sich die von den Nazis in zynisch-grausamem Euphemismus so benannte „Reichskristallnacht“ zum fünfzigsten Mal. In der Bundesrepublik ist Erinnerung gefordert, eine Aufgabe, mit der sich viele schwer tun. Mag es noch angehen, sich distanziert-allgemein zum Komplex der Vernichtung der Juden zu äußern, wenn auch seit der Nolte-Habermas-Kontroverse und dem daraus folgenden „Historiker-Streit“ über die historische „Einzigartigkeit“ des Genozids an den Juden in Mittel- und Osteuropa einige Verunsicherung eingekehrt ist. Wie kann man sich aber zur konkreten lokalgeschichtlichen Situation, hier im Zollernalbkreis in Hohenzollern, in Hechingen verhalten? Was bedeutet Erinnerung in Gemeinden, in denen Juden gelebt haben, Menschen, die Schulkameraden und Nachbarn hatten, von denen sie schließlich völlig separiert wurden, bevor sie entweder fliehen konnten oder ermordet wurden. Wie kann man in einer Gemeinde mit dem 50. Jahrestag der Reichspogromnacht umgehen, in der dieses Datum auch – und detaillierter – bedeutet: 50. Jahrestag der Zerstörung einer Synagoge, dem Mittelpunkt der alten jüdischen Gemeinde?

Zunächst zeigt sich, daß alle Bemühungen des Erinnerns und damit alle Versuche, sich heute mit der Geschichte der Juden, ihrer Vertreibung aus gemeinsamen Lebenszusammenhängen und schließlich ihrer Ermordung, an Grenzen stößt; dies vielleicht stärker noch, wenn wir konkret an die Menschen aus Hechingen oder Haigerloch denken, die vertrieben und getötet wurden. „Wie sich das Unvorstellbare vorstellen? Wie das Unbegreifliche begreifen, wie das Unbeschreibliche beschreiben?“ fragt Mario Offenberg in einem Artikel (Frankfurter Rundschau, 1. 9. '88). Die Bemühungen, sich auseinanderzusetzen, sind letztlich alle unvollkommen, die zur Verfügung stehenden Mittel sind bescheiden und Erfolge begrenzt.

Mit den geringen vorhandenen Mitteln versucht der Verein „Alte Synagoge“ e. V., Hechingen, um den Termin des 9./10. November herum einige Veranstaltungen in der inzwischen

restaurierten ehemaligen Synagoge in Hechingen anzubieten. Aus verschiedenen Richtungen versucht man, sich an jüdische Geschichte anzunähern, sich in die spätestens nach dem Holocaust uns Heutigen vielfach fremd gegenüberstehende Kultur einzudenken und zu fühlen. Ob nun in einem Bibelseminar Christen und Juden sich gemeinsam in Wurzeln jüdischen Lebens und Geistes einarbeiten oder ob in musikalischen Veranstaltungen „jiddische Lieder“ oder „hebräische Balladen“ auf dem Programm stehen, immer versucht man, auf verschiedenen Wegen die Relevanz des Judentums in einigen seiner vielen Facetten darzustellen. In einer Ausstellung „Jüdische Gemeinden in Württemberg einst und jetzt“ werden nun aber über allgemeine Zugänge hinausreichend regionale Aspekte thematisiert. Es sind vor allem Synagogen, die in der Reichspogromnacht in unserem Land angebrannt wurden, die zu sehen sind. Man wird betroffen, wenn man durch die Ausstellung wandert, allein schon dadurch, daß man sinnlich wahrnimmt, wie viele Synagogen zerstört und vergessen wurden. Und wenn in einer Diskussion der These vom „harmonischen“ Zusammenleben mit den Juden in unseren Gemeinden widersprochen wird durch konkrete Belege, die auf Erzählungen von Zeitzeugen beruhen, haben wenigstens einige wenige „Spätgeborene“ ein differenziertes Bild von der Geschichte des Zusammenlebens mit Juden erworben.

Eine wichtige Frage ist, wie sich Jugendliche, junge Leute, sinnvoll mit der lokalen Geschichte der jüdischen Minderheit auseinandersetzen könnten. In diesem Zusammenhang stand ein Theaterprojekt, das mit Jugendlichen in Hechingen durchgeführt wurde. In Kooperation zwischen der „Lichtstube“ e. V., Verein zur Förderung der Jugendarbeit auf dem Lande, Hechingen, und der Theater-AG des Hechinger Gymnasiums, wurde ein Stück, „Sabbat“, das der Reutlinger Autor Bernd Storz extra für diesen Zweck schrieb, erarbeitet und im März 1988 aufgeführt. In einem Bilderbogen wird in 26 Szenen die Geschichte der Juden in Hechingen von 1534 bis 1941 – bis zur Deportation der letzten Hechinger Juden – dargestellt und aus der Gegenwart kommentiert.

# Heimatkundliche Blätter

# Balingen



Jahrgang 35

30. November 1988

Nr. 11

## 75 Jahre Rathaus Ebingen: Ein Blick in die Vergangenheit

von Dr. Peter Thaddäus Lang

### Das mittelalterliche Rathaus

Zwar wird Ebingen im Jahre 1285 zum ersten Mal als Stadt erwähnt; es ist allerdings unbekannt, ob es zu dieser Zeit schon ein Rathaus gegeben hat. Ein Quellenzeugnis aus dem Jahr 1384 gibt uns indes Anlaß zu der Vermutung, daß damals noch kein Rathaus in Ebingen vorhanden war. Bei dem geringen Ausmaß der Dienstgeschäfte pflegten damals freilich auch andernorts die Amtsträger ihre Verwaltungsarbeiten bei sich zu Hause zu erledigen. Gegen Ende des Mittelalters dürfte ein solches Gebäude jedoch mit Sicherheit existiert haben. Jedenfalls spielt das Ebinger Rathaus eine wichtige Rolle in einer Anekdote, die uns in der Chronik der Grafen von Zimmern überliefert ist.

Graf Ludwig von Württemberg (1428-1450) hielt einst einen großen Tag in Ebingen. Unter den zahlreichen Grafen, Rittern und Herren, die sich dort versammelt hatten, befand sich auch Hans von Rechberg, der in dem Ruf stand, ganz ordentlich den Schalk im Nacken zu haben.

Eines Morgens stand er am Fenster des Rathauses und sah von dort zwei Frauen auf dem Markt, die irdene Krüge und Häfen verkauften. In aller Heimlichkeit ging er zu diesen beiden Frauen hin und kaufte ihnen ihre ganze Ware ab. Er gab den beiden einige Gulden obendrein und sagte ihnen, sie sollten die Häfen zum Scheine noch länger feilbieten, dabei aber ein bestimmtes Fenster des Rathauses im Auge behalten. Sobald er ihnen von dort ein Zeichen gäbe, müßten sie auf der Stelle alle Töpfe und Krüge zerschlagen.

Anschließend kehrte er wieder ins Rathaus zurück, wo an dem besagten Fenster einige Leute standen. Diesen erzählte er von einem Kunststück, das er zuwege bringen könne: Nach seinem Willen müßten die Marktweiber ihre Töpferware zerschlagen.

Solches erschien den Zuhörern als blanke Prahlerei und die Sache kam sogleich dem Grafen von Württemberg zu Ohren. Dieser wollte sehen, ob Hans von Rechberg wirklich dazu in der Lage sei und wettete mit ihm um einen stattlichen Hengst. Unauffällig gab der Rechberger nun den Marktweibern das verabredete Zeichen, die stracks mit Feuereifer auf ihre Töpfe einhieben und nicht eher aufhörten, bis auch das letzte Gefäß in Scherben gegangen war.

Voll Staunen gab sich Graf Ludwig geschlagen. Da er indes nicht an Zauberei glaubte, wollte er doch wissen, wie ein solches Kunststück ins Werk gesetzt werden könne. Hans von Rechberg zeigte sich bereit, sein Geheimnis zu lüften, aber nur, wenn er einen weiteren Hengst dafür bekäme. Von übergroßer Neugier erfüllt, ging der Graf darauf ein und der listige Rechberger erzählte ihm von seinem Handel mit den Marktfrauen. Graf Ludwig wußte nun, wie das Kunststück auszuführen sei und hat mit allen Beteiligten herzlich gelacht.

Der Verfasser der Zimmerischen Chronik er fand diese Geschichte sicherlich nicht selbst – es handelt sich wohl um eine der zahllosen Schnurren, die man sich zu jener Zeit nach Fei-

erabend im Wirtshaus oder in der Spinnstube erzählte. Das Ebinger Rathaus dürfte somit eine Zeitlang in aller Munde gewesen sein. Freilich hat jenes Gebäude die Reformation nicht lange überdauert – es ist 1578 (oder auch etwas früher) mitsamt allen umstehenden Häusern abgebrannt. Die Feuersbrunst vernichtete leider auch das gesamte Inventar, einschließlich vieler Amtsbücher und Urkunden aus dem Mittelalter.

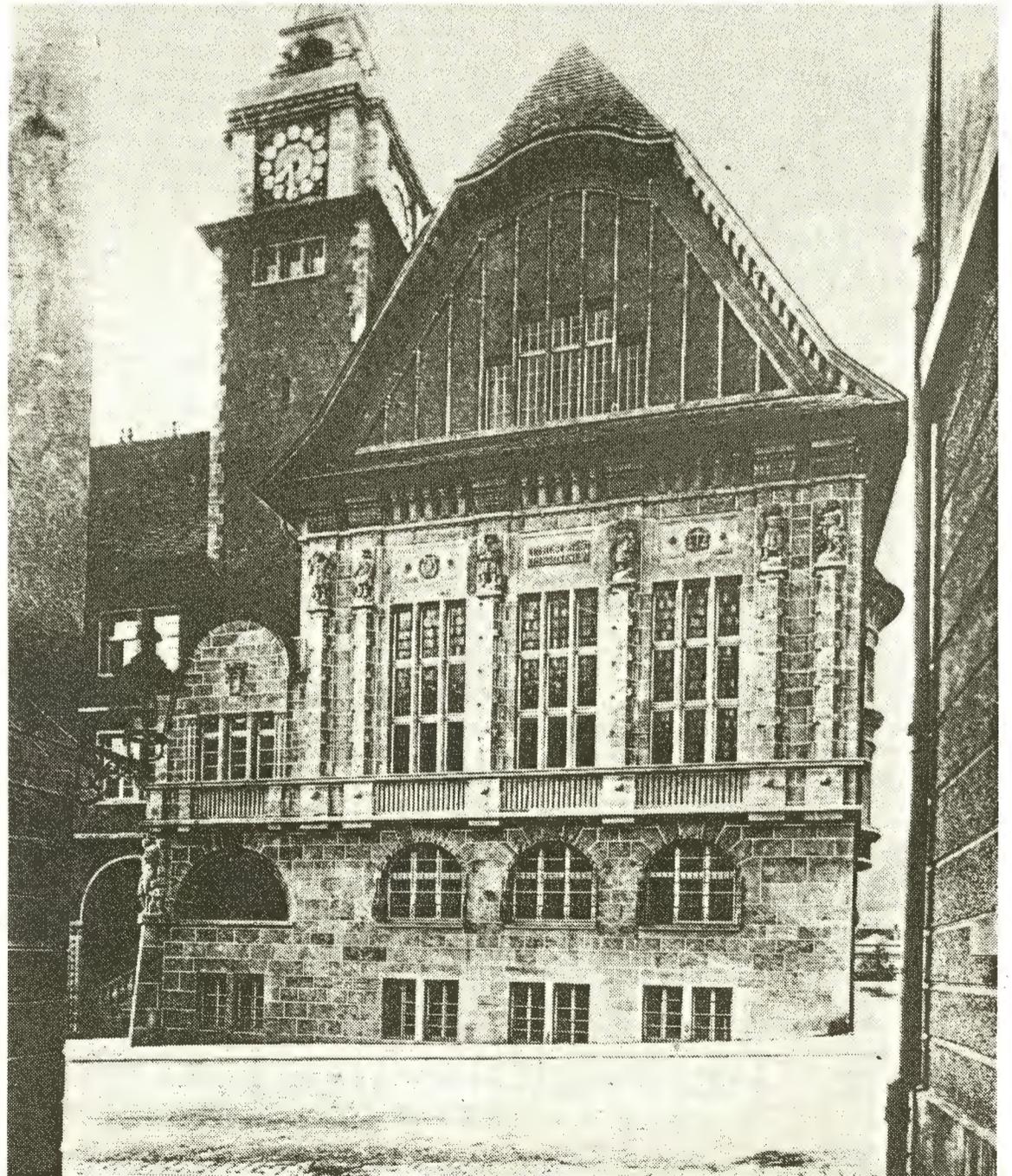
### Das zweite Rathaus

Da die Ebinger Bürger damals nicht gerade in übermäßigem Wohlstand lebten, fiel der

neue Rathausbau denn auch recht bescheiden aus. Er war unterkellert und enthielt im Erdgeschoß das Kaufhaus, später die Schranne genannt, dazu außerdem die Stadtwaage. Für jeden Zentner, der dort gewogen wurde, mußten drei Kreuzer bezahlt werden; die Hälfte davon ging an den Stadtknecht, der das Abwiegen besorgte, die andere Hälfte floß in die Kasse des Bürgermeistersamtes. Fernerhin befanden sich zu ebener Erde zeitweise Salzstadel und das Eichamt.

Der erste Stock bestand aus zwei Räumen, nämlich zum einen aus dem Ratssaal, in welchem das Stadtgericht zusammentrat, und zum andern aus einem Tanzsaal, in dem vornehmere Bürger ihre Hochzeiten und ähnliche Feste feierten.

Im Ratssaal konnte man sich auf gepolsterten Lehnstühlen niederlassen, im Tanzsaal hingegen standen lediglich einfache Holzbän-



Rathaus Ebingen: Schaufassade (Stadtarchiv Albstadt).

ke, die ringsum an den Wänden entlang liefen und fest mit Boden und Mauerwerk verbunden waren.

Der Dachstock des Hauses bot Raum zum Lagern von Getreide; obenauf saß ein hölzernes Türmchen mit zwei kleinen Glocken. Es war im Laufe der Jahre morsch geworden und wurde deswegen 1678 abgebrochen. Zum Aufhängen der Glöckchen bediente man sich nunmehr einer Konstruktion aus eisernen Schienen, die im Dachgebälk befestigt wurde. In der Folgezeit muß das Rathaus um einen Stock erhöht worden sein. Der bisherige Sitzungssaal diente fortan als Getreidespeicher; die Holztäfelung an den Wänden wie auch die schöne Kassettendecke blieben allerdings erhalten. Noch bis 1907 wurde von einem Fenster dieses Raumes den in der Marktstraße versammelten Bürgern das zur Verteilung bestimmte Holz verlesen.

In dem neu errichteten Stockwerk tagten die Ratsherren. Auf den First kam wieder ein



Der Architekt: Stadtbaumeister Leonhard Schrein

Glöckchen; der Glockenzug war so angebracht, daß man ihn vom Sitzungstisch aus bedienen konnte. Außer dem Ratssaal befanden sich in dem oberen Stock noch zwei kleinere Räume: den einen benutzten die städtischen Bediensteten, um mit den Bürgern über Verpachtungen, Grundstücksverkäufe und weitere Geschäfte dieser Art zu verhandeln. Der zweite Raum fand Verwendung als Trauzimmer, nachdem im Deutschen Reich 1876 die Zivilehe eingeführt worden war.

#### Notwendigkeit eines Neubaus

Man wird sich an dieser Stelle zu recht fragen, wo denn die eigentliche Verwaltung ihren Sitz hatte. Dies stellte in der Tat ein gewaltiges Problem dar: Das Stadtschulheißenamts residierte in dem alten Stadtschreibereigebäude an der Spitalhofstraße, die Polizeiwache war in dem ehemaligen Obertorwarthäuschen untergebracht, Steuerratsschreiberei und Einwohnermeldeamt versahen ihren Dienst in der „alten Schule“ auf dem Spitalhof, das Stadtbauamt saß in der Schlachthauschule, die Verwaltung des Gas- und Wasserwerkes amtierte in den Büroräumen der Gasfabrik, die Dienstzimmer von Stadtpflege wie auch von Stiftungs- und Armenpflege schließlich befanden sich in den Privatwohnungen der betreffenden Beamten.

Die weit zerstreute Lage der verschiedenen Ämter mußte für die Abwicklung der Verwaltungsgeschäfte äußerst mißlich gewesen sein. So konnte es vorkommen, daß ein Brief aus Berlin oder Hamburg den Weg nach Ebingen in kürzerer Zeit zurücklegte als die Schriftstücke, die zwischen den städtischen Ämtern hin und her geschickt wurden. Diese krasse Unzulänglichkeit milderte sich zwar etwas ab durch den Anschluß der Stadtbehörden an das öffentliche Fernsprechnetz im Jahre 1905, den Bürgern war damit freilich nicht geholfen, wenn sie bei Wind und Wetter von einem Amt zum anderen kreuz und quer durch die Stadt hasteten.

So machte sich denn in den ersten Jahren unseres Jahrhunderts immer stärker das Bedürfnis nach einem neuen und ausreichend großen Rathausbau geltend. Dieser allgemeine Wunsch führte letztendlich dazu, daß die Ebingener Stadtväter am 26. Januar 1910 einstimmig beschlossen, ein solches Unternehmen in die Wege zu leiten.

#### Die Standortfrage

Für die Vorarbeiten beriefen sie alsbald eine Kommission ins Leben, die sich aus dem Stadtvorstand, dem Stadtbaumeister und sechs Vertretern der Bürgerschaft zusammensetzte. Zu allererst suchte dieses Gremium nach einem geeigneten Bauplatz. Langwierige Grunderwerbsverhandlungen waren erforderlich, bis die Kommission am 10. Mai 1910 sechs Plätze präsentieren konnte; sie lagen beim Gasthof „Reh“, beim oberen Tor, am Marktbrunnen, auf dem Schweinweiher, beim Gasthof „Linde“ und auf dem Spitalhof.

Als die Gemeindevertreter mit diesen Vorschlägen konfrontiert wurden, wollten sie keine übereilte Entscheidung treffen, sondern sich zuvor noch von berufener Seite beraten lassen. Fürs erste sei einmal zu prüfen, kamen sie überein, wie die Überbauung der genannten Plätze in städtebaulicher Hinsicht auf die nächste Umgebung als auch auf das Gesamtbild der Stadt wirken würde. Zur Klärung dieser Frage wurden vier hochkarätige Fachleute als Gutachter eingeladen, nämlich Professor Bonatz, Ordinarius an der Technischen Hochschule Stuttgart, Professor Schmohl, Direktor der königlich-württembergischen Baugewerkschule, sowie die beiden Oberbauräte Eisenlor und Lambert.

Die vier getrennten Gutachten erzeugten allerdings mehr Verwirrung als Klarheit; mit viel gutem Willen mag vielleicht eine gewisse Präferenz für den Platz am oberen Tor zu erkennen gewesen sein. Auf dieser Grundlage befaßten sich die Stadtväter am 28. Oktober und wieder am 16. November 1910 mit der Frage des Standortes.

Nach langer und erregter Diskussion kamen

zwei Plätze zu guter Letzt in die allereingste Auswahl – der Platz am oberen Tor und jener am Marktbrunnen. Eine endgültige Entscheidung kam indes nicht zustande, da die Befürworter der beiden Vorschläge sich mit elf zu elf Stimmen die Waage hielten. Die Bürgerschaft nahm regen Anteil an dieser Auseinandersetzung und im Nu war die ganze Stadt in zwei Lager gespalten, die sich aufs heftigste befiedeten.

Die hitzigen Scheltreden und Schimpftiraden, die auf den Gassen und in den Kneipen ertönten, sind längst verklungen und vergessen. Ein schwaches Echo ist uns freilich noch erhalten in den Leserbriefen, die der „Alb-Boote“ unter der Überschrift „Offener Sprechsaal“ abdruckte.

Ganz offensichtlich waren da handfeste wirtschaftliche Interessen im Spiel: Die Grundstücks- und Hausbesitzer versprachen sich von einem günstigen Standort eine Wertsteigerung ihres Vermögens, die Gastwirte und Einzelhändler hofften auf größere Umsätze. Keine Seite wollte dies jedoch zugeben. Ein jeder schob objektive Gründe vor und unterstellte den Kontrahenten, nichts anderes als puren Eigennutz im Auge zu haben.

Dergestalt wurde die Standortfrage für die Stadtväter mehr und mehr zu einem heißen Eisen, an welchem sie sich die Finger nicht verbrennen wollten. Deshalb gaben sie am 2. Dezember 1910 die Erklärung ab, diese Angelegenheit sei auf unbestimmte Zeit zu vertagen. Danach glätteten sich die Wogen der Erregung allmählich wieder – zumindest in den Leserbriefspalten der Lokalzeitung. Die allseitigen Bemühungen um ein neues Rathaus schienen somit im Sande zu verlaufen.

#### Der Brand von 1911

Wenig später trat ein Ereignis ein, das der ganzen Sache eine positive Wendung geben sollte; ein äußerst unerfreuliches Ereignis allerdings, eine Katastrophe, die weit über hundert Ebingener obdachlos machte und darüber hinaus ein Menschenleben kostete.

Am 7. Januar 1911 ertönten kurz nach Mitternacht die Sturmglocken der Martinskirche, und auch das Alarmsignal des Feuerwehrrhones erscholl. In den unteren Räumen des Warenhauses Kahn an der Marktstraße war Feuer ausgebrochen, das sich rasch nach oben ausbreitete. Die Bewohner des Hauses, jäh aus dem Schlaf gerissen, fanden den Fluchtweg auf die Straße schon durch die Flammen versperrt. Von den offenen Fenstern aus riefen sie verzweifelt um Hilfe. Nach banger Minuten des Wartens wurden fast alle gerettet; zwei von ihnen zogen sich schwere Verletzungen zu. Kurz darauf brannte das Warenhaus lichterloh. Die Flammen griffen nach beiden Seiten um sich,



Das neue Rathaus in Ebingen (Aufnahme 1914, Stadtarchiv Albstadt).

so daß bald auch die Nachbarhäuser hell aufloderten. Die Feuerwehrleute konnten kaum etwas ausrichten, denn die Schläuche waren wegen der Winterkälte dem Einfrieren nahe. So griff denn das Feuer nach rechts und links weiter aus; die ganze Häuserzeile drohte ein Raub der Flammen zu werden. Eine kleine Baulücke brachte die Feuersbrunst nach Westen hin vor dem Rathaus zum Stillstand, nach der anderen Seite hin wütete das Feuer bis zum Landgraben. Bis in die frühen Morgenstunden dauerte der Brand; von zehn Häusern war nichts anderes mehr übrig als ein mächtiger qualmender Schutthaufen.

Es lag nun auf der Hand, das freigewordene Areal als Standort für ein zukünftiges Rathaus ins Auge zu fassen; am 24. Februar 1911 beschlossen die Gemeindegremien, für diesen Zweck den Brandplatz zu erwerben. Freilich wollte man es nicht versäumen, vorher noch den Rat der schon bekannten vier Sachverständigen einzuholen. Nachdem deren Votum dann mehrheitlich positiv ausgefallen war, wurden Anfang März 1911 die Kaufverträge mit den Grundstückseigentümern abgeschlossen.

#### Planung und Bau des neuen Rathauses

Wie aber sollte nun das neue Gebäude aussehen? Um aus einer möglichst großen Anzahl von Entwürfen auswählen zu können, schrieb die Stadt einen Wettbewerb aus für alle Architekten des Königsreiches Württemberg. Die besten Entwürfe sollten mit Preisen von insgesamt 5000 Reichsmark bedacht werden. Die Beteiligung war überaus rege – ganze 154 Architekten reichten ihre Unterlagen ein. Durch diesen riesenhaften Berg von Zeichnungen und Plänen wühlte sich nun ein Preisgericht, in welchem drei der uns schon bekannten Fachleute (Bonatz, Eisenlor und Lambert) sowie außerdem vier Ebinger Laienpreisrichter saßen, nämlich der Stadtschultheiß, der Stadtbaumeister wie auch zwei Vertreter der gewählten Gemeindegremien. Das Preisgericht traf seine Entscheidung am 11. November 1911; den ersten Preis erhielt der Stuttgarter Architekt Martin Elsaesser. Die auswärtigen Preisrichter empfahlen jedoch, den Entwurf des Ebinger Stadtbaumeisters Schrein für die weitere Ausführung des Projektes miteinzubeziehen.

Der 27jährige Leonhard Schrein, ein Bonatz-Schüler war erst wenige Monate zuvor in den Dienst der Stadt getreten und hatte seinen Entwurf außer Konkurrenz eingereicht. Dieser ungewein begabte junge Mann machte sich als

bald ans Werk und kombinierte seine eigenen Pläne mit denen des Preisgewinners.

Schrein übernahm dann auch die Bauausführung; die Arbeiten begannen im Frühjahr 1912 und gingen zügig vonstatten. Wie die Endabrechnung ergab, beliefen sich die Gesamtkosten für den Bau auf exakt 434 143 Mark und 12 Pfennig – gewiß eine stolze Summe. In diesem Betrag sind freilich nicht enthalten die zahlreichen Gemälde und Glasfenster, die Holz- und Steinarbeiten, welche von Ebinger Bürgern gestiftet wurden.

#### Die Einweihung

Die Einweihung des neuen Rathauses am 11. Dezember 1913 wurde zu einem großen Fest für die ganze Stadt. Unter den Ehrengästen befanden sich neben den Ebinger Handwerksmeistern, den Mitgliedern der Gemeindevertretung und den städtischen Bediensteten auch die Ortsvorsteher der Nachbargemeinden, die Dienststellenleiter der Oberamtsverwaltung und, als Ranghöchster, der Regierungspräsident.

Die Festgesellschaft versammelte sich zunächst auf dem alten Rathaus, um von diesem Abschied zu nehmen. Sodann verfügten sich die Herrschaften zu dem neuen Rathaus, wo der Stadtbaumeister dem Stadtoberhaupt die Schlüssel überreichte. Im großen Saal des neubauten Rathauses fand nun ein Festakt statt, bei welchem der Bürgermeister wie auch der Regierungspräsident das Wort ergriffen. Indessen hatte die Stadtkapelle sich zwischen den Arkaden aufgestellt; unter den Klängen der Blasmusik begaben sich die geladenen Gäste auf einen Rundgang durch das stattliche Gebäude. Von der Musikkapelle angeführt, schritt man danach in feierlichem Zuge vom Hotel „Post“, wo die Stadt zu einem Festmahl geladen hatte. Die nicht endenwollenden Trinksprüche und Ansprachen machten allesamt mit großem Nachdruck deutlich, wie stolz die Ebinger Bürger auf ihr prächtiges Rathaus waren.

#### Quellen und Literatur

Stadtarchiv Albstadt, Ebingen, Rathausneubau 1912-1915  
Stadtarchiv Albstadt, Ebingen, Gemeinderatsprotokolle 1905-1915  
Stadtarchiv Albstadt, Der Alb-Bote 1910-1913  
Gottlob Fr. Hummel, Geschichte der Stadt Ebingen, Ebingen 1923  
Walter Stettner, Ebingen. Die Geschichte einer württembergischen Stadt, Sigmaringen 1986

fuhren mit dem Drei-Uhr-Zug dorthin, die Brautjungfern und die Brautführer nach Onstmettingen. Einige von ihnen gingen bis zum Zeller Horn. Alle kamen um 5 Uhr nach Tailfingen, wo wir ein paar Glas Bier tranken und Aufschnitt aßen. Um 7 Uhr kamen wir in Ebingen an, wo alle froh waren, wieder in Ruhe zu Hause zu sein.“

Nach seiner Ankunft in Ebingen wußte Dietrich Bantel noch nicht, daß er in Ebingen bleiben würde. „Es war mit dem Geschäft damals auch nicht so weit her, obgleich ich zehn Jahre lang der erste und einzige Maler war. Ich mußte mich viel auswärts nach Arbeit umsehen. So bin ich mehrere Male nach Oftringen hin und her gelaufen, sieben Stunden hin und sieben Stunden her, um eine Wirtschaft streichen zu dürfen. Damals hatte man noch viele getäfelte Stuben. So habe ich nach und nach eine auswärtige Kundschaft erworben und auch etwas verdient. Gebaut wurde in den 60er Jahren wenig, nach 1870 ging es aber mit Fabriken zu bauen an, da kam die Trikotfabrikation in Aufschwung, die Stadt vergrößerte sich schnell. Die Eisenbahn kam 1878, da gingen die Bauplatzpreise rapid in die Höhe... Wer da zugriff, machte einen Schnitt. Ich habe leider in der Jugend meine Erfahrungen gemacht und habe die Finger vom Spekulieren gelassen.“ Seine Wohnung und Werkstatt richtete Dietrich Bantel in der Bülstraße ein, in seinen späteren Jahren wohnte er in der Friedrichstraße, beidesmal unweit vom Stadtzentrum.

Von seinen öffentlichen Tätigkeiten spricht der Malermeister nur wenig. Längere Zeit fungierte er als Geschworener in Rottweil, zu dem damals das Oberamt Balingen gerichtlich gehörte. In den Bürgerschaftsausschuß wurde Bantel für zwei Jahre gewählt, dann mußte er satzungsgemäß wieder ausscheiden. Von Politik wollte er nicht viel wissen: „In Politik habe ich nichts geleistet. Ich gehörte Gesinnung halber zur Volkspartei, aber am Wirtstisch gehörte es zu den unerquicklichsten Gesprächen. Ich war auch nie ein rechter Werber von Stimmen, ich konnte niemand seine Gesinnung umstimmen.“ Trotzdem (oder vielleicht gerade deshalb) wurde er mehr als 20 Jahre lang als Wahlhelfer in Anspruch genommen bis zu seinem 76. Lebensjahr. Ähnlich lang konnte man ihn bei einer anderen Sache brauchen: bei den Lehrlingsprüfungen. Gelegentlich klagt er, das gehe zwei Tage lang von morgens 1/2 8 Uhr bis abends 7 Uhr mit nur einer Stunde Mittagspause. Die Prüfungskommission bestand nur aus fünf Herren: Rektor Gutscher von der Realschule, zwei Volksschullehrern und zwei Handwerksmeistern, davon er der eine, Goldgießer Beck der andere. Über die Ausbildung der Lehrlinge war damals eine Diskussion im Gange. Dazu schreibt Bantel: „Wirklich streitet man sich herum, ob eine Meisterprüfung verlangt werden solle. Ich bin der Meinung, es solle eine Prüfung gemacht werden. Das wäre für manchen Jungen ein Ansporn, sich Mühe zu geben und etwas zu lernen. Diejenigen, welche die Prüfung nicht bestehen, sollen Gesellen bleiben. Vor dem 25. Lebensjahr sollte niemand ein eigenes Geschäft anfangen, dann hätten wir nicht mehr so viele Pfuscher, und die Leute würden nicht so oft angeführt.“

Dietrich Bantel empfand sich als guten Christen, aber er war, wie er selbst zugibt, ein schlechter Kirchgänger. „Daß ich wenig in die Kirche gehe, kommt daher, weil ich als Schulerbub im (Ulmer) Münster habe viel frieren müssen. Damals hatten die Buben noch keine Unterhosen und wollene Hemden und Schals. Wir, die deutschen Schüler, mußten vorsingen, oft bei 20° Kälte. Dann finde ich auch, daß ich vom vielen Kirchengehen nicht besser werde. Ich halte jeden Tag mit meinem Gott in meinem Kämmerlein Kirche“. Beim Abbruch der alten Martinskirche war unser Malermeister, schon etliche Jahre im Ruhestand, ein aufmerksamer Beobachter. „Seit 14 Tagen bricht man die alte Martinskirche ab. Die Malereien, welche alle überweißnet waren, wurden von der Weißnete gereinigt und von einem Stuttgarter Maler für die Altertümersammlung abgemalt, um wieder als Motive später für Kirchen-

## Die Familie Bantels und sein Wirken in der Öffentlichkeit

Von Dr. Walter Stettner (Fortsetzung)

Er führte seinen Zunamen deshalb, weil er in der Nähe der „Post“ wohnte, ein braver Mann, der einstens in Ulm als Musterreisender zu Pferd für den Ulmer Tabakfabrikanten Bürglin ein karges Brot verdiente. Er reiste oder genauer er ritt zu seinen Kunden im Württembergischen und im Bayrischen; seine Muster hatte er hinter dem Sattel auf dem Pferd verstaut.

Pauline gebar ihm vier Kinder: Pauline, geboren 1863, verheiratete sich, wie der Vater später vermerkte, gut, denn sie wurde die (zweite) Frau des Trikotfabrikanten Reinhold Haux auf der Steige. Der Vater kennzeichnet sie als sehr fromm, was löblich sei, solange es nicht übertrieben werde, dann könne es auch gefährlich werden.

Als zweites Kind dieser Ehe wurde 1865 der Sohn Otto geboren. Er lernte beim Vater das Malerhandwerk, war aber etwas arbeitsscheu, sah überall bei seinen Aufgaben nur das Negative. Er heiratete in Radolfzell die Tochter des aus Ebingen stammenden Goldarbeiters Scherer und wurde wegen seines Mangels an Stetigkeit das Sorgenkind des Vaters.

Die Tochter Eugenie, Jahrgang 1866, blieb ledig. Das jüngste der vier Kinder Paulines war eine gleichnamige Tochter, ein gutes Jahr nach

Eugenie geboren. Sie fand später in Reallehrer Widmann in Bietigheim einen Lebensgefährten.

Als nach dem wiederum frühen Tod seiner zweiten Frau der Witwer mit sechs Kindern da stand, erbarmte sich seiner und seiner Kinder Paulines Schwester Mathilde, 1844 geboren. Die dritte Hochzeit fand 1868 statt, und die dritte Frau überlebte ihren Mann noch. Sie gebar den Sohn Emil, der sich nach dem Besuch höherer Schulen auf eine gehobene Laufbahn bei der Post vorbereitete und es bei Lebzeiten des Vaters zum Inspektor brachte. Er war der Stolz seines Vaters. Seine Frau fand der Sohn in der Familie Haux: er heiratete eine Tochter des Reinhold Haux aus dessen erster Ehe. Von dieser Hochzeit berichtet Dietrich in seinem Tagebuch: Die Hochzeit fand 1903 statt. Sie verlief sehr schön, nur nach meinen Begriffen etwas zu kostspielig, allein der Arrangeur (Haux) wollte es scheint's so haben. Nach meinem Willen wäre es einfacher ausgefallen. Mein Bruder hat sich gut amüsiert. Um 11 Uhr wurde es meiner Frau unwohl, dann haben wir, ohne groß Abschied zu nehmen, den Heimweg angetreten, wo es bald wieder besser wurde. Am andern Tag war Nachhochzeit in Tailfingen. Wir

malerei benützt zu werden. Ich habe die Gelegenheit benützt, Skizzen davon zu sammeln, welche nicht fein gemalt waren, aber sie enthielten verschiedene nette Entwürfe. Der gotische Chor bleibt bestehen. Ich glaubte, es würde etwas Großartiges gebaut, aber nach dem Modell kommt es mir nicht so vor. Ich habe mich gegenüber dem Kirchengemeinderat unverhohlen darüber ausgesprochen. Wir haben uns schon lange an unserer Kirche genieren müssen; wenn's Geld nicht langt, hätten wir uns lieber noch länger geniert. Wenn jeder Bürger 1% von seinem Vermögen gegeben hätte, wäre eine Ebingens würdige Kirche entstanden". (Über die Martinskirche nach ihrer Fertigstellung hat sich Bantel in seinem Tagebuch nicht geäußert).

Als man einige Jahre später daran ging, ein neues Vereinshaus zu bauen, suchte man nach Männern, für den Ausschuß. Herr Ziegler, der Sohn des ersten Ebingen Zeichenlehrers, schrie gleich: Maler Bantel! So wurde er der erste im Vorschlag und wurde auch gewählt. Aber wenn ihm die Kirche nicht stattlich genug war, so schien ihm das neue Vereinshaus zu großartig. Dem Bauer Jakob Georg Wolfer wurde ein Haus auf dem Kirchengraben für Handwerksburschen abgekauft. Das Haus soll abgerissen und ein Neubau erstellt werden. Fabrikant Christian Ludwig Maag hat das Haus um 27000 Mark gekauft und dem Verein gegen Bezahlung abgegeben. Ich habe dem Ausschuß zu bedenken gegeben, wohin das Haus zu stehen kommt. Es kostete viel Geld, in dem alten Festungsgraben zu bauen, bis man einen richtigen Grund habe. Es wurde mir aber erwidert, daß die unteren Räumlichkeiten im Boden für Keller usw. notwendig seien. Will sehen, wie es sich rentiert und wer das Geld dazu gibt. Allerdings auf den Ausschuß von 15 Mitgliedern bekommt man schon Geld. Ich werde mich aber, wenn irgend möglich, an der Spekulation nicht beteiligen, da ich die Sache für etwas übertrieben halte. Die milden Beiträge sind schon zur Kirche stark in Anspruch genommen worden. Habe aber im Sinn, mich etwas zurückzuziehen und anderen diese Ehrenämter zu überlassen. Ich bin allerdings in meinem Alter noch gut dran. Aber wenn man einem das Alter auch nicht ansieht, man ist eben doch alt. Ich wurde diese zwei Tage bei der Prüfung sehr müde, von morgens 1/2 8 Uhr bis abends 7 Uhr auf den Füßen mit einer Stunde Mittagspause. Das ist doch etwas viel".

In seinem letzten Lebensjahr bekümmerten Dietrich Bantel noch zwei Dinge. Das eine hing mit der Einrichtung des Truppenübungsplatzes Heuberg für das XIV. (badische) Armee Korps zusammen. Ehe dort die Wohnbaracken fertig waren, gab es im August 1910 große Einquartierung in Ebingen, 1600 Mann aus Freiburg und Konstanz... „Sie schießen auf dem Berg, aber auf Scheiben. Da glauben viele, es sei ein Gewinn für Ebingen. Ja, Metzger, Bäcker, Wirte usw., das kann sein, kann aber auch manches Unangenehme bringen. Bis die Baracken auf dem Berg fertig sind, werden wir noch manche Einquartierung bekommen, was bei der teuren Zeit mit Unkosten verknüpft ist. Nun haben wir viele Fabrikanten, denen eine ordentliche



Portion aufkroiyert wird, so 10, 20 bis 80 Mann. Die Soldaten werden manches mitbringen, aber auch dahinter lassen, und ob sie mit den Fabrikleuten gut auskommen, ist wegen der Mädchen auch eine Frage."

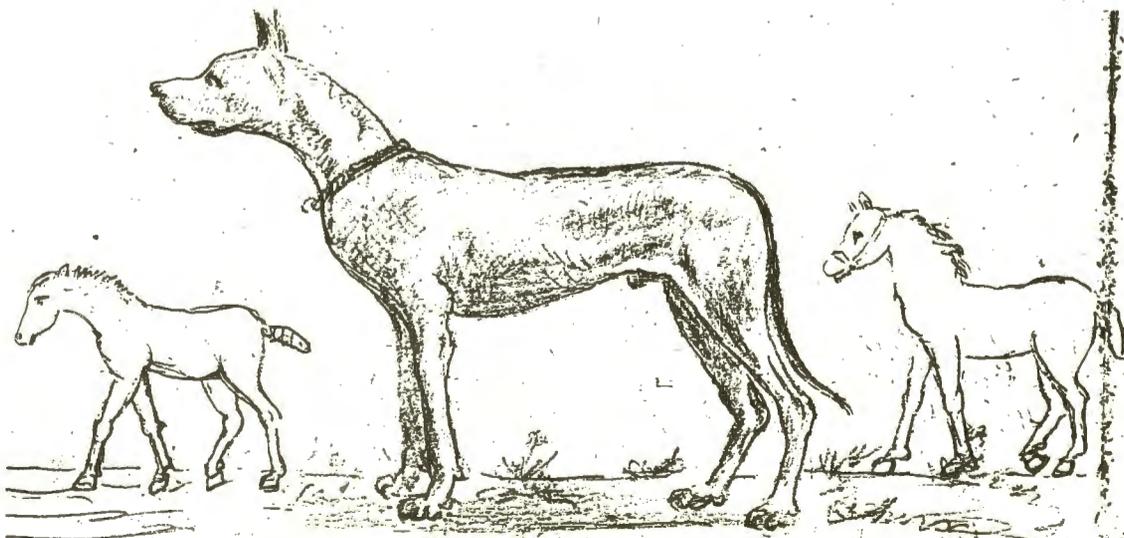
Einige Monate später kam es zu dem großen Brand im Markt. Schon vor diesem Ereignis war in der Stadt und auf dem Rathaus viel darüber diskutiert worden, wohin ein neues Rathaus am besten zu setzen sei, ohne daß man zu einem festen Ergebnis gekommen wäre. Bantel war wie noch mancher andere der Meinung, als bester Platz biete sich das Gelände beim Obertorkaten an, ein paar weitere Gebäude könnten hinzugenommen werden. Da veränderte der Brand alles. Der Malermeister berichtet darüber ähnlich wie Herr Hummel: „Am Erscheinungsfest nachts 1/2 1 Uhr läuteten sämtliche Glocken, es brannte im Warenhaus (Mehl) neben dem (alten) Rathaus so schnell, daß in kurzer Zeit die ganze Reihe Häuser vom Rathaus bis ans untere Eck beim Marktbrunnen abgebrannt ist. Es gab ein kolossales Feuermeer bis morgens 4 Uhr, da war man so ziemlich Herr darüber. Wie es angegangen ist, weiß bis jetzt niemand. Die Magirusleiter funktionierte nicht recht, es soll etwas im Auftrieb gewesen sein, was am Anfang nicht gefunden wurde. Auch sei die Feuerwehr spät gekommen, so daß die Einwohner vom 3. Stockwerk in die Feuertücher springen mußten. Dabei verunglückte ein Mädchen. Auch der Schwager vom Kaufmann Mehl, der erst um 12 Uhr vom Wirtshaus nach Haus kam, wurde um 1/2 1 Uhr von seinem Schwager geweckt. Er soll auch Antwort gegeben haben, aber es war schon alles voller Rauch, und so muß er scheint's erstickt und verbrannt sein. Die vergoldete Fahnen spitze mit den Preismedaillons ist auch verbrannt. Man ist immer noch am Abräumen, hat aber bis heute vom Schwager nichts gefunden. Er war ein mit einem Buckel behaftetes Männchen und engrüstig. Auch soll Herr Mehl die Ladenmiete nicht einmal mitgenommen haben aus lauter Angst und Eile. Gerettet konnte ganz wenig werden. Einige Hausbewohner sollen (in der Hausratversicherung) nicht versichert gewesen sein. Es waren einige der ältesten Häuser Ebingens, 5-600 Jahre alt, alles aneinander hängend. Um die Häuser ist es eigentlich nicht schade. Es waren lauter Giebelhäuser, 70 Fuß tief, inwendig dunkel, schlechte Stiegen, eben alles alt. Die Stadt hat bis jetzt sämtliche Brandplätze abgekauft, hat sich aber Zeit vorbehalten bis 15. März. Dann kann sie den Platz

behalten oder abgeben, sie hat aber meiner Ansicht nach viel zu teuer bezahlt. Der Meter kommt bereits auf 100 Mark nach Abzug des Brandkassengeldes. Es können auf dem Platz, wo zehn Häuser standen, jetzt bloß noch zwei Doppelhäuser oder vier einzelne Häuser gebaut werden. Das gibt teure Häuser. Überläßt man den Platz den Brandgeschädigten, so wird die Sache schwer zu machen sein, da unten die Straße mit dem Brandplatz erweitert werden soll und da, wo „die Kanne“ stand, die Kronenstraße durchgebrochen werden soll.

Einige Wochen später entwickelte Bantel seinen Plan: „Auf den Brandplatz gehört kein Rathaus, das paßt nicht, da gehören Geschäftshäuser hin. Das Rathaus gehört an den Platz der Zehntscheuer (= Obertorkaten). Dazu braucht man nur Schneider Kemmlers Haus, den „Mohren“ und das Wachthäusle. Der Eisenladen (von Schweikert) steht wohl, ist gar nicht im Weg, im Gegenteil schließt derselbe schön ab gegen den Kirchengraben. Wenn das weg wäre, was sähe man da Schönes? ein paar alte Häuser, den „Kirchenwirt“, der auch schon lange zum Abbruch bestimmt ist. Der Eisenhändler wird in seinem Interesse sein Haus so schön als möglich herausputzen, tapfer seine Ladenfenster dem schönen Rathaus zuwenden. Die Hauptfront vom Rathaus kommt Lautlingen zu, der Eingang an die Marktstraße, an die Seite von Kemmlers Haus das Treppenhaus und Gang, in den unteren Stock die Polizeiwache, Arrestlokal usw., in den 1. Stock die Stadtschultheißenkanzlei, die Ratsschreiberei, der Saal zur Beratung in der Mitte, hinten wieder drei Kanzleien. Im oberen Stock Kanzleien für verschiedene Branchen. Die beiden Notariate sind im Eichamt gut aufgehoben, ist auch nicht zu weit weg“.

Wieder ein paar Tage später schreibt Bantel: „Der Rathausbau kommt auf den Brandplatz. Bedauere sehr. Wäre schöner oben herüber bei der Zehntscheuer gestanden. Das werden später noch viele bereuen. Wo haben die Bauräte hingeschaut? Sind vielleicht beeinflusst worden“.

Das ist der letzte Satz in dem mehrere hundert Seiten starken Band, bis zuletzt in einer zügigen Schrift geschrieben. Am 18. April 1911 hat Dietrich Bantel, 80 Jahre und 2 1/2 Monate alt, die Augen für immer geschlossen. Ein angesehenen Bürger der Stadt Ebingen, um die er sich verdient gemacht hat. Für eine großzügige Planung des Rathauses hätte der Platz beim Obertorkaten bei weitem nicht gereicht. Der Malermeister kannte die Raumwünsche der Verwaltung nicht und war auch kein Baumeister.

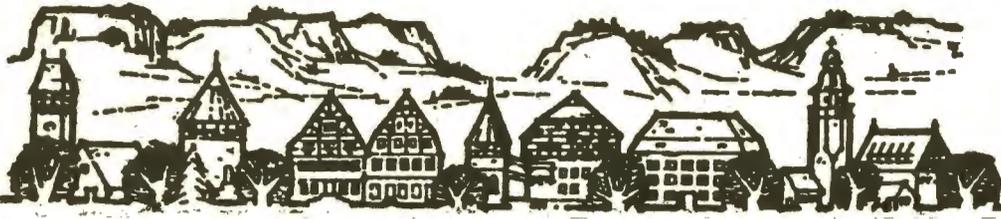


Die Verfasser  
der Beiträge in dieser Ausgabe  
Dr. Peter Thaddäus Lang, 7470 Albstadt 1,  
Stadarchiv, Johannesstraße 5,  
Telefon (07431) 162120  
Dr. Walter Stettner, 7470 Albstadt 1,  
Friedrich-List-Straße 57,  
Telefon (07431) 4229

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.  
Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 7782.  
Redaktion: Robert Kohler, Balingen  
Königsberger Straße 89, Telefon 6336.  
Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

# Heimatkundliche Blätter

## Balingen



Jahrgang 35

31. Dezember 1988

Nr. 12

### Bestandsaufnahme von Rauch- und Mehlschwalbennestern in Ostdorf und Heselwangen

von Dr. Karl-Eugen Maulbetsch und Richard Parlitz

Rauch- und Mehlschwalben gehören wohl zu den bekanntesten und beliebtesten Vogelarten. Die Menschen freuen sich, wenn die ersten gewandten Flugakrobaten nach den Wintermonaten als Frühlingsboten erscheinen. Bei der bäuerlichen Bevölkerung galten die Schwalben seit jeher als Glücksbringer. Stalltüren und Scheunentore wurden geöffnet, um die Rückkehr in die Gebäude hineinzulassen. Ihre Anwesenheit sollte Haus und Hof vor Blitzschlag schützen und das Vieh vor Krankheiten bewahren. Doch mit dem Wandel der Dörfer, mit der Aufgabe der bäuerlichen Betriebe, sind insbesondere die Rauchschwalben seltener geworden. Die Erfassung der Nester kann ein grobes Bild über den Bestand der Schwalben an einem bestimmten Ort vermitteln. Die Ortsgruppe Balingen im Deutschen Bund für Vogelschutz interessierte sich für die Anzahl der Rauch- und Mehlschwalbennester in Ostdorf und Heselwangen. Dazu wurden in den vergangenen Sommermonaten Zählungen durchgeführt. Da in Ostdorf Ergebnisse aus dem Jahre 1981\* vorliegen, können quantitative Vergleiche gemacht werden. Die folgenden Ausführungen enthalten u. a. die Ergebnisse der Zählungen. Zunächst aber einige allgemeine Bemerkungen über Rauch- und Mehlschwalben.

Die Schwalben sind in Europa weit verbreitet. Die Mehlschwalbe kommt in Skandinavien noch bis zum 71. Breitengrad vor. Das nördlichste Verbreitungsgebiet der an Kälte weniger gut angepassten Rauchschwalbe liegt dagegen einige Breitengrade weiter südlich. Auch im Gebirge findet man Mehlschwalben in noch wesentlich höheren Lagen als Rauchschwalben. Der tief gegabelte Schwanz, die stark verlängerten äußersten Steuerfedern und die rotbraune Kehle und Stirnpartie bei der Rauchschwalbe bilden im Aussehen die Hauptunterscheidungsmerkmale zu der Mehlschwalbe. Bei letzterer sind Kehle, Unterseite und Bürzel weiß.

Weitere markante Unterschiede gibt es im Flug, in der Nestanlage sowie in der Nestform. Die Flügelschlagfrequenz ist bei den Mehlschwalben wesentlich höher und das Flugbild entsprechend flatternder. Die Mehlschwalben bauen ihre bis auf das Einflugloch geschlossenen Nester überwiegend an den Außenwänden der Gebäude unter Dachvorsprüngen. Die Rauchschwalben dagegen bevorzugen die Innenräume, meist Ställe und Scheunen. Gründe für dieses Verhalten sind sicher die Wärme und das größere Nahrungsangebot. Die napfförmigen Nester werden an Balken oder Wänden in geringer Entfernung von der Decke angelegt. Die Gelegegröße schwankt bei der Rauchschwalbe zwischen drei und sieben Eiern und bei der Mehlschwalbe entsprechend zwischen zwei und sechs. In einer Brutsaison kommt es bei beiden Arten zu ein bis drei Bruten. Bei der Mehlschwalbe ist die Wahrscheinlichkeit für eine dritte Brut jedoch geringer als bei der anderen Art. Die Brutdauer beträgt etwa 14 Tage. Unterschiede gibt es bei der Nestlingszeit der Jungvögel. Diese dauert mit etwa 23 bis 30 Tagen bei Mehlschwalben länger an als bei jungen Rauchschwalben. Die Zeitspanne ist hier etwa 20 bis 24 Tage. Größere Differenzen sind auch beim Gewicht vorhanden. Junge Rauchschwalben wiegen nach dem Schlüpfen zwischen 1,6 und 1,8 g. Nach 12 bis 15 Tagen erreichen sie ihr Höchstgewicht mit 22 bis 25 g. Dieses nimmt dann bis zum Ausfliegen nach drei Wochen wieder um etwa 6 g ab. Die leichteren Mehlschwalben-Jungvögel haben ein Schlüpfgewicht zwischen 1 und 1,5 g. Der durchschnittliche Maximalwert ist nach 16 bis 19 Tagen mit 24 g erreicht. Auch hier vermindert sich das Gewicht um drei bis sechs Gramm bis zum Verlassen des Nestes. Mehlschwalben können die Körpertemperatur und die Stoffwechselaktivität absenken und so in einen starreähnlichen Zustand verfallen. Dadurch können ungünstige



Nr. 1: Rauchschwalbe gut erkennbar der gegabelte Schwanz und die rotbraune Kehle

Ernährungssituationen und schlechte Witterungsverhältnisse überbrückt werden. Diese Fähigkeit ist, allerdings weniger stark ausgeprägt, auch bei Rauchschwalben vorhanden. Eine weitere Strategie zur Vermeidung von Wärmeverlusten liegt darin, daß sich Schwalben eng zusammenschließen, sie bilden sogenannte Cluster. Rauch- und Mehlschwalben jagen bei Tag nach Insekten und sie trinken und baden im Flug. Sie brüten gesellig, die Rauchschwalbe bevorzugt allerdings aufgelockerte Kolonien. In Mitteleuropa haben sich beide Arten eng an den Menschen angeschlossen, sie sind zu Kulturfolgern geworden. Als Zugvögel ziehen sie bei Tage. Aus den afrikanischen Winterquartieren kehrt die Hauptmasse der Schwalben in der Zeitspanne von Mitte April bis Mitte Mai zurück. Bevor die Vögel zur Überwinterung wieder abziehen, sammeln sie sich z. T. in großen Schwärmen. In unserem Raum geschieht dies z. B. entlang der Eyach und in den Schilfzonen der Schieferseen auf dem Heuberg. Der Wegzug beginnt bereits Anfang August; der größte Teil zieht jedoch zwischen Mitte September und Anfang Oktober weg. Einzelne Nachzügler treten noch im November ihren Rückflug an.

Die Bewohner in Ostdorf und in Heselwangen wurden im Mitteilungsblatt bzw. im Balingener Tagesspiegel des ZAK über die Absicht, eine Nesterzählung durchzuführen, informiert und um Unterstützung gebeten. Dieser Aufruf enthielt außerdem eine Kurzbeschreibung der interessierenden Schwalbenarten. Die Zählung in Ostdorf wurde von den Gymnasiasten Richard Parlitz, Christopher Parlitz, Roland Beck, Alexander Knebel und Jörg Schuler durchgeführt. Die Zähler in Heselwangen waren Herr Eberhard Schneider und Frau Eva Armbruster. Ein Fragebogen bildete die Grundlage zur Erfassung der Nester. Er enthielt Fragen zum Standort, zur Besetzung und Qualität sowie zur Art der Nester. Von Interesse war auch die landwirtschaftliche Betriebsform und die Viehhaltung. Die nachstehenden Tabellen enthalten die Ergebnisse der Zählung in Ostdorf im Jahre 1988 und die entsprechenden Vergleichswerte aus dem Jahre 1981.



Nr. 2: Rauchschwalbe beim Anflug zur Fütterung der Jungvögel

Gesamtzahl der Nester:	1981	1988
	237	203
davon Rauchschnalben- nester:	91 (38%)	63 (31%)
davon Mehlschnalben- nester:	146 (62%)	140 (69%)

Tab. 1: Mehl- und Rauchschnalbenester 1981 und 1988

Rauchschnalbenester, Gesamtnesterzahl:	1981	1988
	91	63
davon besetzt:	50 (55%)	27 (43%)
unbesetzt:	41 (45%)	36 (57%)
Anteil der Kunstnester an der Gesamtnesterzahl:	31 (34%)	5 (8%)
Anteil der Naturnester an der Gesamtnesterzahl:	60 (66%)	58 (92%)
Anteil der Kunstnester an den besetzten Nestern:	—	2 (7%)
Anteil der Naturnester an den besetzten Nestern:	—	25 (93%)

Tab. 2: Besetzung und Art der Nester Rauchschnalben

Mehlschnalbenester, Gesamtnesterzahl:	1981	1988
	146 (62%)	140 (69%)
davon besetzt:	77 (53%)	104 (74%)
unbesetzt:	69 (47%)	36 (26%)
Anteil der Kunstnester an der Gesamtnesterzahl:	80 (55%)	89 (64%)
Anteil der Naturnester an der Gesamtnesterzahl:	66 (45%)	51 (36%)
Anteil der Kunstnester an den besetzten Nestern:	—	73 (70%)
Anteil der Naturnester an den besetzten Nestern:	—	31 (30%)

Tab. 3: Besetzung und Art der Nester Mehlschnalben

Die Anzahl der Mehlschnalbenester hat gegenüber 1981 geringfügig um sechs Nester abgenommen. Die Besetzung der Nester ist jedoch um 20 Prozent gestiegen. Damit dürfte die Population der Mehlschnalben in Ostdorf zugenommen haben. Sicher hat das vermehrte Angebot an Kunstnestern dazu beigetragen. Große Einbrüche gab es bei den Rauchschnalben. Hier ging die Nesterzahl von 91 auf 63, also um 31 Prozent zurück. Ähnliche Tendenzen weist die Besetzung auf. Diese verminderte sich um 12 Prozent. Untersuchungen zeigen, daß die Siedlungsdichte der Rauchschnalbe um so größer ist, je mehr landwirtschaftliche Anwesen mit entsprechender Viehhaltung vorhanden sind. Darüber hinaus ist die Anzahl der Nester



30 Tage alte junge Rauchschnalben

pro Gebäude um so größer, je kleiner der von der Landwirtschaft geprägte Ort ist. Entscheidend für den Brutplatz der Rauchschnalbe ist also die ländliche Umgebung – diese bietet eben ausreichend Insektennahrung. Die landwirtschaftlichen Betriebe haben in Ostdorf z. B. von 103 im Jahre 1970 auf 42 im Jahre 1987 abgenommen. Auch die Viehhaltung ist zurückgegangen. 1981 gab es noch 18 bis 19 Betriebe mit Milchkühen, 1985 wurden 15 entsprechende Betriebe gezählt und heute sind es noch zwölf Betriebe. Die Siedlungsfläche hat sich ausgeweitet und der alte Ortskern wird weiter modernisiert. Parallel zu diesen Veränderungen wanderten die Rauchschnalben ab. Der überwiegende Teil der Nester beider Arten liegt im Ortskern. Die Neubaugebiete westlich, östlich und südlich davon sind wenig und dann nur von Mehlschnalben besiedelt.

Die Tabellen 4 und 5 enthalten die Ergebnisse der Zählung in Heselwangen.

Gesamtzahl der Nester 121; davon Naturnester: 72; Kunstnester: 49 davon besetzt: 70; unbesetzt: 51
--

Tab. 4: Gesamtzahl und Art der Nester

Rauchschnalbenester: 18; alle Nester sind Naturnester Mehlschnalbenester: 52; davon 38 Kunstnester und 14 Naturnester
--

Tab. 5: Verteilung der 70 besetzten Nester

Die Hauptverbreitungsgebiete liegen im Bereich der Lußstraße und Auf dem Pfeffinger sowie entlang den Häuserreihen der Bürgermeister-Jetter-Straße, der Wettgasse und der Streichener Straße. Vereinzelt Vorkommen sind im Gebiet der Trogenstraße und der Hohe Straße. Nur noch an vier Stellen gibt es sowohl Rauch- als auch Mehlschnalben. Die Rauchschnalben sind in landwirtschaftlichen Betrie-

ben mit Großviehhaltung bzw. Pferde- und Schafhaltung. Den Rekord an Mehlschnalben-Kunstnestern hält das Gebäude in der Bitzstraße 4 mit 20 Nestern (Ewald Roller).

Probleme gibt es heute auch beim Nestbau. An dem glatten Verputz der Außenwände vieler Häuser besteht keine Möglichkeit mehr für die Mehlschnalben Nester zu befestigen. Auch die Rauchschnalben haben in den modernen Stallungen mit wenig rauhen Innenwänden und fehlenden Balken ihre Schwierigkeiten bei der Nestverankerung. Mangel besteht auch an Baumaterial. Durch die Asphaltierung vieler Feldwege fehlt es an wassergefüllten Löchern. Hier kann man den Schnalben Lehmputzen anbieten. Beiden Arten kann man jedoch mit Kunstnestern helfen. Gerade die Rauchschnalben nehmen Nisthilfen an, wenn man einen Abstand von etwa 6 cm zwischen Decke und oberem Nestrand einhält – eine Tatsache, die wenig bekannt ist. Weiter ist bei Rauchschnalben-Kunstnestern zu beachten, daß diese in ausreichender Entfernung voneinander aufgehängt werden. Für die Mehlschnalben kann man sie dagegen kolonieweise montieren. Bretter unterhalb der Nisthilfen vermeiden Kotspritzer und lösen so das Verschmutzungsproblem. Künstliche Nester lassen sich aus etwa zwei Teilen Sägemehl und einem Teil Zement sowie Wasserglas herstellen. Der zähe Brei wird dann an napf- oder halbkugelförmigen Vorlagen aus Styropor zum entsprechenden Kunstnest geformt. Mit Hilfe anzementierter Metallblättchen oder auch mit Nägeln werden diese dann an Holzbrettern befestigt. Mit zur Wandbefestigung senkrechter Bretter deckt man bei Mehlschnalben-Nisthilfen die oberen Öffnungen ab.

Auskünfte erteilen die Ortsgruppen im Deutschen Bund für Vogelschutz.

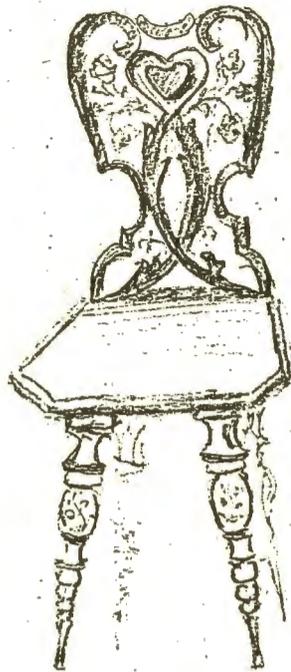
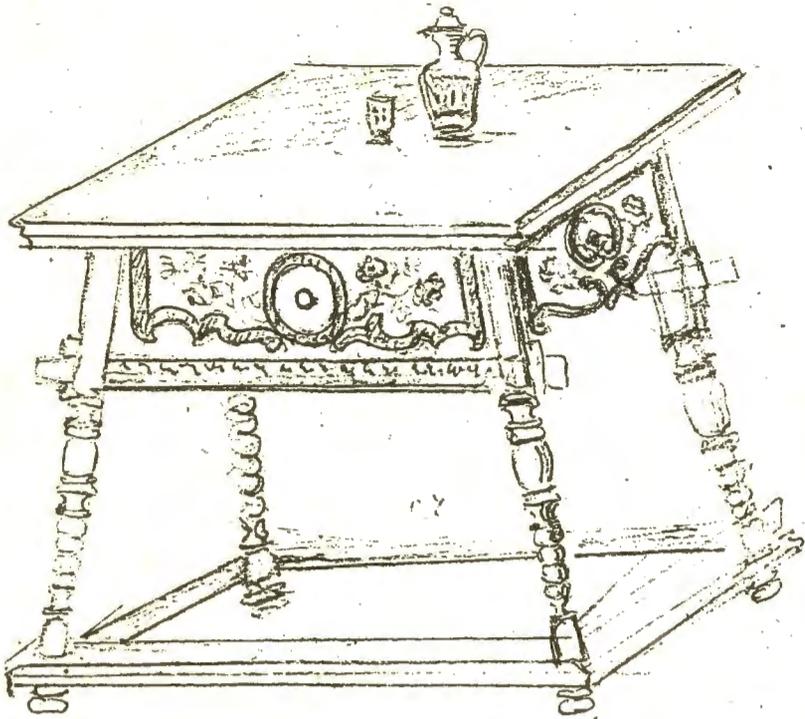
\* Anmerkung: Die Bestandsaufnahme aus dem Jahre 1981 wurde von Klaus Gollmer, Helmut Rebstock, Birgit und Ralf Thielen gemacht.

## Malermeister Bantle auf dem Weg nach Ebingen

von Dr. Walter Stettner

Wir haben uns in Gedanken von Dietrich Bantel verabschiedet, als er von seiner Gesellenreise nach Norddeutschland heimkam, veranlaßt durch die Pflicht „zu spielen“ (ob man Soldat werden müsse). Also am 1. März gespielt. Meine Mutter wartete schon auf mich. Als ich jubelte „frei“, liefen ihr die Tränen herunter. Im Augenblick konnte ich nicht wieder in die Fremde, ich hatte zum Reisen kein Geld, meine Mutter auch nicht. So sah ich mich in Ulm um Arbeit um, bei Maler Taglieb wurde ich eingestellt und schaffte dort bis Mitte Sommer. Da ich aber einsah, daß keine Winterarbeit vorhanden sei, wollte ich wieder in die Fremde, diesmal nach Wien. Meine Mutter begleitete mich nach Pfuhl, dort gab ich ihr zwei Kronentaler und verabschiedete mich von ihr. Günzburg, Lauingen, Dillingen. Da wurde ich schon eingestellt. Ich hatte dort eine nette Stellung, 2 Gulden 24 Kreuzer Wochenlohn, im Winter 1 Gulden 30 Kreuzer. In Haunsheim mußten wir ein Schloß, das hoch auf einem Felsen stand, so malen oder streichen, wie wenn es alt wäre. Der Besitzer hieß Süskind. Es war eine Stunde von Lauingen. Dann wurde das Schloß inwendig gemalt. Ich malte im Treppenhaus ein Rosettchen und dachte so über mich nach. Um deine 2 Gulden 24 Kreuzer kannst keine Familie ernähren und erst recht nicht im Winter, wenn du je Arbeit hast, für 1 Gulden 30 Kreuzer. Bleibt also nichts anderes übrig als ledig bleiben, versparen kann ich ja auch nichts bei diesem Lohn. Jedoch der Mensch denkt, Gott lenkt. Meine Mutter schrieb mir, mein Bruder, den man Zigarrenmachen lernen ließ, tue nicht gut, ich solle doch heimkommen, um ihr bei der Erziehung behilflich zu sein. Mein Herr sah nicht gut dazu, allein unter diesen Umständen sei nichts zu machen.

So kam ich wieder nach Ulm. Ich arbeitete so drei Wochen daselbst und malte gerade eine Rosette, da kommt mein Prinzipal, Herr Hasenkampf, aufs Geschäft. Er sagte: „Ich habe eine Kirche in Binzwangen zu malen. Komme ich da kürzlich hin und die streichen mit meinen Farben ein Bauernwägle an, das kann ich doch nicht brauchen. Wollten Sie nicht dorthin gehen, ich habe das Vertrauen zu Ihnen. Werde Ihnen ein Schreiben mitgeben, daß Sie die Aufsicht führen. Paßt Ihnen einer nicht, so schicken Sie ihn heim. Sie bekommen 1 fl. 12 Kr. Taglohn.“ (Vorher hier 54 Kr.). „Es tut mir leid“, sagte ich, so verlockend und ehrend das für mich ist, aber meine Mutter hat mich beauftragt, über meinen Bruder zu wachen, der nicht gut tut. Wir seien im Freien aufgewachsen; jetzt auf einem Stuhl zu sitzen und den ganzen Tag Zigarren zu machen, das gehe schwer. Wenn ich meinen Bruder mitnehmen könnte als Lehrling, wäre ich schon damit einverstanden. Ja, meinte er, das käme doch zu kostspielig heraus. Er könne im Anfang doch nicht so viel verdienen, aber das wolle er: ihn unentgeltlich lernen lassen; ich solle ihn hier bei den Gesellen lassen. So ging es. Ich kam nach Binzwangen und zeigte den Gehilfen den Brief vom Herrn; die haben einen Schaller gelacht und den Brief zerrissen. Ich dachte: Mit diesen Gesellen logierst nicht im Wirtshaus. Ich bekam ein Privatlogis bei einem Schreiner unweit der Kirche, der hatte keine Kinder. Zwei Gulden die Woche, Kost und Logis frei, ich müsse eben so vorlieb nehmen, man habe nicht alle Tage Fleisch, aber am Sonntag morgens Kaffee und mittags Fleisch, sonst die Woche morgens Haferbrei, mittags Kartoffeln, Spätzle, Kraut usw. Ein Gehilfe von Wiesensteig ist selbst ausgestiegen, der hatte das Fassen des Altars über-



nommen. Einen Anstreicher habe ich heimgeschickt, er war eigentlich Gipser und hat sich als Maler ausgegeben, war recht zum Grundieren und die Kirchenbänke anstreichen, besseren Anstrich konnte er nicht machen, hat eben früher bei seinem Gipser Häuser angestrichen, dann wollen sie Maler sein.

Nun war die Kirche fertig. Ich hatte mir 75 Gulden erspart, die ich anlegte in Ulm beim Kaufmann Bräuninger. Es war bereits Weihnachten, jetzt geht's heim nach Ulm. Da machte mir mein Hausherr, der Schreinermeister, auch Posaunenbläser, der mich scheint's lieb gewonnen hatte, den Vorschlag: „Mein lieber Bantel, Sie haben jetzt diese 75 Gulden erspart. Gehen Sie jetzt über die Feiertage nach Ulm zu Ihrer Mutter, dann kommen Sie zu mir, bis der Winter vorüber ist. Wir bekommen vielleicht da oder dort etwas Arbeit; wenn Sie den Winter über in Ulm ohne Arbeit sind, geht Ihr erspartes Geldchen wieder drauf und Sie können von vorne anfangen und kommen zu nichts. Wenn Sie mir das Kostgeld bezahlen können, ist's recht, im andern Fall geht es auch ohne Kostgeld.“ Das war ein Wort von einem katholischen, mir vorher ganz fremden Mann.

Ich befolgte seinen Ratschlag und kam von Ulm wieder zurück, strich Kästen an, malte Herrgöttle an, kurzum, ich konnte ihm das Kostgeld bezahlen. Ende Februar kam die Kunde nach Binzwangen, ein reicher Braumeister sei in Scheer, drei Stunden vom Binzwangen. Wir sprachen davon, der werde gewiß seine Sachen herrichten lassen, wenn er so reich ist. Ich machte Muster in verschiedenen Holzarten auf Papier und nahm zwei Gulden mit und damit los nach Scheer. Mittags drei Uhr kam ich an, ließ mir ein Bier geben, paßte, um mit dem Braumeister Rücksprache zu nehmen, kam aber nicht dazu und mußte schließlich übernachten. Nun dachte ich: dann hast doch eine Rechnung von 48 Kreuzern. Am Morgen nach dem Vesper sprach ich mit ihm; der sagte mir: „Lieber Herr, ich bin bloß Pächter, ich lasse dem Fürstenberg nicht malen, adieu!“ Nun dachte ich: Bist einmal da, gehst nach Mengen, eine halbe Stunde Wegs. Als ich in Ennetach, einem Bauerndorf 10 Minuten vor Mengen ankam, sah ich eine Wirtschaft, die von außen eines Anstrichs sehr bedürftig schien. Also hinauf! ein Glas Bier vom stärksten! Eine ältere Frau brachte es mir, der Wirt war nicht da. Ich zeigte der Haushälterin – die Frau war gestorben – zur Unterhaltung meine Muster; die Frau staunte und sagte: „Ja kann man so auch Tische anstreichen?“ Als ich das bejahte, sagte sie: „Wenn jetzt der Wirt da wäre, müßte er mir die Tische so anstreichen lassen.“ Ich ging weiter nach Mengen und zeigte meine Muster in verschiedenen Wirtschaften, ohne Geschäfte zu machen. Meine zwei Gulden schmolzen durch das viele Einkehren auf 36 Kr. zusammen. Da überlegte ich: Wenn ich in der Stadt übernach-

te, langt mein Geld kaum mehr, noch vier Stunden heim laufen konnte ich auch nicht mehr. Also, in Ennetach ist's billiger zu übernachten. Zurück nach Ennetach! 1 Suppe 6 Kreuzer, 1 Schoppen Bier und Übernachten 15 Kreuzer, Morgensuppe 6 Kr. Nun ließ die Haushälterin keine Ruhe, bis der Wirt die Muster angesehen hatte, das hat ihm auch gefallen, und die Haushälterin tat das Möglichste dazu. „Was kostet die Arbeit, fünf Tische anzustreichen, aber so müßten sie werden wie auf den Mustern?“ Ich sagte: „Schaffen Sie die Farben an, in Mengen kann man sie haben, ich arbeite billig, wird nicht zu viel sein, am Tag 36 Kreuzer und Kost.“ „Da kann man grad nichts sagen, Sie müssen halt vorlieb nehmen mit dem, was wir auch essen, verhungern werden Sie nicht.“ Also abgemacht. Am Sonntag abend kam ich an, am Montag wurde gleich angefangen. Ich holte die Farben in Mengen und hatte bis 1/2 11 die fünf Tische schon grundiert. Einige Bauern aus der Nachbarschaft saßen auch am Wirtshaustisch. Hinter diese steckte ich: „Wenn nur der Wirt seine Stube anstreichen ließe, ich kann doch nicht vier Stunden wieder nach Binzwangen laufen.“ Nun ja, dann streicht man eben auf Zureden der Bauern die Stube auch an, den getäferten Plafond hellgold mit dunklen Friesen, die Wand mit einem Wandmuster tapetenartig. Nun hatte ich zehn Tage Arbeit. Dann benutzte ein Bauer auch die Gelegenheit, acht Tage Arbeit. Wieder Pause. Da ging ich mit meinen Mustern überall herum, habe oft fast geweint, Geld verbraucht, kein Geschäft gemacht, so daß ich schließlich dachte, ich wollte zurück gehen zu meinem Haverkamp nach Ulm. In Mengen waren unter den Bürgern auch zwei Maler. Nun bestellte mich der Ochsenwirt in Mengen, seine Wirtsstube anzustreichen, das Nebenzimmer anzumalen. Der empfahl mich in Mengen, das sei ein rechter Maler, der werde auch fertig mit der Arbeit, kein solcher Blunketer wie die hiesigen. Kurzum, ich bekam Arbeit. Im Pfarrhof in Blochingen Zimmer zu malen, beim Stadtpfarrer in Scheer, die Kaufleute Manhardt, Bissinger, Schneider usw., ich hatte bald die erste Kundschaft, natürlich nicht mehr im Taglohn, auch auf Bauernhöfen und in Mühlen. Dem Tuchmacher Jung malte ich einen sauberen Plafond, da kam ein Schönfärber Hetsch von Biberach, sah diesen Plafond und fragte, ob er mich nicht auch haben könne, er hätte sein ganzes Haus zu malen. Ich sagte zu; so war ich vier Wochen in Biberach, 1 Gulden 24 Kr. pro Tag, dazu Kost und Logis. Farben hat er angeschafft. Da kam ein Brief, von Mengen nachgeschickt. Ein Kaufmann namens Landenberger in Ebingen möchte von mir sein ganzes Haus gemalt haben. Ich sagte zu, in drei Wochen wollte ich kommen. Als ich nach Mengen zurückkam, wollte dieser und jener noch sein Haus gemalt haben. Ich wollte mich dort verheiraten, hatte auch schon ein Haus um 50

Gulden gemietet. Anstatt drei Wochen, wie ich versprochen hatte, waren es nun sechs Wochen geworden. Nun fragte ich, wo das Ebingen sei. Da dürfe ich nur nachts 12 Uhr in den Postwagen einsteigen, dann sei ich früh 6 Uhr in Ebingen. Es sei ein gewerbsames Städtchen mit 5000 Einwohnern. Das habe ich so gemacht. Unterwegs fragte ich den Postillon, ob er das Haus kenne. „Freilich, sagte er, gleich wenn wir nach Ebingen kommen, vorne dran“; er wolle es mir zeigen. Ich sah das Haus im Vorbeifahren. Kukuck! das ist ja schon grundiert! Natürlich, ich bin ja drei Wochen zu spät gekommen. Ich hätte doch vorher schreiben sollen. Ausgestiegen aus dem Postwagen und gleich retour, die Sache näher betrachtet. Ich habe mich nicht getäuscht, es war frisch grundiert, besonders die Ladenverkleidung. Ich ging wieder zurück und schaute ganz betrübt das Städtchen an. Droben in Mengen hatte ich so ziemlich aufgeschafft, es war auch schon der 5. September 1855. Heimlaufen nach Mengen sieben Stunden weit? Versäumen würde ich nichts. Ich habe dort ein Haus gemietet um 50 Gulden, sieht nett aus. Nun kommt mir ein Einfall: Kaufst ein paar Zigarren, brauchst ja nicht zu sagen, daß du der Maler bist, so daß ich noch für mein spätes Eintreffen ausgelacht werde und mich schämen muß vor dem Maler, der jetzt diese Sache macht. Also hinein. „Zwei Zigarren, bitte!“ Eine Frau war da. Welche Preise? – ein Kreuzer das Stück. „Hier! Sie haben scheint's die Maler im Haus?“ fragte ich. Da sagte sie: „Nein, wir warten schon lange auf einen Maler aus Mengen.“ – „Ja, es ist doch schon angefangen, von außen grundiert.“ – „Ja“, sagte sie, das hat der Schreiner getan. Er meinte, es sei besser für das Getäfer, es bekomme nicht so Risse. Nun sagte ich, ich sei der Maler von Mengen; wenn ich noch recht käme, wäre es mir lieb. Ich habe ihr erzählt, auf welche Weise ich verzögert wurde zu kommen. Nun ist es ja auch noch recht, kommen Sie nur herein. Sie stellte mir einen Schoppen Wein, Käse und Brot hin, ich solle es mir recht schmecken lassen. Ein Reisender vom Kübler in Ludwigsburg, der auch nach Mengen komme, habe dort die von mir gemalten Läden gesehen, sich auch sonst nach mir erkundigt und mich ihrem Mann empfohlen. So malte ich dort 4-5 Wochen, dann kam der Apotheker, dem malte ich seine Apotheke, und so blieb ich dann in Ebingen hängen. Ich kündigte das gemietete Haus in Mengen auf und mußte für einmal dort Übernachten 29 Gulden bezahlen, vierteljährigen Zins, weil ich zu spät gekündigt hatte.

#### In Ebingen und um Ebingen herum

„Als ich am 4. September 1855 in Ebingen ankam, lag die Stadt noch in den Windeln. Sie hatte nicht ganz 5000 Einwohner, jetzt sind es über 10000, ist noch einmal so groß. Damals saßen am Oberen Tor die Bürger auf einer Bank. Um vier Uhr ging's ins Wirtshaus mit 5 Kreuzern (= 18 Pfennigen) in der Tasche, und davon sollte man der Frau noch eine Mutschel mitbringen. Das Bier holte man in einem Krug herauf aus einem Faß mit 60 Maß. Die Stadt hatte damals schon etwas Gewerbe gegenüber Mengen, woher ich kam. Ein Strumpfwerber verdiente damals von früh bis spät 6 Batzen (= 24 Kreuzer oder 70 Pfennig). Einige Ebingen, so der schwarze Binder, kauften die Ware zusammen und vertrieben sie auf den Messen in Frankfurt, Konstanz usw. Mit dem Geschäft war es damals auch nicht so weit her, obgleich ich zehn Jahre lang der erste und einzige Maler war. Ich mußte mich viel auswärts nach Arbeit umsehen. Nach und nach habe ich mir eine auswärtige Kundschaft erworben und auch etwas verdient. Gebaut wurde in den sechziger Jahren nur wenig, nach 1870 ging es aber mit Fabrikbauten an, da kam die Trikotfabrikation in Schwung. Die Stadt vergrößerte sich schnell; 1878 kam die Eisenbahn, da gingen die Baupreise rapid in die Höhe. Wer da zugriff, machte einen Schnitt. Ich habe leider in der Jugend böse Erfahrungen gemacht mit meinen Eltern, die zu viel gewagt und alles verloren haben.

Ich mußte mich also viel um Arbeit umsehen. Als man aber merkte, daß der Bantel ein tüchtiger Meister war, der sein Handwerk verstand,

da häufte sich die Arbeit hier und in der Umgebung. Im Jahr 1859 ging das Geschäft in Ebingen sehr flau, weil Österreich, Frankreich und Italien hinter einander kamen. Der Krieg spitzte sich so zu, daß man glaubte, Preußen wolle sich auch dreinmischen. Ich wurde nach Stetten a. k. M. gebeten, um in der „Post“ die Wirtsstube anzustreichen. Allein als ich mit meinem Lehrling und Farben hinaufkam, war keine Lust mehr da, die Stube anzustreichen. Nach vielem Zuspruch von seiten der Bauern und von mir wurde es doch gemacht. Da war in der Küche eine große, bleichsüchtige Köchin, die habe ich kuriert mit Sauerkraut roh aus der Stube und reifem Backsteinkäse unter einander gemischt. Und das half! Nach einem Vierteljahr kam sie mit ihrem Bräutigam nach Ebingen und kaufte beim Kaufmann Umfried ein, wo ich gerade malte. Sie bedankte sich höflich bei mir; dabei hatte ich ihr diese Kur als einfaches Hausmittel im reinsten Spaß angegeben.

1862 wurde ich vom Adlerwirt in Schwenningen bestellt, eine Wirtsstube anzustreichen. Wir schleppten mühsam unseren Karren den Berg hoch und gingen dann dem Reinwald zu. Wie wir eine Viertelstunde gefahren sind, rief es aus dem Wald: Herr Bantel, wohin? – Nach Schwenningen! Da gehe kein Weg nach Schwenningen – Wir gehen durch den Reinwald, da ist's näher. – Mit diesem Karren können Sie nicht durch den Reinwald fahren, unmöglich. Ich kenne den Weg besser als Sie, ich bin noch nie im Reinwald gewesen. Kommen Sie nur wieder auf die Straße. Es fing an zu regnen. Dem Mann zahlte ich eine halbe Bier, der half mir wieder auf die Straße. Nach einer halben Stunde waren wir wieder auf dem gleichen Platz oben auf der Steig. So, nun weiter! Den ganzen Tag regnete es in einem fort. Wir haben in jedem Ort eingekehrt und glaubten, der Regen höre wieder auf. So kamen wir ganz durchnäßt abends um fünf Uhr in Schwenningen an, froh des überstandenen Tags. Wir haben Käs gegessen und Bier getrunken, dann sagte ich zum Adlerwirt, wir wollten morgen anfangen zu arbeiten. Der sagte mir aber zu meinem größten Erstaunen, er könne uns jetzt nicht brauchen, seine Frau sei so krank, da könne er die Maler nicht brauchen. Wenn mir einer mit einem Brett auf den Kopf geschlagen hätte, es hätte mir nicht dümmen werden können. Aber, was wollten wir machen als den andern Tag heimgehen? Den Karren schickten wir am Samstag mit dem Boten zurück.

In Beuron malte ich neun Jahre lang jedes Frühjahr. Da kommt einmal Maler Schilling von Straßberg zu mir und meldet, die Fürstinmutter des Fürsten von Sigmaringen, die in Beuron lebte, wolle ihre Gastzimmer und ihren Speisesalon gemacht haben, ich solle es machen. Trotzdem ich fast keine Zeit hatte, ging ich aus dem Geschäft und malte diese Zimmer. Als ich mit dem Plafond im Speisesaal fertig war, kam die Fürstin und drückte ihre Zufriedenheit aus. Nun hatte ich durch die Maurer die Seitenwände abkratzen lassen, da fielen ganze Stücke Wand weg, welche ich frisch verputzen ließ. Dann sagte ich zum Kammerdiener, jetzt solle er Kohlenfeuer machen und die Flecken trocknen lassen, ich gehe einweilen heim, um das Nötigste wegzuschaffen. Wenn die Wand trocken sei, solle er mir schreiben. Nach ein paar Tagen bekam ich einen Brief, die Fürstin sei sehr böse, daß ich fort sei. Ich bin am Donnerstag in aller Frühe losgewandert, mittags 12 Uhr arbeitete ich schon wieder. Am Samstag kommt die Fürstin angetauscht mit ihrer Kammerjungfer, steht vor mich hin und sagt: Herr Bantel, Sie sind mir empfohlen worden als ein tüchtiger Geschäftsmann; ich finde das nicht. Sie lassen mich stehen mit der ganzen Arbeit und laufen nur so davon. Sie wissen doch, daß ich jeden Tag Besuch erwarte. – Ich wollte mich entschuldigen wegen der nassen Flecken, aber sie schnitt mir das Wort ab: Ausflüchte, Ausflüchte! und verschwunden war sie. Da stand ich nun. Ich wurde wieder bestellt, den Hausgang zu machen. Da ging es mit den Wänden genau so wie im Salon. Jetzt machte ich es anders: Ich schickte den Kammerdiener zur Kgl. Hoheit und ließ sagen, daß ich nicht weitermachen könne, weil die Flecken vom

Ausbessern durch die Maurer naß seien. Da kam gleich ein Benediktiner und holte mich zur Fürstin. „Ich habe gehört, daß Sie wieder verhindert seien in ihrer Arbeit. Da möchte ich Sie bitten, diesem Herrn vom Kloster zu helfen beim Malen in der Kirche. Ich hätte sehr gerne, wenn das Gerüst fortkäme.“ – Nun konnte ich nichts anderes machen, um die Fürstin nicht noch mehr zu erzürnen, als bereitwillig zusage, obgleich ich daheim die Pause gut ausgefüllt hätte. Die Privatkundschaft sollte eben auch besorgt sein. Durch Professor Leins wurde mir meine Arbeit angewiesen, nämlich auf dem Gerüst die gesprengten Bogen zu malen; ein Bruder Andreas wurde mir beigegeben, der die Farbe zu besorgen hatte. Sie hatten ein nettes Lager von Farben in einem extra Magazin, Reibsteine und was zu einer Malerwerkstatt gehört. Nun habe ich fünf Tage im Kloster gemalt mit dem Benediktiner als lutherischer Mann. Aber ruhig und still ging es her den ganzen Tag es wurde auch unter der Messe fortgemalt, nur wenn man am Altar geschellt hatte, kniete alles nieder und schlug das Kreuz, was ich auch mitmachte, um nicht aufzufallen. Dann konnte ich meine Arbeit bei der Fürstin weiter machen. Ich ließ mich durch den Kammerdiener melden, ich sei fertig. Nun wurde ich zur Fürstin gerufen, freundlichst empfangen, auch gefragt, ob ich die Rechnung habe. Diese gab ich ab, sie wurde aber nur auf den Schreibpult gelegt, nicht angesehen. Dann fragte sie, wann ich abreisen wolle. Ich antwortete: König-

liche Hoheit, morgen früh vier Uhr. Sie sagte, sie wolle den Betrag meiner Rechnung mir zuschicken, entschuldigte sich einigermaßen für ihr rasches Auftreten, indem sie sagte, daß Maler Schilling von Straßberg viel Schuld an der Verspätung getragen habe, weil er mich zu spät bestellt habe. Die Bezahlung kam bald nebst drei Mark Trinkgeld für jeden Gehilfen.

Ich war auch seiner Hochwürden dem Pfarrer von Erlaheim, dem in der Periode seines größten Zulaufs mit der Wunderdoktorei oft aus allen Himmelsgegenden Leute, hoch und niedrig, zugeströmt kamen, um sich heilen zu lassen. Dem malte ich seinen ganzen Pfarrhof. Er war sehr zufrieden, ging auch mit mir abends ins Wirtshaus. Da kam es einmal vor, daß ich den Herrn Pfarrer ganz dumm fragte, was das irdene Fäßchen hinter seinem Ofen sei... Da erklärte er mir, es sei sein Essigfäßchen, da kämen alle Wein- und Mostreste, Apfelschalen usw. hinein, das besorge er alles selbst. Ich solle es einmal kosten, das gebe den besten Essig. Ich sagte darauf: Herr Pfarrer, Essig kosten ohne etwas dazu, sei nicht ganz angenehm. – So haben Sie wahrscheinlich auch bemerkt, daß ein Gänschen geschlachtet ist. Ich habe schon mit meiner Haushälterin Rücksprache genommen, daß Sie dazu eingeladen werden, was am Sonntag auch geschah. Er gab mir sogar ein Viertel in Papier, da ich kein großer Esser bin, mit nach Ostdorf. Leider habe ich den Salat zu loben vergessen, es fiel mir erst ein, als ich auf dem Weg nach Ostdorf war.

## Die Sage um das Rathausener Wetterglöcklein

von Gerold Riede

Unsere älteste, wertvollste und immer wieder erwähnte Wetterglocke soll aus der Zeit um 1400 stammen und ist durch eine Sage populär geworden. Die nachweislich gute Gewittervertreibung beim Läuten des oben genannten Wetterglöckchens hatte in früherer Zeit weite Verbreitung gefunden.

In einer Zeit, als praktisch jeder ernährungsbedingt auf die eigenen landwirtschaftlichen Erzeugnisse und Produkte angewiesen war, bedeutete es einen nicht unerheblichen Faktor, wenn man von vernichtenden Hagelgewittern verschont blieb. Als angeblich der Magistrat der freien Reichsstadt Rottweil von diesem Phänomen Kenntnis erhielt, beschloß er diese Glocke für ihre Stadt zu erwerben.

Bei den Kaufverhandlungen soll letztlich der Magistrat den Rathausenern das Angebot unterbreitet haben: Als Kaufpreis von Rottweil einen Gulden an den andern bis nach Rathausen auszulegen.

Weil auf dieses lukrative Angebot der Rottweiler, einige Kirchenstiftungsräte von Rathausen sogleich für einen Verkauf plädierten, soll unser Wetterglöckchen das damals ja noch auf dem Kirchlein im Gewann „Kernhausen“ hing, von selbst zu läuten begonnen haben. Aus diesem orakelhaften Läutegesang habe man die Worte vernehmen können: „Anne Susannen, zu Kernhausen will ich hangen, zu Kernhausen will ich bleiben und alle schweren Wetter vertreiben“. Nach diesem „Orakel“ konnte sich natürlich niemand mehr für einen Verkauf entschließen. Soweit die Sage über unser Wetterglöcklein.

Die Tatsache: Sofern bei starken Unwettern oder Hagelschlag unsere Wetterglocke geläutet wurde, hörte der Hagelschlag binnen weniger Minuten schlagartig auf, habe ich während der letzten Jahrzehnte selbst beobachtet. Auch hörte man schon unmutige Äußerungen Dormetinger Bauern, die behaupteten, die Rathausener würden mit ihrer Wetterglocke die Gewitter in ihre Richtung vertreiben.

Ein Eintrag von Pfarrer Gutmann in der Pfarrchronik lautet: „Die Wetterglocke spielt eine sehr große Rolle in unserer Gemeinde. Manchmal scheint es mir ins Magische, Zaubhafte zu gehen. Man könnte es ausdrücken mit den Worten: Kommt ein Gewitter übers

Dorf, läutet das Wetterglöcklein, dann verschwindet das Gewitter und wir brauchen keine Angst zu haben. Darum habe ich es aus Geschichtsgründen festgehalten“. Soweit Pfarrer Gutmann, obwohl frühere Amtskollegen von ihm, als die Pfarrer noch selbst Landwirtschaft betrieben, vorsorglich eine Hagelversicherung abschlossen.

Obige Tatsachen können zwar nicht gelehrt werden, ob es aber ins Magische geht, wie Pfarrer Gutmann schrieb, möchte ich bezweifeln. Ich persönlich könnte mir diese Tatsache höchstens so erklären, daß die nachweislich gute Gewittervertreibung vielleicht auf ein besonders günstiges (durch Metallegierung und Glockengröße) Tonschwingungs-Verhältnis zurückzuführen ist, welches die Gewitterballung „auseinanderreißt“ und somit entschärft.

Glücklicherweise ist uns dieses Wetterglöcklein über fünf Jahrhunderte und alle Kriegsläufe erhalten geblieben. Gott sei Dank, haben die zuständigen Kirchenstiftungsräte aus dem „sagenhaften Orakel“ früherer Zeit Lehren gezogen, und bei den kriegsbedingten Glockenablieferungen in den Jahren 1917 und 1944 lieber auf das ganze, übrige Geläute verzichtet, nur um unser Wetterglöcklein zu erhalten. Das im Jahre 1957 neu angeschaffte Kirchengeläute wurde in der Tonhöhe auf das Wetterglöcklein abgestimmt und somit dies harmonisch in den fünfstimmigen Gesamtakkord integriert.

Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:  
Dr. Walter Stettner,  
Dr. Karl-Eugen Maulbetsch,  
Richard Parlitz.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Robert Kohler, Balingen

Königsberger Straße 89, Telefon 63 38.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.